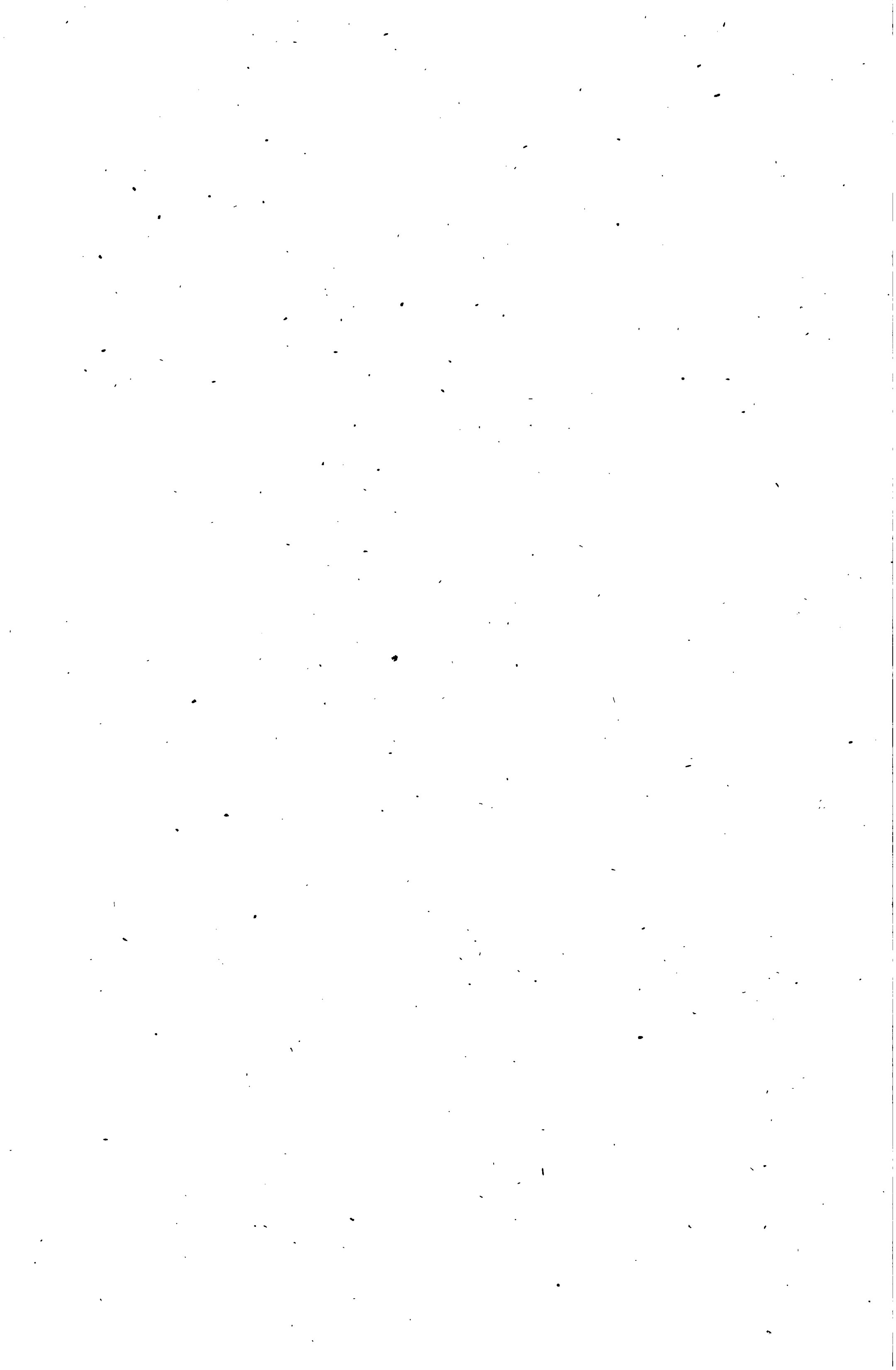





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA





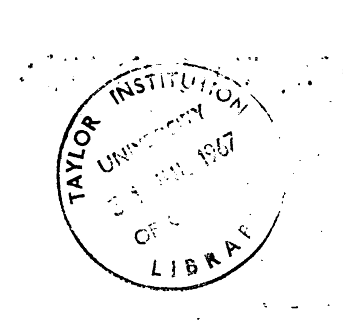
Ronneburger Mysterien.

Humoristischer Roman in drei Bänden

von

Graf Ulrich Baudissin.

Wien, 1868.
Druck und Verlag von Josef Ritter von Geitler.



Ronneburger Mysterien.

Humoristischer Roman von Graf Ulrich Baudissin.

I. Band.

Erstes Capitel.

Schloß Ronneburg.

Die Anhöhe, auf deren flachem Gipfel sich das Schloß Ronneburg erhebt, gleicht gewissermaßen einem Januskopfe. Das eine Gesicht sieht genau gen Osten, das andere genau gen Westen. Gen Norden und Süden ist Alles Bart und Haar — ich meine Gestrüpp und Wald. Die zwei Gesichter sind unter sich sehr verschieden, denn nach Osten zu senkt sich das Terrain mit freundlicher Miene in sanft geneigten, mit weitläufigen Garten- und Parkanlagen gezierten Abhängen in ein liebliches Thal, wogegen es nach Westen zu mit einer dräuenden Grimasse jählings in eine tief einschneidende Rinne abfällt, welche die Anhöhe von einem hohen und steilen Hügel trennt. Von der Rinne — in diesen Gegenden auch Rönne oder Ronne genannt — mag das Schloß seinen Namen entlehnt haben. Es führt ein Fahrweg hindurch, der einerseits nach der Anhöhe, andererseits nach ihrem Nachbar, dem steilen Hügel, abzweigt.

Das Schloß ist in einem düsteren schwerfälligen Styl erbaut und macht auf den Beschauer keinen besonders angenehmen Eindruck. Die Hauptfaçade und zwei Flügel bilden drei Seiten; eine geschlossene Galerie mit einem gewölbten Thorwege bildet die vierte Seite eines engbrüstigen Quadrats, welches man mit jener Höhle im rhiphäischen Gebirge vergleichen könnte, wo der Mythe nach der Windgott Boreas seine Wohnung aufgeschlagen hatte, denn es gibt hier keinen Fleck, wo Einem nicht aus irgend einem abscheulichen Winkel ein feuchtkalter Luftstrom mit einem hohlen, wie aus einem Meerhorn hervorbringenden Tone entgegenweht.

Eine andere Eigenthümlichkeit des Schloßhofes ist die, daß man bei jedem Schritt auf den breiten Sandsteinquadern ganz deutlich zu hören glaubt, wie Einem Jemand nachschleicht. Es wird Einem hier recht unheimlich zu Muthe.

Die hohen schmalen Fenster sehen so hohläugig düster aus, daß man sich gar nicht denken kann, es habe jemals ein freundlich lächelndes Menschenantlitz aus ihnen herausgeschaut, und die mit alterthümlicher Bildhauerarbeit überladene Galerie ruft die Idee hervor, als sei sie nur zur Bequemlichkeit

für Gespenster erbaut worden, die nächtlicherweile aus den zwei Seitengebäuden steigen, um sich, zum Grauen und Entsetzen ehrlicher Christen, im Mondschein Rendezvous zu geben.

Apropos von Gespenstern, es gibt bekanntermaßen kein reputirliches altes Schloß, das nicht sein Schloßgespenst hätte. Auch Schloß Ronneburg hat eines.

Ich schalte diese Bemerkung hier ein, da ich über einen so wichtigen Punkt keinen Augenblick den mindesten Zweifel möchte walten lassen. Uebrigens bin ich nicht Willens, mich schon an dieser Stelle weiter über das Ronneburger Gespenst auszusprechen; ihr sollt es zur geeigneten Zeit kennen lernen. Nur soviel sei vorläufig gesagt, es ist ein durchaus naturwüchsiges Familiengespenst, mit allen specifischen Merkmalen ausgestattet, wie es in den besten Lehrbüchern beschrieben steht: leichtschwebend, schattenhaft, durchsichtig, modericht-schauerlich und, wenn Morgenluft witternd, angstvoll erzitternd.

Es wird auch auf Ronneburg viel von anderen Geister-Erscheinungen geredet, aber vernünftige Leute hören nicht darauf.

Durchaus unverbürgt sind alle Aussagen über den geharnischten Ritter, der die häßliche Angewohnheit haben soll, seinen hohlen Kopf auf den langen Corridoren vor sich herzurollen; und was nun gar jene schemenhaften Zerrbilder betrifft, den drei Ellen hohen Wehrwolf mit den wie Kohlen im Ofenloch glühenden Augen, oder den schwarzen Kobold, der sich das malitiöse Vergnügen macht, den Mägden Abends das Licht auszublasen, ihnen im Dunkel das Schürzenband aufzuzupfen und ihnen hinten auf die Holzpantoffeln zu treten, so verweise ich sie hiemit ein- für allemal mit gebührender Verachtung ins Reich der Hirngespinnste.

Verlassen wir den engen Schloßhof und ersteigen wir den jenseits der Rinne gelegenen hohen Hügel, so werden wir unsere Mühe reichlich belohnt finden, denn droben bietet sich dem Auge ein herrliches Panorama dar. Zu unserer Linken ragt das Schloß in malerischen Umrissen über dichte Baumgruppen empor; vor uns dehnt sich eine weite Ebene mit Wiesen, Kornfeldern und zerstreut liegenden Weilern und Pachthöfen aus, zu unserer Rechten endlich sehen wir das Meer, welches hier eine breite Bucht bildet, und darüber hinaus, in bläulichen und violetten Tinten verschwimmend, das ferne Ufer einer waldreichen Landzunge.

Der Hügel selbst aber ist mit Trümmern einer älteren Ronneburg bedeckt, die zum größten Theil das Baumaterial zu der jetzigen, vor etwa zweihundert Jahren aufgeführten hat hergeben müssen. Von den Mauern ist daher wenig mehr zu sehen; nur hie und da gewahrt man auf dem unebenen Boden einige mannshohe, von Unkraut und Buschwerk überwucherte Ueberreste derselben.

Dagegen hat der Erbauer des neuen Schlosses einen massiven viereckigen Wartthurm geschont, der sich noch heutigen Tages zu seiner ursprünglichen imposanten Höhe erhebt.

Es muß dahingestellt bleiben, ob diese Schonung aus der nicht völlig erloschenen Pietät jenes baulustigen Herrn für seine raubritterlichen Vorfahren entsprang, oder in der Rücksicht auf die in der That unvergleichlich schöne Rundschau begründet war, welche er von den Zinnen seines Wartthurms genoß. Gewiß ist es, daß seine Nachkommen sich aus der Rundschau blutwenig machten, denn der Thurm verfiel im Innern mehr und mehr, bis es zuletzt lebensgefährlich wurde, ihn zu ersteigen. Er wurde dann verschlossen und den Eulen, Fledermäusen und Ratten, sowie dem oben erwähnten Burggespenst zur alleinigen Nutznießung überlassen.

Endlich aber erbarmte sich der Vater des jetzigen Besitzers des vernachlässigten Thurmes.

Er ließ denselben vollständig ausbauen und darin einige Zimmer recht wohnlich und behaglich einrichten. Auch stellte er daselbst ein herrliches Fernrohr auf; und so gut gefiel es dem Grafen Magnus Werneberg in seinem restaurirten Thurm, daß er dort öfter und lieber verweilte, als drüben auf dem Schloß. Namentlich aber war es die wundervolle Aussicht, die ihn hier fesselte, und stundenlang konnte er vor seinem Fernrohr sitzen und sich an dem wonnigen Bewußtsein laben, daß, so weit er mit Hilfe desselben sah, alles Land ringsumher ihm gehörte.

Dieser gewiß höchst angenehmen Beschäftigung sollte jedoch bald durch ein recht widerwärtiges Ereigniß ein Ende gemacht werden.

Die dem Lehnswesen so feindlichen Ideen von Freiheit und Gleichheit, welche die französische Revolution ins Leben gerufen hatte, fanden auch ihren Weg nach Ronneburg, wo sie indeß in etwas krüppelhafter Gestalt anlangten.

Die Bauern begannen einander zuzuflüstern, daß ihr Gutsherr doch eigentlich ein gar harter Mann sei, ja daß die unerbittliche Strenge, mit welcher er die fast unerschwinglichen Steuern eintreibe, um davon im Ueberfluß zu schwelgen, während sie selbst Noth und Mangel leiden müßten, nachgerade mehr als drückend werde.

Und als sie sich eine zeitlang im Stillen über die ungleichmäßige und höchst ungerechte Vertheilung der Güter dieser Welt geärgert hatten, fingen sie an zu murren. Und als sie eine zeitlang gemurrt hatten, kam es zu sehr unerquicklichen Auseinandersetzungen mit der Gutsbehörde, dann hinsichtlich gewisser Frohndienste zur Verweigerung des Gehorsams, zuletzt zu offener Widersetzlichkeit.

Nun lag aber nichts weniger im Charakter des Grafen als Nachgiebigkeit gegen rebellische Untergebene; der Streit wurde immer heftiger und endlich geschah es, daß die von einigen böswilligen Anwieglern angestachel-

ten Bauern eines Tages in hellen Haufen gegen das Schloß zogen, um mit Gewalt durchzusetzen, was sie auf keine andere Weise hatten erlangen können.

Der Graf spottete ihrer Machtentfaltung. Mit einer kleinen Schaar getreuer Diener zog er sich in seinen festen Thurm zurück, wo er mit wunderbarer Schnelligkeit alle Anstalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung getroffen hatte.

Die Bauern stutzten, als sie aus allen Fenstern und Schießscharten der Warte sehr verdächtig aussehende Büchsenläufe hervorblitzen sahen. Zwar hatte es erst den Anschein, als wollten sie einen Angriff wagen, aber sie kannten ihren Herrn; sie waren überzeugt, daß er nöthigenfalls ohne Bedenken recht tüchtig auf sie lospfeffern werde, und sie begnügten sich endlich damit, in das „neue Schloß“ einzubrechen und dort allen erdenklichen Unfug zu treiben. Die Fensterscheiben, die Spiegel und Gemälde wurden zerschlagen, die kostbaren Tapeten und Vorhänge in Fetzen zerrissen, tragbare Werthgegenstände fortgeschleppt, andere zertrümmert. Zuletzt wurden auch die Keller erbrochen und geleert. Und als diese Heldenthaten unter obligatem Gebrüll vollbracht waren, zogen sie, trunken von Wein und Siegesfreude, wieder ab.

Es gelang dem Grafen bald darauf, seine rebellischen Untergebenen zum Gehorsam zurückzuführen und die Rädelsführer zur verdienten Strafe zu ziehen.

Aber der Aufenthalt auf Ronneburg war ihm verleidet und er verließ, sobald die frühere Ordnung wieder hergestellt war, mit seiner Familie das Schloß, um, wie er schwor, nie wieder dahin zurückzukehren.

Er hielt diesen Schwur; kein einzigesmal betrat nach jener Zeit sein Fuß das schöne Besitzthum, welches er so oft von dem hohen Thurme aus mit dem Fernrohr überblickt hatte; kein einzigesmal auch gestattete er seinem Sohne Richard, dasselbe zu besuchen. Ja, er wußte dem Sohne einen solchen Widerwillen gegen Ronneburg einzuflößen, daß dieser auch nach des Vaters Tode nicht das geringste Verlangen trug, den uralten Sitz seiner Vorfahren, die Wiege seiner Kindheit, auch nur in Augenschein zu nehmen.

So blieb denn das Schloß viele Jahre lang unbewohnt, und keine Seele kannte daselbst von Angesicht den jetzt fast siebzigjährigen Besitzer. Der Leser wird ihn sehr bald kennen lernen und soll dann in Betreff seiner so viel erfahren, als ihm zur Beurtheilung seiner Individualität nöthig ist. Hier nur einige Bemerkungen hinsichtlich seiner äußeren Verhältnisse, namentlich aber seiner Vermögensumstände, die in dieser wahren Geschichte von vorwiegender Bedeutung sind.

Graf Magnus Werneberg, der Vater, ging, nachdem er Ronneburg auf

immer den Rücken gekehrt, nach Schweden, woselbst er gleichfalls ein großes Gut besaß.

Der Grundbesitz in Schweden war dazumal wohlfeil zu erstehen, und der reiche Mann fand es daher leicht, den seinigen außerordentlich zu erweitern. Und er hätte seine Capitalien gar nicht vortheilhafter anlegen können, denn mit den Jahren stiegen die angekauften Ländereien um das Drei- und Vierfache im Werth, und da der Graf ein strenger Oekonom war, der, trotz seines nicht geringen Aufwandes, das Seinige trefflich zu Rathe hielt, so konnte er bei seinem Tode dem einzigen Sohne — überhaupt seinem einzigen Kinde — ein unermeßliches Vermögen hinterlassen.

Der Sohn, Graf Richard, trat in die Fußstapfen des Vaters, und der bereits angehäufte Reichthum mehrte sich noch beträchtlich unter seiner Verwaltung.

Jeder Mensch hat seine Plagen; der Reiche hat deren oft, wie recht und billig, noch mehr als der Arme.

Die schlimmsten Plagen, welche Graf Richard Werneberg zu erdulden hatte, bereiteten ihm seine armen Verwandten. Er kannte diese Leute nicht, hatte sie nie gesehen, er lebte in Schweden, später lange Zeit in Rußland, er focht als Officier gegen die Tscherkessen im Kaukasus, er machte weite Reisen in Italien, Griechenland und Kleinasien, er war überall in der Welt, nur nicht in Deutschland, der Heimat seiner Verwandten.

Er besaß auch kein weiches, für Mitleid empfängliches Gemüth; die Angelegenheiten Anderer waren ihm gleichgiltig; er hatte zu viel Noth und Elend vor Augen gehabt, als daß er durch nur geschildertes hätte gerührt werden können; namentlich aber regte sich in seinem Herzen kein sympathisches Gefühl für Solche, die, wie seine Verwandten, durch eigene Schuld das Ihrige eingebüßt hatten.

Was kümmerte es ihn, daß sein Vater fünf Schwestern gehabt? Er hatte nie gehört, daß der Vater sie besonders geliebt hätte.

Was kümmerte es ihn, daß Sophie, Juliane, Charlotte, Marie und Elisabeth Werneberg fünf Männer geheiratet hatten, die alle Verschwender waren?

Was ging es ihn an, daß in diesen fünf Ehen so und so viele Kinder erzeugt worden waren, die sich seine Vettern und Cousinen nannten?

Trugen sie ja doch nicht einmal seinen Namen: Heinrich Rawald, Agathe v. Osten, Paul Odenfeld, Adelgunde Fellenbach, Therese Fellenbach, Blandina und Ernestine Bimbach, Gustav Nicander und Bernhard Günther — du lieber Himmel, was waren ihm diese Menschen!

War es seine Aufgabe im Leben, ihnen in ihren beständigen Sorgen und Nöthen beizustehen?

Und doch hatten sie sichs Alle — mit Ausnahme der beiden Letztgenannten — in den Kopf gesetzt, in ihm, dem Haupte der Familie, eine Art

irdische Vorsehung zu erblicken, auf deren Schutz und Beistand sie kraft eines heiligen Naturgesetzes den unbestreitbarsten Anspruch hatten. Und sie ermüdeten denn auch nicht in ihren Bemühungen, sich seine Freigebigkeit tributär zu machen, als sei sein Geldbeutel eine Leih- und Hilfskasse, in welche sie durch ihr bloßes Geborenwerden ein Capital von unbestimmter Größe und Rentabilität eingeschossen hätten.

In der That, nichts kann mit der Hartnäckigkeit verglichen werden, mit welcher sie ihre Zwecke dem Grafen gegenüber verfolgten.

So oft und plötzlich er auch in seinem viel bewegten Leben seinen Aufenthalt wechseln mochte, immer wußten sie wie mittels einer Art Hellseherei, wo er gerade sich hingewendet hatte, und ihre Briefe voll der verzweifeltsten Jeremiaden gingen ihm in Petersburg so unvermeidlich zu wie in Stockholm, in Smyrna so unvermeidlich wie in Athen und Rom. Ja, so sicher wie der Lichtschweif dem Kometen auf seiner ungemessenen Bahn durch die Himmelsräume folgt, so sicher schleppte der Graf auf seinen weiten Reisen durch Europa und Asien den Briefschweif hinter sich her.

Was sollte der geplagte Mann thun?

Die Briefe ungelesen ins Feuer werfen?

Manchmal geschah das freilich, aber noch weit öfter las er sie; denn jene Leute waren nun doch einmal seine Vettern und Cousinen, und so wenig er auch für ihre Leiden ein Herz hatte, so litt doch sein Stolz nicht, daß irgend Jemand, der sich der Verwandtschaft mit ihm, dem reichen Grafen Werneberg, rühmen könne, in gar zu großer Dürftigkeit lebe. Und hiezu kam noch ein weit größeres Uebel, als die Briefe, die persönlichen Anmeldungen der Briefschreiber selbst. Sie waren ihm nämlich, wenn sie keine Antwort erhielten, nachgereist, und mehr als einmal gelang es ihm nur mit knapper Noth, ihnen auszuweichen, indem er in möglichster Eile nach irgend einer beliebigen Richtung hin eine Strecke von fünfzig bis hundert Meilen zurücklegte.

Der Graf hatte nicht nur die Briefe seiner Verwandten sehr häufig gelesen, sondern auch in nicht seltenen Fällen dieselben durch eine kleinere oder größere Anweisung auf seinen Banquier beantwortet.

Aber Ruhe hatte ihm dies nicht verschafft, vielmehr waren die an ihn gestellten Forderungen immer im Verhältniß zu seiner Willfährigkeit, sie zu erfüllen, gestiegen. Wie sollte er sich der fortgesetzten Quälerei entledigen?

Lange sann er darüber nach. Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke.

Das Schloß Ronneburg stand leer; dort gab es Wohnungen genug für die ganze Sippschaft. Der Ronneburger Garten lieferte Obst und Gemüse im Ueberfluß, in den Ronneburger Fischteichen schwammen herrliche Karauschen und Karpfen, im Ronneburger Wildgehege stolzirte gar mancher stattliche Hirsch und Rehbock.

Von dem Allen war dem Grafen fast gar nichts zugute gekommen, denn die Jahresabschlüsse hatten immer nur auffallend geringe Summen für verkauftes Obst und Wildpret aufgewiesen; ei, da mochten sich denn die hungernden Verwandtenmagen an dem sättigen, was bis jetzt sich der Förster, der Gärtner, der Castellan und Andere ungerechtermaßen angeeignet hatten. Endlich brachte auch ein Ausfall von einigen Klaftern Holz in der jährlichen Auctionsliste des Försters keinen nennenswerthen Verlust. Billiger konnte man ein Dutzend frierender Verwandten gar nicht erwärmen. Ueberhaupt durfte der Graf hoffen, daß, wenn es ihm gelänge, aus Schloß Ronneburg eine Art von Verwandten-Bewahranstalt zu machen, er der ewigen Plackereien endlich loswerden dürfe.

Freilich würden andere Unannehmlichkeiten entstehen.

Die neuen Bewohner des Schlosses würden — so wie er sie hatte beurtheilen lernen, zweifelte er nicht im Geringsten daran — mit den ihnen gemachten Zugeständnissen nicht zufrieden sein, sondern an die Gutsverwaltung die unbilligsten und unverschämtesten Forderungen stellen, endlich aber auch unter sich in Streit gerathen.

Aber der Graf war fest entschlossen, sich um die tausend Unersprießlichkeiten und Mißhelligkeiten, die voraussichtlich entstehen würden, namentlich aber um die Zwistigkeiten der Verwandten unter sich, in keiner Weise zu kümmern, ja er weidete sich insgeheim mit boshafter Freude an dem Gedanken, daß Diejenigen, die ihm so viel Plage verursacht, sich auch gegenseitig das Leben recht gründlich sauer machen würden.

Was der Graf anstrebte, gelang ihm vollkommen; nach einigen Jahren waren die sämmtlichen vorhin erwähnten Verwandten — wieder mit Ausnahme der beiden Letztgenannten — nach und nach aufs Schloß gezogen. Und was er vorausgesehen, traf aufs Haar zu; sie verbitterten einander das Dasein in jeder möglichen und denkbaren Weise.

Es liefen anfangs Klagen und Beschwerden des Einen über den Anderen ein, aber nun war es mit dem Brieflesen oder doch mit dem Briefbeantworten zu Ende. Nie wurde von Seite des Grafen, selbst auf die dringlichsten Vorstellungen, eine Zeile erwidert, und die Verwandten gaben es schließlich auf, an ihn zu schreiben, wofür sie ihn aber freilich umso reichlicher im Stillen mit den inbrünstigsten Verwünschungen bedachten.

In jedem anderen Punkte waren sie uneinig, in dem einen jedoch herrschte unter ihnen die vollste und herzinnigste Uebereinstimmung: ihr Vetter, der Graf, sei ein Geizhals, ein durchaus gefühlloser Mann, ein höchst unedler Charakter, denn nur ein solcher konnte sich selbst herabwürdigen, indem er seinen Verwandten die Demüthigung auferlegte, von der bitteren Noth gezwungen ein so armseliges Almosen anzunehmen.

Nachdem ich Dir, lieber Leser, nunmehr einen Wink gegeben, wie Du Dir die Ronneburger Zustände und Verhältnisse zu denken hast, wird es

aber auch nothwendig sein, Dir der Reihe nach die sämmtlichen Verwandten vorzustellen.

Ich beginne mit der Frau Generalin Fellenbach. Sie ist jedoch eine zu bedeutende Persönlichkeit, als daß ihr nicht ein eigenes Capitel gewidmet werden sollte; ich muß Dich daher auf das folgende verweisen.

II. Capitel.

Die Generalin Fellenbach.

Die Generalin Fellenbach ist — ich hoffe zuversichtlich, daß ihr dieses Buch nie in die Hände gerathen wird — ihrem Taufscheine nach vierzig Jahre alt. Aber sie gilt noch immer mit vollem Recht für eine sehr schöne Frau.

Es gibt Gesichter, deren Bau ein so wunderbar harmonischer ist, daß sie an Schönheit nur gewinnen, wenn die schärferen Linien eines reiferen Alters die Formen wirkungsvoller hervortreten lassen.

Ein solch beneidenswerthes Gesicht hat die Generalin. Und da sie außerdem auch eine stattliche Figur von üppiger und gefälliger Rundung besitzt, sich durch eine würdevolle und zugleich graziöse Haltung auszeichnet und mit Geschmack und Eleganz kleidet, so darf ich wol mit Wahrheit behaupten, daß sie eine auffallend prächtige Erscheinung ist. Ihren Charakter mögt Ihr später aus ihren Handlungen kennen lernen; hier nur in möglichster Kürze Einiges über ihre Vergangenheit.

Die Generalin Fellenbach ist die Tochter der dritten Schwester des Grafen Magnus Werneberg. Sie ist mithin des Grafen Richard Cousine — ich könnte Base sagen, doch das Wort ist mir zuwider.

Ihre Mutter, Charlotte Werneberg, heiratete einen Grafen Sonnenthal, und sie selbst achtzehn Jahre später den Major Fellenbach.

Adelgunde Sonnenthal brachte ihrem Gatten ein hübsches Vermögen mit, und er selbst war nicht unbemittelt. Sie waren aber Beide zur Verschwendung geneigt, und nur zu bald sahen sie sich auf den Gehalt reducirt, den sie bezogen: er als Major in der Garde, sie als Hofdame der Prinzeß — doch halt, ich nenne nicht gerne den Namen einer so hochgestellten Dame — Ihre königliche Hoheit mag hier Prinzeß Fanfreluche heißen.

Ein Major der Garde bezieht keine große Gage, eine Hofdame der Prinzeß Fanfreluche ebensowenig; aber ich möchte wissen, ob es Leute gibt, die mehr Bedürfnisse haben, als ein Gardemajor und eine Hofdame. Ich habe versprochen, mich möglichst kurz zu fassen, darum verzichte ich auf eine Schilderung der immer wachsenden Geldnoth, der Schuldenanhäufung und der

sonstigen Calamitäten, in die sich Beide schließlich verwickelt sahen. Meinen Zwecken genügt es vollkommen, wenn ich anführe, daß schon im dritten Jahr nach der Heirat der erste lange Brief an den reichen Vetter Werneberg nach Kogmanneborg, Poststation Norköping, Königreich Schweden, abging.

Der reiche Vetter half, die Prinzeß Fanfrelüche half auch ein wenig. Major und Hofdame lebten wieder flott.

Dieses flotte Leben dauerte genau so lange, als das Geld reichte und bis es nöthig wurde, einen zweiten Brief an den reichen Vetter, diesmal aber nach Helsingfors in Finnland, abzusenden.

Später ging ein dritter Brief — doch ich will mich ja kurz fassen, und da kann ich unmöglich angeben, wie viele Briefe an den reichen Vetter geschrieben und wohin sie alle adressirt wurden.

Jahre vergingen; der Major wurde dick und Oberstlieutenant; er wurde noch dicker und Oberst; endlich wurde er ganz außerordentlich dick und General.

Die Hofdame war und blieb Hofdame und wurde nicht dick, ihre kleine Tochter Therese wuchs zu einer großen Tochter heran und erblühte wie die lieblichste Rosenknospe.

Die Prinzeß Fanfrelüche endlich wurde alt, gelb und runzelig und verblich wie eine aufgeplatzte Nelke.

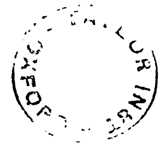
Als der General noch immer an Dicke zunahm, wäre er auch fast aufgeplatzt und mußte sich ins Privatleben zurückziehen. Die Witzbolde bei der Garde behaupteten, daß noch nie ein so ungeheurer Riß in der Anciennetätsliste entstanden sei, wie diesmal durch den Abgang des Generals Fellenbach; und je größer das so hervorgebrachte Loch war, umso leichter schlüpfte auch sein Hintermann hinein und schleppte die ganze lange Reihe von weiteren Hintermännern nach sich, so daß es ganz unten noch Platz genug gab für zwei sehr dünne Secondlieutenants.

Aber davon wollte ich eigentlich gar nicht schreiben — wie außerordentlich schwer ist es doch, sich kurz zu fassen! Ich wollte vielmehr von dem jungen Prinzen — er hieß natürlich anders, aber ich nenne ihn Prinz Mostachio — sprechen, dessen Liebesverhältniß mit der reizenden Gemalin des X—y'schen Gesandten die traurige Folge hatte, daß nun auch die Generalin in das Privatleben zurücktreten mußte.

Das heißt, nicht eigentlich jenes obscöne Verhältniß hatte diese Folge, sondern vielmehr die Kupplerrolle, welche die Generalin dabei übernommen. Brauche ich übrigens darüber zu sprechen?

Ich thue es ungern. Kupplerrolle — das eine inhaltsschwere Wort sagt doch wahrlich schon mehr als genug.

Nein, ich brauche nicht darüber zu sprechen, ich kann mein und des



Lesers Schicklichkeitsgefühl schonen und mich also doch endlich einmal kurz fassen.

Die Affaire machte übrigens in der Residenz ein ungeheures Aufsehen und versetzte die Crême der Gesellschaft — herrlicher Ausdruck das! — in eine so ungestüme, gewitterschwüle Entrüstungswallung, daß sie auf drei Wochen sauer wurde.

Der Prinz Mostacchio mußte in einer geheimen Mission nach Konstantinopel gehen, wo es ihm, beiläufig gesagt, recht gut gefiel; die Gesandtenfrau kehrte nach X—y zurück, und der Generalin vergönnte man „zehn Jahre Zeit, fern von Madrid darüber nachzudenken".

Der General war an der Fettsucht gestorben, kurz ehe die Zeit begann, die man seiner Gemalin so freigebig zum Nachdenken eingeräumt hatte. Die nachdenkende Witwe wendete sich nun wieder in ihren Nöthen an den reichen Vetter, und zufälligerweise empfing er ihren Brief gerade an dem Tage, an welchem er den sinnreichen Plan entworfen hatte, aus Schloß Ronneburg eine Verpflegungsanstalt für darbende Verwandte zu machen. Seine Antwort war eine so freundliche und trostreiche, wie noch nie zuvor, und er wußte ihr sein Anerbieten in ein so verlockendes Licht zu stellen, daß sie willig, ja mit größter Freude darauf einging.

So zog denn die Generalin Fellenbach mit dem unbedeutenden Witwengehalt, den ihr der fette General vorschriftmäßig hatte sichern müssen — die Verweigerung einer Pension als Hofdame gehörte zu den Dingen, über welche sie nachzudenken hatte — nach Schloß Ronneburg und richtete sich daselbst ein. Und zwar richtete sie sich gleich so ein, als solle sie für alle Zukunft die alleinige Herrin des Schlosses sein.

Ich bezeichne dies durchaus nicht als einen Act der Anmaßung, denn wie in aller Welt konnte sie ahnen, daß die Intentionen des Grafen auf die spätere Ronneburgisirung einer ungezählten Schaar anderer Verwandten hinausgingen?

Nein, ich muß der Generalin Gerechtigkeit widerfahren lassen, ein tadelnswerther Mißbrauch der ertheilten Erlaubniß war es gewiß nicht, daß sie gleich nach ihrer Ankunft eine Reihe der schönsten und am besten möblirten Zimmer des Erdgeschosses, sowie auch die geräumige Herrschaftsküche und das wohleingerichtete Waschhaus für sich in Beschlag nahm.

Es liegt überhaupt nicht in meinem Charakter, die Leute zu bekritteln, und so bitte ich denn, ebensowenig einen versteckten Tadel in der Bemerkung zu suchen, daß die Generalin auch sofort sich des kostbaren Tafelgeschirrs und der sämmtlichen Tisch- und Bettwäsche bemächtigte.

Tadel!

Es kann doch wahrlich meine Aufgabe nicht sein, die Personen herabzusetzen, welche in meiner Geschichte eine Rolle spielen.

Wenn daher die Generalin außerdem die gelbe Staatscarosse annectirte und den Blumengarten mit dem hübschen Pavillon unter den Schutz eines strengen Tabu stellte, und wenn sie endlich Sorge trug, daß das Segelboot zu ihrer ausschließlichen Benützung in brauchbaren Stand gesetzt wurde, so sind dies lauter Dinge, über die ich keine Randglossen zu machen habe.

Tadel!

Doch nein, ich will mich nicht ereifern.

Eine geraume Zeit, ich glaube zwei volle Jahre, lebte die Generalin auf Schloß Ronneburg in der angenehmen Illusion, daß ihr dasselbe auf Lebensdauer als Witwensitz und zur freien Verfügung überlassen bleiben werde. Es war für sie eine schöne Zeit. Ruhe rings um sie her, wohlthätige, süße, idyllische Ruhe — zum Nachdenken!

Und sie hatte die Leute auf dem Schloß so gut abgerichtet, sie waren schon längst ganz zahm, sie gehorchten Alle in stiller Ergebung ihrem leisesten Wink, sie fraßen ihr — man verzeihe mir den banalen Ausdruck — aus der Hand.

Da war zum Beispiel der alte Castellan Böhme; er unterstand sich nie, vor ihr zu erscheinen, ohne vorher eine frische weiße Cravate und eine weiße Piquetweste angelegt zu haben; er sagte auch „unterthänigst guten Morgen". Und da war die Beschließerin, Madame Gliemann; wie tief sie knickste, wie von Ehrfurcht durchschauert sie zu Boden blickte, so oft die Generalin sie anredete! Und der Gärtner Hennings; wie arbeitete er nicht im Schweiße seines Angesichts, um ihren Blumengarten in Ordnung zu halten! Und der Förster Bärwolf; welchen Ueberfluß an Schnepfen, Bekassinen, Krametsvögeln und Rebhühnern lieferte er nicht in ihre Küche! Und der Kutscher und die Knechte und die Mägde — ach, so etwas kann man eigentlich gar nicht beschreiben, es läßt sich nur empfinden.

Nun aber traf eines Tages ein Brief vom Grafen ein, worin er der Generalin die Mittheilung machte, daß er ihren und seinen Vetter, den pensionirten Major Rawald, sowie dessen Schwester Agathe, verwitwete Frau v. Osten, vermocht habe, gleichfalls ihren Wohnsitz auf Schloß Ronneburg aufzuschlagen.

Er fügte hinzu, daß es ihm umsomehr zur freudigsten Genugthuung gereiche, den Genannten in dieser Weise unter die Arme zu greifen, da es gewiß auch seiner sehr theuren Cousine Fellenbach — der Heuchler! — nur angenehm sein könne, der drückenden Einsamkeit, in welcher sie so lange gelebt, durch den erheiternden Umgang mit nahen Verwandten überhoben zu werden, von denen er zu wissen glaube, daß sie in der Generalin Liebe und Werthschätzung — sie hatte sie nie ausstehen können — einen überaus hohen Platz einnähmen.

Er habe, hieß es weiter, dem Castellan Böhme Befehl ertheilt, für den Major und dessen Schwester zwei passende Wohnungen herzurichten, und er

schließe mit der Bitte — der Graf konnte doch wirklich recht boshaft sein — daß die Generalin den Eifer des alten Böhme, diesen Befehl in entsprechender Weise auszuführen, nöthigenfalls durch freundliche Ueberwachung ein wenig anfeuern wolle.

Nachdem sich die Generalin von dem schmerzlichen Erstaunen, in welches sie dieser Brief versetzt, einigermaßen wieder erholt hatte, faßte sie den energischen Entschluß, sich durch die Hinzukommenden in keiner Weise aus der Stellung verdrängen zu lassen, welche sie auf Schloß Ronneburg eingenommen hatte.

Sie bewies in der Folge, daß sie siegreich zu vertheidigen wisse, was einmal ihrer Botmäßigkeit unterworfen war.

Der pensionirte Major und seine verwitwete Schwester kamen. Sie sahen mit Befremden, welch ungeheures Terrain ihre Cousine auf dem Schloß innehatte. Eine so ungleichmäßige Vertheilung schien ihnen weder an sich billig und gerecht, noch mit den ausgesprochenen Absichten des Grafen in Uebereinstimmung, und sie waren durchaus nicht Willens, die Anmaßung der Generalin gutzuheißen.

Frau v. Osten wollte sich in die Herrschaftsküche eindrängen; es gelang ihr aber nicht, und nach vielem Streit und Hader mußte sie sich mit der weit weniger guten Gesindeküche begnügen.

Sie wollte die Hälfte des Waschhauses an sich reißen, doch kein Winkel davon wurde ihr zugestanden.

Sie bemächtigte sich durch Ueberrumplung eines Theiles vom Tafelgeschirr und dem Leinenzeug; es wurde ihr aber durch Ueberrumplung wieder abgenommen.

Sie eroberte endlich mittels eines coup de force den kleinen Blumengarten und den hübschen Pavillon, doch sie war außer Stande, sich darin zu behaupten und mußte schließlich ihre mitgebrachten Nelken und Levkojen zweihundert Schritt weiter abseits neben einer wenig einladenden Geißblattlaube pflanzen.

Auch ihr Bruder, der Major, war währenddessen nicht müßig. Er machte verwegene und überraschend heftige Angriffe auf die gelbe Staatscarrosse und das Segelboot, wurde aber jedesmal schmählich zurückgeschlagen; er versuchte auch zum Oefteren, die Diener des Schlosses einer Art von Militär-Despotismus zu unterwerfen, doch sie flüchteten sich unter den Schutz des jedenfalls weniger harten Regiments der Generalin und fanden hier auch zu ihrem Trost den Willen und die Stärke, sie gegen jede feindliche Macht zu vertheidigen.

Schon nach Verlauf von drei Monaten hatten sich der Major und Frau v. Osten vollständig unterworfen.

Sie murrten zwar noch im Stillen, aber sie wagten keine offene Widersetzlichkeit mehr. Sie waren Leute von Erziehung — wenigstens glaubten

sie, es zu sein — sie hielten auf Form und gute Sitte — so behaupteten sie — ihr Mund konnte lächeln, wenn ihr Herz auch vor bitterem Groll zu zerspringen drohte; sie konnten in sanftem Tone flüstern: „Unendlich erfreut, Sie zu sehen, theure Cousine," wenn sie auch weit lieber gesagt hätten: „Dein Anblick ist mir ein Gräuel, verhaßtes Weib." Sie hatten denn auch — nach ihrer Ansicht — den ganzen Krieg ritterlich, wenn auch mit scharfen Waffen geführt und schlossen daher den Frieden in leidlich guter Manier.

Die drei Verwandten lebten schon seit geraumer Zeit in scheinbar ungestörter Eintracht, als ein Vierter angemeldet wurde. Es war dies der Baron Paul v. Odenfeld.

Sie kannten diesen Paul v. Odenfeld; er war ein alternder, grämlicher Junggeselle von ganz eigenthümlichen und höchst lästigen Neigungen und Gewohnheiten.

Es galt, gegen ihn auf der Huth zu sein, und sie schlossen ein Bündniß zum Zwecke seiner Unterjochung.

Der Baron kam und wurde unterjocht.

Dann folgten später zwei vergilbte Jungfrauen, die Schwestern Blandina und Ernestine Bimbach. Es hielt schwer, auch sie zu unterjochen, doch es gelang.

Nach dem Angeführten wird es Niemand überraschen, wenn ich sage, daß die Generalin zur Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, auf Ronneburg eine festbegründete autokratische Gewalt übte, der man sich nicht zu widersetzen wagte. Man liebte die Generalin nicht — o bewahre! — aber man beugte sich vor ihrem höheren Geiste; man trug nicht gern das auferlegte Joch, aber man erkannte, wie ersprießlich, ja wie durchaus nothwendig es sei, daß eine Regierung bestehe und daß die Zügel derselben in einer starken Hand ruhten.

— Ich würde es auf Ronneburg nicht aushalten, sagte der Major Rawald zu seiner Schwester, wenn es unserer Cousine Blandina Bimbach gestattet wäre, ihrer Liebhaberei für Katzen ganz ungehindert zu fröhnen; wir hätten dann statt sechs solcher Bestien ein ganzes Schock und könnten alle Nächte damit zubringen, der Musik auf den Dächern zu lauschen. Nur gut, daß auch die Generalin diese Thiere verabscheut.

— Ich wäre schon lange wieder fortgezogen, betheuerte Fräulein Blandina gegen ihre Schwester Ernestine, wenn unser Vetter Rawald nicht gezwungen wäre, die Anzahl seiner garstigen Rattenfänger zu beschränken. Er würde, wenn es nach seinem und nicht nach der Generalin Willen ginge, das ganze Haus damit anfüllen, und meine armen Katzen müßten vollends zu Tode gehetzt werden.

— Nur gut, sagte der Baron Odenfeld zu dem Major, daß die Generalin unserer Cousine Ernestine Bimbach nicht gestattet, von Morgens bis

Abends am offenen Fenster die Guitarre zu spielen und ihre endlosen Romanzen zu singen; sie thäte es sonst ganz gewiß und ich käme nie dazu, die Flöte zu blasen.

— Nur gut, sagte Fräulein Ernestine zu ihrer Schwester Blandina, daß die Generalin so wenig wie wir das unglückselige Flötenspiel des Vetters Odenfeld leiden kann. Die Flöte ist an sich ein fades Instrument, und wenn es nun gar so gehandhabt wird ...!

— Ich werde wahrhaftig die Generalin bitten müssen, äußerte Frau v. Osten gegen ihren Bruder, daß sie untersuchen läßt, woher jeden Tag zur nämlichen Stunde der unerträgliche Rauch kommt. Gewiß macht ihn Vetter Odenfeld, der unglücklicherweise gerade unter mir wohnt. Mein Gott, wie kann nur ein Mann auf den Einfall kommen, sich sein Essen selbst zu kochen!

— Wenn das gar zu häufige Scheuern und Waschen bei der Cousine v. Osten, die unglücklicherweise gerade über mir wohnt, nicht bald auf ein bescheideneres Maß beschränkt wird, brummte der Baron v. Odenfeld, so werde ich wieder einmal genöthigt sein, mich an die Generalin zu wenden. Das Wasser dringt überall durch die Decke und tröpfelt in mein Bett, mag ich es auch hinstellen wo ich will.

Dies waren freilich Unerheblichkeiten, aber es gab deren unzählige, die zu großen Streitigkeiten geführt und das Zusammenleben der Verwandten auf dem Schloß unmöglich gemacht hätten, würde nicht die Generalin das Schiedsrichteramt mit einer Festigkeit geführt haben, die ihres Erfolges stets sicher war.

Und sie schlichtete nicht nur die Streitigkeiten der Verwandten, sondern ordnete und regelte auch deren wunderliches buntes Treiben auf dem Schloß. Sie traf eine Menge von Verfügungen, nach welchen sich Alle richten mußten; sie führte ganz unmerklich eine gewisse Etikette ein und hielt streng auf deren Befolgung; sie bildete, möchte ich sagen, eine Art von Hofstaat nach dem Muster desjenigen, bei welchem sie selbst so ausgezeichnete Dienste geleistet hatte.

Sie war mit Einem Worte die Alleinherrscherin und ihr bloßer Wunsch galt als Befehl und Gesetz; aber sie hütete sich klugerweise, ihre Machtfülle zur Schau zu tragen.

Sie verstand es trefflich, jeden Einzelnen glauben zu machen, daß sie bei ihren Anordnungen vor Allem sein specielles Interesse vor Auge habe, und jeder Einzelne wußte ihr Dank dafür.

Sie ertrug endlich mit großer Nachsicht, ja mit scheinbarer Demuth, die bissigen Ausfälle, denen sie, trotz aller Unterwürfigkeit der Verwandten, fortwährend ausgesetzt war; auch ertheilte sie immer ihre Befehle in der gefälligen Form einer bescheidenen Bitte oder eines wohlgemeinten Rathes.

Waren aber Dinge von besonderer Wichtigkeit zur Entscheidung zu bringen, so berief sie einen Familienrath, das heißt, die sämmtlichen Verwandten zu einer ein- für allemal festgesetzten Stunde zur Chocolade. Die Verwandten wußten, was die Chocolade zu bedeuten habe und fanden sich stets pflichtschuldigst und in gespannter Erwartung der ihnen zu machenden Mittheilung im Salon der Generalin ein, wo es denn freilich oft zuging, wie ehedem bei den polnischen Reichsversammlungen.

Zu einem solchen Familienrathe sei nun auch der Leser von mir freundlichst eingeladen.

Drittes Capitel.

Der Familienrath.

Im Empfangzimmer der Generalin saßen — es war an einem sonnigen Vormittage im Monat März — die Verwandten um einen großen Tisch, auf welchem die Familien-Chocolade servirt war.

Eine gewisse Feierlichkeit, eine sichtbare Spannung drückte sich in allen Gesichtern aus; vielleicht vermutheten Einige, um wie Wichtiges es sich bei der bevorstehenden Berathung handeln werde.

Das Sofa nahmen Frau v. Osten und Fräulein Blandina Bimbach ein.

Frau v. Osten war ein kleines, kugelrundes, unruhiges Dämchen von fünfzig Jahren mit einem Höcker und tief zwischen den Schultern sitzenden Kopf. Ihr Gesicht war eher hübsch als häßlich, von wunderbarer Beweglichkeit und fortwährend wechselndem Ausdruck. Wer aus den Gesichtszügen der Menschen auf ihren Charakter zu schließen geneigt ist, wäre bei ihr in Verlegenheit gekommen, denn er hätte ihr in Zeit von zehn Minuten nach und nach die allerverschiedensten und widersprechendsten Neigungen und Gemüthsstimmungen beilegen müssen.

Fräulein Blandina hatte mit Frau v. Osten fast das gleiche Alter, sonst aber nichts mit ihr gemein.

War Frau v. Osten kurz, gedrungen und fett wie ein Hamster, so war dagegen das Fräulein lang, gestreckt und mager wie ein Storch. War jene unruhig und beweglich wie Quecksilber, so war diese starr und steif wie ein Eiszapfen. Zeigte jene ein unaufhörlich wechselndes Mienenspiel, so trug diese unabänderlich den ganz gleichen, immerwährend feststehenden Ausdruck zur Schau.

Hier wäre es dem Physiognomen leicht gewesen, die Gemüthsbeschaffenheit anzugeben; er hätte sie benennen können: in getäuschter Hoffnung eingefrorene Selbstsucht.

Zur Linken des Fräuleins saß der Major Rawald, zur Rechten der Frau v. Osten der Baron Odenfeld.

Ersterer, obgleich um mehrere Jahre älter als seine Schwester, war ein noch hübscher und stattlicher Herr. Er hat ein stark markirtes Gesicht mit einem recht gewinnenden Ausdruck von Bonhomie und Jovialität; nur Schade, daß dieser Ausdruck mit dem einer unedlen Gesinnung und einer gewissen dumm-schlauen Unverschämtheit gepaart war. Seine blauen Augen blickten keck und lustig unter den buschigen Brauen hervor; seine runden Wangen waren stark gebräunt. Sicherlich hatte er nicht kränklichkeitshalber den Dienst verlassen.

Der ihm gegenüber sitzende Baron Odenfeld war ein Mann von achtunddreißig Jahren, man hätte aber glauben können, daß er nahe an den Fünfzigern sei.

Er hatte eine lange schmale Gestalt und ein eingefallenes, dürres, gelbes Gesicht, aus welchem die großen kohlschwarzen Augen scheu und furchtsam hervorlugten. Düstere Melancholie sprach sich in seinen Zügen, hilf- und rathlose Verwirrung sprach sich in seinem ganzen Wesen aus. In dem Augenblicke, in welchem wir ihn Euch vorstellen, macht er sich durch die außerordentliche Gier bemerkbar, mit welcher er die ihm soeben gereichte vierte Tasse Chocolade ausschlürft.

Zur Linken des Majors hatte Fräulein Ernestine Blumbach ihren Platz. Ein kleines blasses Gesicht, rothgeränderte Augen von wehmüthig schmachtendem Ausdruck, dünnes, hellblondes, gelocktes Haar, ein geziertes, zimperliches Benehmen kennzeichneten in nicht besonders vortheilhafter Weise die sechsunddreißig Jahre alte Dame, über deren Neigung, am offenen Fenster endlose Romanzen zu singen, ihr Vetter, der Baron Odenfeld, sich so bitter beschwerte.

Zur Rechten des Barons saß ein junger Mann von auffallend hübschem und distinguirtem Aeußeren. Er war höchst elegant gekleidet und seine Manieren zeugten, obgleich man an ihnen eine gewisse Affectation leicht bemerkte, von der Gewohnheit, sich in gebildeten Kreisen zu bewegen.

Es war dies der Kammerjunker v. Osten, der Stiefsohn der Frau v. Osten.

Dem Sofa gegenüber präsidirte der Versammlung in einem großen, schön gestickten Fauteuil die Generalin Fellenbach.

Ich habe schon gesagt, daß sie für ihre Jahre eine sehr schöne Frau war, die sich namentlich durch eine imponirende Würde in Haltung und Benehmen auszeichnete. Da kein vernünftiger Leser lange Personalbeschreibungen liebt — ich fürchte, daß man die obenstehenden schon zu ausführlich finden wird — so verzichte ich auf eine weitere Schilderung ihres Aeußeren. Ich füge nur noch hinzu, daß gerade jetzt ihre klaren grauen Augen mit dem

Ausdruck protegirenden Wohlwollens im Kreise umherschauten, als wollten sie sagen:

— Ihr Alle steht ja unter meinem mächtigen Schutz, verscheucht daher jede Aengstlichkeit und erwartet mit Fassung die hochwichtige Mittheilung, die euch sogleich gemacht werden soll.

Der Baron Obenfeld hatte die fünfte Tasse Chocolade empfangen; der Major machte, ungesehen von der Generalin, gegen den Kammerjunker v. Osten eine darauf hinweisende Pantomime, indem er, nach dem Baron schielend, die fünf Finger seiner gehobenen rechten Hand ziemlich weit auseinanderspreizte.

Der Kammerjunker verstand ihn und lächelte.

Die Generalin gab jetzt ihrer Kammerfrau, welche die Gäste bedient hatte, ein fast unmerkliches Zeichen, und diese verließ geräuschlos das Gemach.

Die Versammelten wußten aus Erfahrung, daß nunmehr die Berathung beginnen werde.

— Vetter Rawald, wendete sich die Generalin an den Major, Sie sagten mir heute Morgens von einer Entdeckung, die Sie gestern Abends gemacht haben. Da wir grade beisammen sind und die Sache die Interessen jedes Einzelnen von uns in gleichem Maße berührt, so dürfte eine nochmalige, recht genaue Mittheilung uns Allen erwünscht sein. Ich vermuthe, fügte sie gegen die Uebrigen gewendet in fragendem Tone hinzu, daß Sie von dem Vorfall bereits unterrichtet sind?

Die Generalin wußte recht gut, daß mehrere der Anwesenden dies nicht waren; auch hätte sie weit besser als der Major die große Neuigkeit berichten können, da sie schon die genauesten Erkundigungen eingezogen hatte, aber sie wollte dem eitlen und redseligen Manne die schöne Gelegenheit, sich interessant zu machen, nicht rauben.

— Was ich weiß, ist in wenig Worten erzählt, gnädige Cousine, sagte der Major, sich gegen die Generalin mit einem dankbaren Lächeln verneigend. Ich hatte gestern Abends Briefe zu schreiben und blieb länger als gewöhnlich auf. Es war fast Mitternacht, als ich mich endlich anschickte, zur Ruhe zu gehen. Als ich nun, wie es meine Gewohnheit ist, noch einmal das Fenster öffnete, um nach dem Wetter zu sehen, erblickte ich zu meinem höchsten Erstaunen drüben im Thurm ein Licht.

— O Gott, das Burggespenst! rief erbleichend Fräulein Ernestine Bimbach.

Der Baron klapperte sehr geräuschvoll mit seiner Tasse und sah ganz bestürzt drein, indem er mit hohler Grabesstimme wiederholte:

— Das Burggespenst!

— Beruhigen Sie sich, Cousine, sagte der Major zu dem Fräulein, es

war kein Gespenst; hören Sie nur weiter. Ich beobachtete lange das Licht. Es bewegte sich hin und her und erhellte bald dieses, bald jenes Fenster des Thurmes. Hin und wieder trat ein dunkler Schatten davor, verschwand aber sogleich wieder. Auch wollte es mich, da ich mit gespannter Aufmerksamkeit hinüberhorchte, bedünken, als höre ich dann und wann einen unheimlichen, klagenden, fremdartigen Ton, einen Ton, wie ich ihn noch nie gehört und den ich Ihnen durchaus nicht beschreiben kann. Es schien mir ganz unzweifelhaft, daß er von Einem herrühren müsse, der sich im Thurm befinde.

— Ich danke dem Himmel, daß ich das nicht gesehen und gehört habe; ich hätte ganz gewiß meinen Krampfanfall bekommen, flüsterte innerlich erbebend Fräulein Ernestine.

— Wir wissen Alle, fuhr der Major fort, daß der Thurm seit undenklicher Zeit nicht bewohnt wurde, ja daß er bis jetzt immer fest verschlossen und für Jedermann unzugänglich war. Wer war der nächtliche Besucher? Wie kam er in den Thurm? Was hatte er da zu thun? Ich konnte mir dies schlechterdings nicht erklären. Der Castellan hatte ja den Schlüssel, jedenfalls mußte er Auskunft geben können. Daß er selbst um Mitternacht im Thurm umherwandle, schien mir nicht glaublich, da er sonst immer sehr zeitig zu Bette geht. Ich öffnete nun ein anderes Fenster, von welchem aus ich die Wohnung des Castellans sehen kann. Auch bei ihm war Licht, er mußte also noch auf sein. Ich ging unverzüglich zu ihm hinüber. Dicht vor seiner Hausthür traf ich mit ihm zusammen; er kam aus dem äußeren Schloßhofe.

„Aber so sagen Sie mir doch, Böhme," redete ich ihn an, „was hat es zu bedeuten, daß drüben im Thurm ein Licht brennt?"

„Es ist heute Abends Jemand dort eingezogen, Herr Major," antwortete er mit leiser zitternder Stimme.

Ich betrachtete mir den alten Mann beim Schein der mitgenommenen Laterne genauer; er schien mir in hohem Grade erregt.

„Eingezogen," fragte ich, „in den Thurm eingezogen? Erklären Sie sich deutlicher; wer ist eingezogen?"

„Ihr Vetter," entgegnete er, „der Herr Schiffscapitän Nicander."

Als der Major diesen Namen nannte, entfuhr den Schwestern Bimbach, sowie dem Baron Odenfeld ein lauter Ausruf des Staunens.

Die Uebrigen schwiegen; sie mußten die wichtige Neuigkeit wol schon gehört haben.

— Ich war ganz so erstaunt, wie Sie es jetzt sind, sagte der Major zu Jenen gewendet, und ich fragte Böhme, wie in aller Welt dies so plötzlich und unerwartet habe geschehen können.

Er zuckte die Achseln und berief sich mit jener ängstlichen und geheimnißvollen Miene, die Sie Alle an ihm kennen, auf eine Ordre seines gnädigen Herrn des Grafen. Dieselbe sei erst gestern Abends eingetroffen, so daß er kaum Zeit gehabt habe, ein paar Zimmer im Thurm einigermaßen wohnlich herzurichten. Ich weiß nicht, ob Sie, Cousine Fellenbach, von jener Ordre Kenntniß gehabt haben.

— So wenig wie Sie, Vetter, entgegnete die Generalin. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?

— Nur noch das Eine, daß ich Böhme fragte, warum er denn den Capitän gerade in den Thurm einlogirt habe, da es ja doch im Schloß noch Zimmer genug gebe. Er antwortete mir, der Herr Capitän habe das selbst so gewünscht. Ich suchte ihn auch in Betreff der seltsamen Töne auszuforschen. Er aber wollte keine solchen gehört haben und meinte, es müsse eine Täuschung gewesen sein.

— Wie denken meine lieben Verwandten über diesen seltsamen Vorfall? fragte die Generalin, nachdem der Major geendet hatte. Was sagen Sie dazu, Cousine v. Osten?

— Ich bin vollkommen consternirt, erwiderte Frau v. Osten mit einer feinen quäckenden Stimme und einem bitteren sarkastischen Lächeln. Ich begreife wirklich unseren Vetter, den Grafen, nicht. Was beabsichtigt er denn eigentlich? Will er aus Ronneburg ein Familien-Hospital machen? Nachgerade wird diese Verwandtenanhäufung höchst ridicüle und gibt uns dem Gespötte der Welt preis. Das ist meine Meinung.

Sie hatte diese ihre Meinung mit nicht sehr schmeichelhaften Zusätzen schon geäußert, als die zwei Fräulein Bimbach aufs Schloß zogen. Ihre Worte waren den Schwestern zu Ohren gekommen und hatten viel böses Blut gemacht.

Auch jetzt wieder hatte sie offenbar nicht ohne Beziehung auf die Bimbachs gesprochen, und Fräulein Blanding's Gesicht färbte sich mit der dunklen Röthe des Zorns.

Um einer bissigen Antwort des Fräuleins vorzubeugen, übernahm es die Generalin, Frau v. Osten zur Ordnung zu rufen.

— Ihre Meinung, liebe Cousine, kann ich nicht theilen, sagte sie mit sanftem Nachdruck. Ich kann unmöglich der uns erwiesenen Gastfreundschaft eine Absicht unterschieben, die dem Grafen, falls er sie wirklich hegte, zur Unehre gereichen würde. Und was das Gespötte der Welt betrifft, nun, da hoffe ich, daß wir Alle zu vernünftig sind, uns durch das Gerede thörichter Leute beirren zu lassen.

— Wir Alle besitzen in dieser Hinsicht nicht Ihren bewährten moralischen Muth, Cousine, entgegnete Frau v. Osten spöttisch. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mich das Bewußtsein, aller Leute Augen auf mich gezogen zu haben, einigermaßen verwirren würde.

Dies war eine sehr deutliche Anspielung auf gewisse, Aufsehen erregende Vorfälle aus dem Leben der ehemaligen Hofdame. Noch bevor sie antworten konnte, ergriff Fräulein Blandina schnell das Wort. Mit einem giftigen Seitenblick, der schräg über Frau v. Osten's Höcker hinstreifte, sagte sie in scharfem Tone:

— Nun allerdings wünscht nicht Jeder die Blicke aller Leute auf sich zu lenken, und ich begreife recht wohl, daß Mancher in diesem Punkte eine leicht zu verwundende Empfindlichkeit besitzt.

Frau v. Osten war sichtbar im Begriff, zornig aufzufahren, doch es gelang der Generalin, den drohenden Sturm zu beschwören, indem sie unter Entfaltung ihrer ganzen majestätischen Würde die dringende Bitte äußerte, auf das angeregte Thema zurückzukommen und sich daran zu halten.

— Keines von uns kennt den so unerwartet eingetroffenen Vetter Nicander, schloß sie. Keines von uns hat die leiseste Vermuthung, auf welchen Fuß er sich mit uns zu stellen wünscht, und — auf welchen Fuß wir uns mit ihm werden stellen können. In Anbetracht seiner bisherigen Lebensweise steht zu befürchten, daß es zwischen uns und ihm nur wenige Anknüpfungspunkte gibt. Uebrigens will ich natürlich unserem Urtheil über ihn in keiner Weise vorgreifen. Vielleicht ist er ein durchaus gebildeter Mann, nur haben wir einige Ursache, dies zu bezweifeln. Sie werden mich verstehen; ich habe blos andeuten wollen, daß es wohlgethan sein dürfte, ihm gegenüber eine gewisse Vorsicht zu beobachten.

— Wir werden uns äußerst zurückhaltend gegen ihn benehmen müssen, meinte Fräulein Blandina.

— Ihn lieber ganz und gar ignoriren, flüsterte Fräulein Ernestine.

— Ihm von vornherein den Standpunkt klar machen, lachte der Major.

— Jedoch die Höflichkeit nicht beiseite setzen, die wir jedem Gaste des Grafen schuldig sind, sagte die Generalin.

— Wer und was ist denn eigentlich dieser Herr Nicander? fragte der Kammerjunker v. Osten mit einer galanten Verbeugung gegen die Generalin. Da ich nicht die Ehre habe, unmittelbar zur Familie zu zählen, so hoffe ich, daß man mir meine Unwissenheit verzeihen wird.

Man fand seine Unwissenheit sehr verzeihlich, denn nie war unter den Verwandten von jenem Nicander, der sich immer in Norwegen aufgehalten hatte und den sie daher nicht kannten, die Rede gewesen.

— Er ist der Sohn der jüngsten Schwester des Grafen Magnus Werneberg, antwortete die Generalin.

— Von Adel?

— O nein, er ist ein Bürgerlicher! rief Frau v. Osten mit geringschätzender Miene.

— Seines Zeichens ein Schiffer, fügte der Major hinzu.

— Und Wallfischfänger, ergänzte mit tiefer Baßstimme der Baron v. Odenfeld.

— Diese Leute sollen abscheulich nach Thran riechen, sagte Fräulein Ernestine, indem sie leicht zusammenschauerte.

— Und furchtbar grobe Manieren haben, rief ihre Schwester Blandina. Ich habe gehört, daß alle Seeleute fluchen, Schnaps trinken und Taback kauen.

— Entsetzlich! stammelte Fräulein Ernestine.

— Sie werden gestehen, lieber v. Osten, sagte der Major, daß man sich mit einem Verwandten dieser Art nicht so ohneweiters auf den Fuß der Gleichheit stellen kann.

— O, ich bin ganz Ihrer Ansicht, erwiderte der Kammerjunker, doch wird er hoffentlich droben am Nordpol nicht so ganz und gar zum Eisbären geworden sein, daß es unmöglich sein sollte, ihn wieder zu entwildern.

— Da wir hier, wie mich bedünken will, zum Zweck einer Familienberathung zusammenberufen sind, sagte Frau v. Osten in spöttischem Tone, so möchte ich mir die Frage erlauben, warum Sie, liebe Cousine Fellenbach, nicht auch unseren Neffen Bernhard Günther herbeschieden haben.

Aus der Brust Ernestine's stahl sich ein verschämter Seufzer, der zu gestehen schien, daß auch sie den Genannten hier vermisse.

— Ich habe keine Einladung an den jungen Menschen ergehen lassen, antwortete mit würdevoller Ruhe die Generalin, weil ihm bei einer Familien-Versammlung keine rathgebende Stimme gebührt. Er weilt erst seit kurzer Zeit auf dem Schlosse und ist in unseren Kreis noch nicht aufgenommen.

Dieser junge Landschaftsgärtner, wie er sich, glaube ich, betitelt, wendete sie sich an den Kammerjunker, ist ein Schwestersohn jenes Seefahrers Nicander, mithin sowol mütterlicher- als väterlicherseits ein Bürgerlicher.

Der Kammerjunker machte eine Pantomime des Bedauerns, welche deutlich ausdrückte, welch großes Gewicht er dieser Bemerkung beilegte.

— Er hat jedoch recht untadelhafte Manieren, äußerte Fräulein Blandina.

— Er soll sehr talentvoll sein, lispelte Fräulein Ernestine.

— Spielt er etwa die Guitarre? fragte die boshafte Frau v. Osten.

Fräulein Ernestine kehrte der Frau v. Osten mit einer plötzlichen Wendung den Rücken.

— Möchte sich doch lieber sein Talent im Anbau guter Gemüse bewähren; das wäre für uns jedenfalls wünschenswerther, sagte der Major.

— Sollte sein Plan zu den neuen Parkanlagen zur Ausführung kommen, so stünde es um unser Gemüse nicht zum Besten, brummte der Baron

Obenfeld starr vor sich niederblickend. Er will an der Stelle, wo die Spargelbeete sind, Blumen pflanzen.

Der Baron, überhaupt ein großer Feinschmecker, besaß eine stark ausgeprägte Vorliebe für Spargel, und man hatte die Entdeckung gemacht, daß er oft in sehr frühen Morgenstunden die sämmtlichen Spargel für seinen ausschließlichen Gebrauch stach.

Seine Bemerkung rief daher von Seite der Frau v. Osten ein schallendes Gelächter hervor, in welches ihr Bruder, der Major, mit einstimmte.

Der Baron ließ ein dumpfes trotziges Knurren hören und starrte noch düsterer als zuvor in seine leere Tasse.

— Weiß man, was Graf Werneberg mit diesen großartigen Parkanlagen bezweckt? fragte der Kammerjunker. Sollte er wol beabsichtigen, selbst seinen Wohnsitz auf Ronneburg aufzuschlagen, oder will er nur seinen hiesigen Verwandten einen neuen Genuß verschaffen?

— Das Letztere wollen wir annehmen, denn daß er die Absicht haben sollte, nach Ronneburg zu ziehen, ist mehr als unwahrscheinlich, entgegnete die Generalin.

— Wenn er indeß uns befragt hätte, so würden wir auf diesen neuen Genuß höflichst verzichtet haben, fiel Frau v. Osten ein, denn der Genuß von Obst und Gemüse, den keineswegs nur der Vetter Obenfeld allein so hoch schätzt, dürfte uns dadurch allerdings auf lange Zeit benommen sein.

— Wie Schade, daß der Graf Sie nicht befragt hat, Cousine v. Osten! äußerte Fräulein Blandina, indem sie den Kopf in den Nacken warf.

— Mich? rief Frau v. Osten. O, er wird wissen, daß ich hier eine ebenso untergeordnete Stellung einnehme wie Sie, meine Liebe. Sie hätten besser gethan, Ihre Apostrophe an die Frau Generalin zu richten.

Man konnte sicher sein, daß die Frau v. Osten äußerst erbittert war, wenn sie sich des Ausdrucks „Frau Generalin" bediente. Diese schien aber ihre letzten Worte überhört zu haben.

— Wir sind abermals von dem Gegenstande unserer Berathung abgekommen, sagte sie. Würden meine lieben Verwandten mir beistimmen, wenn ich den Vorschlag stellte, den Besuch unseres Vetters Nicander, falls er uns einen solchen zugedacht haben sollte, zwar anzunehmen, jedoch ...

Sie wurde durch das Eintreten der Kammerjungfer unterbrochen, die sich ihr näherte und ihr eine Visitenkarte überreichte.

Die Generalin betrachtete die Karte und las dann mit gedämpfter Stimme:

— Gustav Nicander.

— Der Herr läßt anfragen, ob es der gnädigen Frau genehm sei, ihn zu empfangen, sagte die Zofe.

— Führe ihn herein, Babette.

Es war, als habe sich ein elektrischer Stoß, von der Generalin ausgehend, durch den ganzen Kreis fortgepflanzt. Auf allen Gesichtern war die höchste Spannung zu lesen und ein leises „Ah!" ertönte von allen Lippen.

Der Kammerjunker erhob sich, nahm von einem Nipptisch ein Flacon und reichte es Fräulein Ernestine.

— Da Sie dem Thrangeruch so abhold sind, mein Fräulein, sagte er lächelnd, so dürfte Ihnen diese Eau de Cologne gute Dienste leisten.

Fräulein Ernestine fand das sehr spaßhaft und kicherte.

Der Schiffscapitain Nicander, der darauf ins Zimmer trat, war ein Mann in den Sechzigen. Er hatte eine kurze gedrungene Statur und ein stark gebräuntes, bartloses, äußerst intelligentes Gesicht. Auf seiner breiten gewölbten Stirn, in seinen lebhaften, etwas stechenden Augen, in dem feinen Zuge um seinen festgeschlossenen Mund lag der Ausdruck von Klugheit und kühner Entschlossenheit.

Trotz seines hohen Alters waren seine Bewegungen ausnehmend elastisch und zeugten von großer Körperstärke.

Sein Anzug war der eines einfachen Seemanns, aber von feinstem Stoff. Die kurze dunkelblaue Jacke mit Ankerknöpfen stand ihm gut. Ein lose um den Hals geschlungenes Tuch von rother Seide war vorn durch einen breiten goldenen Ring gezogen. Einen breitrandigen blanken Hut von Wachstuch hielt er in der unbehandschuhten Linken.

Sein Aeußeres, namentlich aber sein Benehmen hätte sicherlich auf jeden vorurtheilsfreien Beobachter den günstigsten Eindruck gemacht. Dennoch hatte er wahrlich keinen Grund, über den Empfang erfreut zu sein, der ihm von Seite seiner Verwandten zu Theil wurde. Frau v. Osten und Fräulein Blandina betrachteten ihn mit insolenten Blicken, Fräulein Ernestine schnüffelte geräuschvoll an dem geöffneten Flacon und die drei Herren erwiderten seine Verbeugung in möglichst nachlässiger Weise und ohne sich von ihren Sitzen zu erheben.

Nichts konnte angemessener und zwangloser sein, als die Art und Weise, in welcher sich Nicander der Generalin näherte und ihr seine Genugthuung darüber aussprach, so bald nach seiner Ankunft einer Verwandten seine Aufwartung machen zu dürfen, nach deren Bekanntschaft er sich immer gesehnt habe und in deren Nähe zu leben, wie ihm jetzt der Augenschein bestätige, ein Glück sei, dessen er sich nur zu lange beraubt hätte.

— Ich komme geradewegs von der grönländischen Küste zu Ihnen, gnädige Cousine, so schloß er, lassen Sie einige erwärmende Sonnenstrahlen Ihrer Huld einem müden und vor Kälte noch halb erstarrten Wanderer zugute kommen, der seinerseits keinen höheren Wunsch hegt, als den, Ihres Wohlwollens sich würdig zu zeigen.

Die Generalin war zu sehr Weltdame, als daß sie nicht auf den ersten Blick hätte erkennen sollen, keinen rohen Matrosen vor sich zu haben. Doch eingedenk der eben geäußerten Ansicht, die ihren übrigen Verwandten zur Richtschnur dienen sollte, war ihre Erwiderung eine äußerst zurückhaltende. Mit ceremoniöser Artigkeit stellte sie dem Fremden die Versammelten vor. Bei Nennung der einzelnen Namen erfolgten von Seite der Damen abermals insolente Blicke, von Seite der Herren abermals steife, kaum bemerkbare Neigungen des Kopfes.

Den Schiffer schien dies nicht im Mindesten zu beirren. Er nahm, als ihn die Generalin dazu aufforderte, einen Stuhl; da aber Niemand Miene machte, ihm am Tische einen Platz einzuräumen, so setzte er sich mit der freundlichsten Miene von der Welt außerhalb des Kreises. In der That, er mußte sehr anspruchslos sein.

Die Unterhaltung wäre sofort ins Stocken gerathen, wenn Nicander ebenso stumm gewesen, wie die Uebrigen. Er war aber im Gegentheil sehr gesprächig und erzählte in so anziehender Weise von den Mühen, Gefahren und vielfachen Abenteuern, die mit langen Seereisen verbunden sind, daß er sich bald die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer erzwang.

Dann ging er allmälig auf andere, seine persönlichen Verhältnisse ausschließlich betreffenden Gegenstände über und flocht die Bemerkung ein, daß sein Vetter, der Graf Werneberg, ihm schon vor mehreren Jahren das Anerbieten gestellt habe, sich, falls er später einmal geneigt sein sollte, die See mit dem festen Lande zu vertauschen, auf Ronneburg zur Ruhe zu setzen.

— Kennen Sie unseren Vetter, den Grafen, persönlich? fragte die Generalin mit sichtbar großem Interesse.

— Nein, gnädige Cousine, entgegnete Nicander, ich sah ihn noch nie.

— Sie hielten sich jedoch oft längere Zeit in Norwegen auf, nicht wahr?

— Ich hatte allerdings mein Domicil in Norwegen, der Graf aber lebte in Schweden. Diese Länder haben eine ungeheure Ausdehnung und nur spärliche Communicationsmittel. Es fehlte mir jeder Anlaß, eine beschwerliche Landreise nach seinen Gütern zu unternehmen. Sie werden ihn natürlich kennen, meine Gnädige?

— So wenig wie Sie.

— Das heißt, ganz und gar nicht?

— In der That, ganz und gar nicht.

— Man hat mir gesagt, daß ich einige Aehnlichkeit mit ihm habe.

— Ich kann darüber nicht urtheilen, denn auch ein Bild von ihm ist mir, da er sich immer geweigert hat, sich malen oder photographiren zu lassen, nie zu Gesicht gekommen.

Ricander erhob sich jetzt, drückte noch einmal in verbindlichen Worten seine Freude aus, die sämmtlichen werthgeschätzten Verwandten kennen gelernt zu haben, dankte der Generalin aufs Artigste für ihren freundlichen Empfang und entfernte sich.

Eine lange Pause erfolgte.

Eines sah verstohlen das Andere an, Niemand schien geneigt, sich zuerst über den norwegischen Vetter zu äußern.

— Ich muß gestehen, hub endlich die Generalin an, daß wir hinsichtlich dieses Mannes sehr im Irrthum waren, indem wir annahmen, es mit einem rohen und ungebildeten Menschen zu thun zu haben. Es wird nothwendig sein, ihm weit mehr Rücksichten zu erweisen, als es vorhin unter uns festgestellt wurde.

— Wie, rief Frau v. Osten mit dem Ausdrucke des Staunens, Sie wollen doch nicht im Ernst behaupten, daß er ein Mann von Erziehung ist?

— Mir scheint, Cousine, daß er sich soeben in untadelhaftester Weise benommen hat. Ich halte ihn allerdings für einen gebildeten und sehr gescheidten Mann.

— Wenn er wirklich gebildet und gescheidt wäre, so hätte er sich nicht untadelhaft benommen, denn alsdann müßte er wissen, daß man Damen nicht in einer Matrosenjacke, mit einem blanken Hut von schwarzem Wachstuch und ohne Handschuhe seine Aufwartung macht. In Norwegen oder Grönland mag das Sitte sein, hier ist es ganz einfach unschicklich.

— Ach, meine Liebe, dies sind doch nur Aeußerlichkeiten.

— Auf die Sie jedoch als ehemalige Hofdame sehr viel zu halten pflegen. Was mich betrifft, so bleibe ich bei der vorhin geäußerten Ansicht, daß man diesen Menschen vollkommen ignoriren muß.

— Sie, meine Freunde, sagte die Generalin mit großem Nachdruck, sich zu den Uebrigen wendend, werden, so hoffe ich, zu einer ganz entgegengesetzten Ueberzeugung gelangt sein.

— Wenn Sie nur Solche zu Ihren Freunden zählen, Frau Generalin, die bedingungslos sich Ihrem Willen fügen, so werde ich mich über die Ausnahme, die Sie hinsichtlich meiner machen, leicht zu trösten wissen.

Mit diesen Worten hüpfte die kleine Dame vom Sofa herunter und rauschte aus dem Gemache.

— Wenn sie einen Augenblick länger dageblieben wäre, sagte, als sich kaum die Thüre hinter Frau v. Osten geschlossen hatte, Fräulein Blandina in scharfem Tone, wenn sie nur einen Augenblick länger dageblieben wäre, so hätte ich ihr die Beleidigung, die sie mir und Anderen ins Gesicht schleuderte, zurückgegeben.

— Es will mich bedünken, Cousine, daß ich allein Grund hätte, mich beleidigt zu fühlen, entgegnete gelassen die Generalin.

— Alsdann werden Sie nicht verstanden haben, daß Frau v. Osten uns als Solche bezeichnete, die Ihnen gegenüber einen sklavischen, entwürdigenden Gehorsam an den Tag legen.

— Ach, theuerste Cousine, so waren doch ihre Worte nicht zu deuten. Ich bitte Sie dringend, keinem Groll gegen Frau v. Osten in Ihrem Herzen Raum zu geben; wir wissen ja Alle, daß sie mitunter an einer beklagenswerthen Reizbarkeit leidet.

— Ich danke für die Ermahnung, bedaure jedoch, keinen Gebrauch davon machen zu können. Wenn Sie hinsichtlich der Frau v. Osten eine Meinungsänderung von mir verlangen, so gewinnt es den Anschein, als wollten Sie ihren Worten eine noch tiefere Bedeutung unterbreitet wissen, als ich selbst ihnen beilegte. Mein Gehorsam hat jedoch seine Grenzen. Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe.

Unter dieser nicht durchaus logischen Rede hatte sich das Fräulein erhoben. Sie gab ihrer Schwester einen Wink, ihr zu folgen, und verließ im heftigsten Unwillen das Zimmer.

— Es war sehr freundlich von Ihnen, Cousine Fellenbach, meine Schwester gegen solch rohe Angriffe in Schutz zu nehmen, ergriff nunmehr der Major das Wort; was aber die Aeußerungen meiner Schwester über den Norweger betrifft, so muß i ch sie in Schutz nehmen. Der Mann will mir ganz und gar nicht gefallen. Hätte er sich uns in der offenen, schlichten und biederen Weise dargestellt, die wir an Seeleuten kennen und achten, so hätte mich das mit seiner kurzen Jacke und seinem blanken Hut leicht versöhnt. Aber dieses glatte, zierliche, einschmeichelnde Wesen an einem Wallfischfänger ist mir geradezu widerlich. Ich werde ihm nicht entgegenkommen, und wenn das abscheuliche Gewinsel im Thurm noch öfter meine Nachtruhe stört, so werde ich ihn darüber ganz energisch zur Rede stellen.

— Es würde mir sehr leid thun, wenn aus solchen unerheblichen Dingen vielleicht arge Mißhelligkeiten erwachsen sollten, entgegnete die Generalin.

— Sie würden sich am Ende noch zu seiner Partei schlagen — ist es so zu verstehen, Cousine?

— Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen irgend welchen Grund gegeben hätte, es so zu verstehen, Vetter.

— Nun, Ihre plötzlich erwachte Vorliebe für diesen Matrosen muß mir als Entschuldigung dienen, falls ich zu weit gehende Schlüsse ziehe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen, Cousine.

Der Major verbeugte sich mit einer sehr verdrießlichen Miene vor der Generalin und entfernte sich. Auch die beiden anderen Herren hatten ihre Plätze verlassen und verabschiedeten sich gleichfalls.

Der Kammerjunker war der Letzte, der das Zimmer verließ. Er führte die ihm von der Generalin gereichte Hand an seine Lippen und flüsterte:

— Sie haben einen schweren Stand, gnädige Frau; ich bewundere Ihre Geduld.

— Geduld hat mich schon oft zum Ziele geführt und wird mir auch diesmal den Sieg verschaffen, entgegnete lächelnd die Generalin.

Im Vorzimmer stieß der Kammerjunker wieder zu den beiden Anderen.

— Wieder einmal eine stürmische Sitzung, sagte er leise zu dem Baron.

— Ich werde keiner mehr beiwohnen, brummte der Baron.

Er murmelte noch etwas in den Bart, wovon das scharfe Ohr des Kammerjunkers nur das eine Wort „Bagage" aufzufangen vermochte.

Viertes Capitel.

Ein wichtiges Geheimniß.

Es gibt bekanntlich Leute, die es höchst spaßhaft finden, an Geburtstagen und bei anderen feierlichen Gelegenheiten ihren Freunden ungeheure Ballen ins Haus zu schicken, unter deren zahllosen Umhüllungen ein winziger Gegenstand, wie zum Beispiel ein Cigarren-Etui oder eine Streichholzbüchse, sich sehr bescheiden verbirgt. Es gibt bekanntlich auch Romanschreiber, die es lieben, in ähnlicher, gleich sinnreicher Weise irgend ein Geheimniß zu emballiren, um es, nachdem in jedem zweiten oder dritten Capitel eine der vielen Packhüllen abgestreift worden, endlich am Schluß des letzten Bandes vollends auszuschälen.

Aber abgesehen davon, daß es doch etwas ganz absonderlich Exquisites sein müßte, wonach man die Leute so lüstern macht, daß sie vor Aufregung und Neugier in einen fieberhaften Zustand gerathen, und abgesehen davon, daß ich ein solch kostbares Kleinod nicht zu bieten habe, widerstrebt auch ein derartiges Verfahren meinem Naturell.

Es wird mir selbst in Fällen höchster Nothwendigkeit äußerst schwer, dem Leser irgend etwas, sei es, was es wolle, zu verheimlichen; ja sollte er es der Mühe werth finden, mich über meine Privatverhältnisse auszuforschen, ich wäre im Stande, ihn auch in diese einzuweihen.

Es ist erstaunlich, welch unbegrenztes Zutrauen der Autor zu seinem Leser fassen kann!

Was ich dem geneigten Leser jetzt zu eröffnen mich gedrungen fühle, ist einfach dies:

Der Mann, der in so unerwarteter Weise auf Ronneburg eingetroffen war und den wir im vorigen Capitel bei seinen Verwandten sich einführen

sahen, war gar nicht jener norwegische Vetter Alexander, sondern der schwedische Vetter, Graf Werneberg.

Wenn es Jemand seltsam oder gar unglaublich finden sollte, daß ein Mann in der Stellung und von dem Alter des Grafen sein eigenes Schloß besuchte, um seinen sämmtlichen Verwandten eine wächserne Nase anzudrehen, so bitte ich, darum keinen Tadel gegen mich zu erheben.

Du lieber Himmel, bin ich etwa für die Handlungen des Grafen Werneberg verantwortlich?

Meine Geschichte ist keine erfundene, sondern eine durchaus wahre, und meine Pflicht beschränkt sich daher auf eine treue Darlegung von Thatsachen; mir also keine Vorwürfe!

Was dagegen den Grafen Werneberg betrifft — o über ihn mögt Ihr denken und sagen, was Euch beliebt. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, ihn als ein Muster männlicher Tugenden hinzustellen, und ich fühle mich keineswegs berufen, ihn gegen Rügen, mögen sie ungerecht sein oder nicht, in Schutz zu nehmen.

Er war sein Leben lang ein excentrischer Kopf, er faßte immer seine Entschlüsse schnell, zauderte nie, sie auszuführen, und war hinsichtlich des Zieles so wenig scrupulös, wie in Ansehung der Mittel, es zu erreichen. Er hatte oft genug aus bloßer Laune noch weit abenteuerlichere Dinge unternommen; diesmal durfte er sich doch wenigstens mit gutem Gewissen und reiner Wahrheit sagen, daß er einen Zweck vor Augen habe, der an sich keineswegs verwerflich war.

Der Graf nämlich war alt und hatte sich allmälig an den Gedanken gewöhnt, daß er bald von dieser Welt abberufen werden könnte. Und er war kinderlos und wünschte daher unter seinen Verwandten Denjenigen ausfindig zu machen, in dessen Händen das ungeheure Vermögen, welches er bei seinem Tode hinterlassen würde, am besten aufgehoben sei.

Persönlich kannte er keinen Einzigen von ihnen, und was er von ihnen wußte, sprach nicht sehr zu ihrem Lobe. Aber er wußte freilich nicht viel mehr, als was ihm das Gerücht gesagt hatte, und er wollte selbst sehen, um selbst urtheilen zu können.

Sie waren alle schlechte Verwalter ihrer eigenen Geldmittel gewesen, sie hatten sich Alle durch leichtsinnige Verschwendung in eine Lage gebracht, in welcher sie auf seine Mildthätigkeit hingewiesen waren; allein das Unglück konnte diesen oder jenen zur Vernunft gebracht haben — er zweifelte daran, aber es war doch immerhin möglich. Eine löbliche Ausnahme von der in der Familie herrschenden Regel hatte bisher nur sein Neffe Bernhard Günther gemacht. Dieser war nach Allem, was er über ihn in Erfahrung gebracht, ein selbständiger Charakter, ein strebsamer, begabter junger Mann, der sich immer nur auf seine Kraft gestützt, nie aber fremde Hilfe in Anspruch genommen hatte.

Nachdem der Graf den eigenthümlichen Entschluß gefaßt, unter einem angenommenen Namen nach Ronneburg zu ziehen, um die sämmtlichen Mitglieder seiner Familie kennen zu lernen, ließ er durch seinen Geschäftsträger den jungen Landschaftsgärtner auffordern, sich nach dem Schloß Ronneburg zu begeben und den Plan zu einer großartigen Parkanlage in englischem Styl zu entwerfen, die an Stelle der jetzigen Wildniß treten solle.

Es wurde ihm nur unter Angabe der darauf zu verwendenden Summe in flüchtigen Umrissen angedeutet, wie sich der Graf die Anlage ungefähr gedacht habe.

Da die ausgeworfene Summe eine sehr beträchtliche und für alle Fälle ausreichende war, so war auch dem jungen Manne bei seinen Entwürfen möglichst freie Hand gelassen.

Bernhard Günther, der gerade durch keine feste Anstellung gebunden war, ging mit Freuden auf einen Vorschlag ein, der ihm Gelegenheit bot, in so vollem Maße sein Talent und seine reichen Fachkenntnisse zu bewähren.

Er fand bei seiner Ankunft auf Ronneburg ein für den Zweck wunderbar günstig geformtes Terrain, eine Wildniß von uralten Bäumen jeder Gattung, aus welcher sich schöne Gruppen herstellen ließen, weite, mit Schluchten und schroffen Hügeln wechselnde Ebenen für Grasplätze und Spazierwege, herrliche Fernsichten für künftige Pavillons, pittoreske Partien bei der Ruine, geeignet zur Anlage von Felsengrotten und Wasserfällen, kurz Alles, was die Natur dem künstlerisch ordnenden Geiste eines Mannes von seinem Fach nur zu bieten vermag.

Sein sorgfältig ausgearbeiteter Plan nebst genauen Kostenüberschlägen wurde baldmöglichst an den Geschäftsträger, und von diesem an den Grafen eingesendet, der seinerseits Alles wiederum Sachkundigen zur Begutachtung vorlegte.

Das von diesen gefällte Urtheil war ein überaus günstiges und gab dem Grafen die Ueberzeugung, daß es seinem jungen Verwandten weder an Kenntnissen, noch an Ideen fehle.

Aber wie stand es um seine practische Erfahrung und Tüchtigkeit?

Der Graf entschloß sich, ihn noch ferner auf die Probe zu stellen und ließ ihm daher eine Summe anweisen, mit welcher gewisse Theile des Planes sogleich zur Ausführung gebracht werden sollten. Die Arbeit selbst wollte der Graf, der in dergleichen Dingen eine große Einsicht besaß, incognito überwachen.

Bewährte sich der junge Mann auch in dieser Hinsicht und entsprach er sonst nur einigermaßen der von ihm gemachten Beschreibung, so war er zum Erben so gut wie endgiltig designirt.

— Alsdann werden Sie nicht verstanden haben, daß Frau v. Osten uns als Solche bezeichnete, die Ihnen gegenüber einen sklavischen, entwürdigenden Gehorsam an den Tag legen.

— Ach, theuerste Cousine, so waren doch ihre Worte nicht zu deuten. Ich bitte Sie dringend, keinem Groll gegen Frau v. Osten in Ihrem Herzen Raum zu geben; wir wissen ja Alle, daß sie mitunter an einer beklagenswerthen Reizbarkeit leidet.

— Ich danke für die Ermahnung, bedaure jedoch, keinen Gebrauch davon machen zu können. Wenn Sie hinsichtlich der Frau v. Osten eine Meinungsänderung von mir verlangen, so gewinnt es den Anschein, als wollten Sie ihren Worten eine noch tiefere Bedeutung unterbreitet wissen, als ich selbst ihnen beilegte. Mein Gehorsam hat jedoch seine Grenzen. Gestatten Sie, daß ich mich zurückziehe.

Unter dieser nicht durchaus logischen Rede hatte sich das Fräulein erhoben. Sie gab ihrer Schwester einen Wink, ihr zu folgen, und verließ im heftigsten Unwillen das Zimmer.

— Es war sehr freundlich von Ihnen, Cousine Fellenbach, meine Schwester gegen solch rohe Angriffe in Schutz zu nehmen, ergriff nunmehr der Major das Wort; was aber die Aeußerungen meiner Schwester über den Norweger betrifft, so muß ich sie in Schutz nehmen. Der Mann will mir ganz und gar nicht gefallen. Hätte er sich uns in der offenen, schlichten und biederen Weise dargestellt, die wir an Seeleuten kennen und achten, so hätte mich das mit seiner kurzen Jacke und seinem blanken Hut leicht versöhnt. Aber dieses glatte, zierliche, einschmeichelnde Wesen an einem Wallfischfänger ist mir geradezu widerlich. Ich werde ihm nicht entgegenkommen, und wenn das abscheuliche Gewinsel im Thurm noch öfter meine Nachtruhe stört, so werde ich ihn darüber ganz energisch zur Rede stellen.

— Es würde mir sehr leid thun, wenn aus solchen unerheblichen Dingen vielleicht arge Mißhelligkeiten erwachsen sollten, entgegnete die Generalin.

— Sie würden sich am Ende noch zu seiner Partei schlagen — ist es so zu verstehen, Cousine?

— Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen irgend welchen Grund gegeben hätte, es so zu verstehen, Vetter.

— Nun, Ihre plötzlich erwachte Vorliebe für diesen Matrosen muß mir als Entschuldigung dienen, falls ich zu weit gehende Schlüsse ziehe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen, Cousine.

Der Major verbeugte sich mit einer sehr verdrießlichen Miene vor der Generalin und entfernte sich. Auch die beiden anderen Herren hatten ihre Plätze verlassen und verabschiedeten sich gleichfalls.

Der Kammerjunker war der Letzte, der das Zimmer verließ. Er führte die ihm von der Generalin gereichte Hand an seine Lippen und flüsterte:

— Sie haben einen schweren Stand, gnädige Frau; ich bewundere Ihre Geduld.

— Geduld hat mich schon oft zum Ziele geführt und wird mir auch diesmal den Sieg verschaffen, entgegnete lächelnd die Generalin.

Im Vorzimmer stieß der Kammerjunker wieder zu den beiden Anderen.

— Wieder einmal eine stürmische Sitzung, sagte er leise zu dem Baron.

— Ich werde keiner mehr beiwohnen, brummte der Baron.

Er murmelte noch etwas in den Bart, wovon das scharfe Ohr des Kammerjunkers nur das eine Wort „Bagage“ aufzufangen vermochte.

Viertes Capitel.

Ein wichtiges Geheimniß.

Es gibt bekanntlich Leute, die es höchst spaßhaft finden, an Geburtstagen und bei anderen feierlichen Gelegenheiten ihren Freunden ungeheure Ballen ins Haus zu schicken, unter deren zahllosen Umhüllungen ein winziger Gegenstand, wie zum Beispiel ein Cigarren-Etui oder eine Streichholzbüchse, sich sehr bescheiden verbirgt. Es gibt bekanntlich auch Romanschreiber, die es lieben, in ähnlicher, gleich sinnreicher Weise irgend ein Geheimniß zu emballiren, um es, nachdem in jedem zweiten oder dritten Capitel eine der vielen Packhüllen abgestreift worden, endlich am Schluß des letzten Bandes vollends auszuschälen.

Aber abgesehen davon, daß es doch etwas ganz absonderlich Exquisites sein müßte, wonach man die Leute so lüstern macht, daß sie vor Aufregung und Neugier in einen fieberhaften Zustand gerathen, und abgesehen davon, daß ich ein solch kostbares Kleinod nicht zu bieten habe, widerstrebt auch ein derartiges Verfahren meinem Naturell.

Es wird mir selbst in Fällen höchster Nothwendigkeit äußerst schwer, dem Leser irgend etwas, sei es, was es wolle, zu verheimlichen; ja sollte er es der Mühe werth finden, mich über meine Privatverhältnisse auszuforschen, ich wäre im Stande, ihn auch in diese einzuweihen.

Es ist erstaunlich, welch unbegrenztes Zutrauen der Autor zu seinem Leser fassen kann!

Was ich dem geneigten Leser jetzt zu eröffnen mich gedrungen fühle, ist einfach dies:

Der Mann, der in so unerwarteter Weise auf Ronneburg eingetroffen war und den wir im vorigen Capitel bei seinen Verwandten sich einführen

sahen, war gar nicht jener norwegische Vetter Alexander, sondern der schwedische Vetter, Graf Werneberg.

Wenn es Jemand seltsam oder gar unglaublich finden sollte, daß ein Mann in der Stellung und von dem Alter des Grafen sein eigenes Schloß besuchte, um seinen sämmtlichen Verwandten eine wächserne Nase anzudrehen, so bitte ich, darum keinen Tadel gegen mich zu erheben.

Du lieber Himmel, bin ich etwa für die Handlungen des Grafen Werneberg verantwortlich?

Meine Geschichte ist keine erfundene, sondern eine durchaus wahre, und meine Pflicht beschränkt sich daher auf eine treue Darlegung von Thatsachen; mir also keine Vorwürfe!

Was dagegen den Grafen Werneberg betrifft — o über ihn mögt Ihr denken und sagen, was Euch beliebt. Es kommt mir gar nicht in den Sinn, ihn als ein Muster männlicher Tugenden hinzustellen, und ich fühle mich keineswegs berufen, ihn gegen Rügen, mögen sie ungerecht sein oder nicht, in Schutz zu nehmen.

Er war sein Leben lang ein excentrischer Kopf, er faßte immer seine Entschlüsse schnell, zauderte nie, sie auszuführen, und war hinsichtlich des Zieles so wenig scrupulös, wie in Ansehung der Mittel, es zu erreichen. Er hatte oft genug aus bloßer Laune noch weit abenteuerlichere Dinge unternommen; diesmal durfte er sich doch wenigstens mit gutem Gewissen und reiner Wahrheit sagen, daß er einen Zweck vor Augen habe, der an sich keineswegs verwerflich war.

Der Graf nämlich war alt und hatte sich allmälig an den Gedanken gewöhnt, daß er bald von dieser Welt abberufen werden könnte. Und er war kinderlos und wünschte daher unter seinen Verwandten Denjenigen ausfindig zu machen, in dessen Händen das ungeheure Vermögen, welches er bei seinem Tode hinterlassen würde, am besten aufgehoben sei.

Persönlich kannte er keinen Einzigen von ihnen, und was er von ihnen wußte, sprach nicht sehr zu ihrem Lobe. Aber er wußte freilich nicht viel mehr, als was ihm das Gerücht gesagt hatte, und er wollte selbst sehen, um selbst urtheilen zu können.

Sie waren alle schlechte Verwalter ihrer eigenen Geldmittel gewesen, sie hatten sich Alle durch leichtsinnige Verschwendung in eine Lage gebracht, in welcher sie auf seine Mildthätigkeit hingewiesen waren; allein das Unglück konnte diesen oder jenen zur Vernunft gebracht haben — er zweifelte daran, aber es war doch immerhin möglich. Eine löbliche Ausnahme von der in der Familie herrschenden Regel hatte bisher nur sein Neffe Bernhard Günther gemacht. Dieser war nach Allem, was er über ihn in Erfahrung gebracht, ein selbständiger Charakter, ein strebsamer, begabter junger Mann, der sich immer nur auf seine Kraft gestützt, nie aber fremde Hilfe in Anspruch genommen hatte.

Nachdem der Graf den eigenthümlichen Entschluß gefaßt, unter einem angenommenen Namen nach Ronneburg zu ziehen, um die sämmtlichen Mitglieder seiner Familie kennen zu lernen, ließ er durch seinen Geschäftsträger den jungen Landschaftsgärtner auffordern, sich nach dem Schloß Ronneburg zu begeben und den Plan zu einer großartigen Parkanlage in englischem Styl zu entwerfen, die an Stelle der jetzigen Wildniß treten solle.

Es wurde ihm nur unter Angabe der darauf zu verwendenden Summe in flüchtigen Umrissen angedeutet, wie sich der Graf die Anlage ungefähr gedacht habe.

Da die ausgeworfene Summe eine sehr beträchtliche und für alle Fälle ausreichende war, so war auch dem jungen Manne bei seinen Entwürfen möglichst freie Hand gelassen.

Bernhard Günther, der gerade durch keine feste Anstellung gebunden war, ging mit Freuden auf einen Vorschlag ein, der ihm Gelegenheit bot, in so vollem Maße sein Talent und seine reichen Fachkenntnisse zu bewähren.

Er fand bei seiner Ankunft auf Ronneburg ein für den Zweck wunderbar günstig geformtes Terrain, eine Wildniß von uralten Bäumen jeder Gattung, aus welcher sich schöne Gruppen herstellen ließen, weite, mit Schluchten und schroffen Hügeln wechselnde Ebenen für Grasplätze und Spazierwege, herrliche Fernsichten für künftige Pavillons, pittoreske Partien bei der Ruine, geeignet zur Anlage von Felsengrotten und Wasserfällen, kurz Alles, was die Natur dem künstlerisch ordnenden Geiste eines Mannes von seinem Fach nur zu bieten vermag.

Sein sorgfältig ausgearbeiteter Plan nebst genauen Kostenüberschlägen wurde baldmöglichst an den Geschäftsträger, und von diesem an den Grafen eingesendet, der seinerseits Alles wiederum Sachkundigen zur Begutachtung vorlegte.

Das von diesen gefällte Urtheil war ein überaus günstiges und gab dem Grafen die Ueberzeugung, daß es seinem jungen Verwandten weder an Kenntnissen, noch an Ideen fehle.

Aber wie stand es um seine practische Erfahrung und Tüchtigkeit?

Der Graf entschloß sich, ihn noch ferner auf die Probe zu stellen und ließ ihm daher eine Summe anweisen, mit welcher gewisse Theile des Planes sogleich zur Ausführung gebracht werden sollten. Die Arbeit selbst wollte der Graf, der in dergleichen Dingen eine große Einsicht besaß, incognito überwachen.

Bewährte sich der junge Mann auch in dieser Hinsicht und entsprach er sonst nur einigermaßen der von ihm gemachten Beschreibung, so war er zum Erben so gut wie endgiltig designirt.

Der Graf wollte also seine Verwandten, namentlich den jungen Bernhard Günther, gründlich kennen lernen und es ist nicht zu leugnen, daß ihm hiebei das gewählte Mittel gute Dienste zu leisten versprach.

Kam er als Graf Werneberg nach Ronneburg, so mußte er auf folgende Dinge gefaßt sein:

1. Böllerschüsse. 2. Eine Ehrenpforte an der Gutsgrenze mit Flaggen und Sinnsprüchen. 3. Feierliche Anrede des Amtmanns oder Pfarrers, nebst ehrerbietigem Angrinsen der en haie aufgestellten Beamten. 4. Hutschwenken und Hurrahrufe enthusiastischer, das heißt trunkener Bauern. 5. Weitere Böllerschüsse. 6. Eine zweite Ehrenpforte am Schloßthore. 7. Weißgekleidete Jungfrauen mit Blumen und einem unter Zittern und Zagen hervorgestammelten Gedicht. 8. Noch mehr Böllerschüsse. 9. Umarmung unter Freudenthränen von Seite der Verwandten. 10. Noch einige Böllerschüsse. 11. Abends Illumination mit gefärbten Lampen, Pechfackeln, Transparents, Raketen und Schwärmern.

Nun aber empfand der Graf gegen nichts in der Welt einen so heftigen Widerwillen, wie gegen Huldigungen der obenerwähnten Art. Er hätte sie sich verbitten können, das heißt die Böllerschüsse, Ehrenpforten u. s. w., aber die Freudenthränen der Verwandten konnte er sich nicht verbitten, und er fürchtete sie doch mehr als alles Andere.

Er konnte sicher sein, daß die Verwandten ihr Möglichstes thun würden, jede gute Eigenschaft, die sie nicht besaßen, zu heucheln, und jede schlechte, die sie besaßen, aufs Sorgfältigste zu verheimlichen.

Er konnte sicher sein, daß es ihm nicht gelingen werde, durch die dicke glatte Schale der zum Zweck der Erbschleicherei aufgebotenen Verstellung, Lobhudelei und Speichelleckerei bis an den eigentlichen Kern einzudringen.

Ja selbst von dem voraussichtlich ehrlicheren und offeneren Bernhard Günther war es kaum zu erwarten, daß er sich ganz und gar so geben würde, wie er war, wenn er sich dem Grafen gegenübergestellt sähe, dem er hinsichtlich des erhaltenen Auftrages sich schon tief verpflichtet fühlen mußte.

Das Verlangen, besser zu scheinen, als man ist, namentlich in den Augen Solcher, die alle Mittel besitzen, das zur Schau getragene Verdienst überreichlich zu belohnen, ist ein zu natürliches, als daß wir den Grafen eines gar zu crassen Pessimismus zeihen dürften, weil er es bei Jedermann voraussetzte.

Wie der Graf, nachdem er den abenteuerlichen Entschluß gefaßt hatte, auf den Einfall gerieth, sich gerade unter dem Namen seines norwegischen Vetters Nicander auf Ronneburg einzuführen, das sollt Ihr nun gleich auch erfahren.

Es waren vor mehreren Jahren Umstände eingetreten, die es den Grafen fast bereuen ließen, seinen Verwandten auf dem Schlosse freie Station eingeräumt zu haben.

Von Seite der dort Angestellten liefen nämlich bittere Beschwerden ein über die maßlosen Anforderungen, die Jene erhoben.

Der Förster klagte über ungeheure Verschwendung an Holz, der Revierjäger über Verödung der Wildbahn, der Gärtner über nicht zu befriedigende Requisitionen an Obst und Gemüse, der Castellan über tausend andere Dinge. Alle zugleich aber beschwerten sich über grobe Behandlung.

Dem Grafen begannen die Hilferufe seiner Untergebenen noch langweiliger zu werden, als ihm früher die Hilferufe der Verwandten gewesen waren, und er sann über geeignete Mittel nach, dem Unwesen zu steuern. Da richteten sich plötzlich seine Gedanken auf den norwegischen Vetter, und er lachte laut auf.

Es war ein schadenfrohes, boshaftes, unheimliches Lachen, das Lachen einer Hyäne, einer Gorgone, eines Mephisto.

Der norwegische Vetter war nämlich — und der Graf wußte dies — ein so plumpes, rohes, ungehobeltes Exemplar von einem Wallfischfänger, wie nur je eines zwischen Grönland und Spitzbergen sein abscheuliches Wesen getrieben hat: ein grogsaufender, tabakkauender, unsauberer, polternder, fluchender und wetternder Gesell, der sich am behaglichsten fühlte, wenn er, die großen Fäuste tief in seine weiten Schifferhosen begraben, auf dem schmierigen Deck seines thranbeladenen Schiffes auf- und abtrampen und bei dem geringfügigsten Anlaß einen Hagel von grausenerregenden Schimpfreden über seine Matrosen ausschütten konnte; ein hitzköpfiger, halsstarriger, gewaltthätiger, unbändiger Grobian, der es gewohnt war, jegliches Hinderniß, das er auf seinem Wege fand, blindlings und rücksichtslos niederzurennen; ein Händelsucher und Raufbold, der dem unbedeutendsten Widerspruch dadurch begegnete, daß er seine Jacke auszog, seine Hemdärmel emporstreifte und seinem Gegner einen Faustkampf anbot; ein — doch genug, wer das Glück gehabt hat, noch nie einen Wallfischfänger aus Bergen zu Gesicht zu bekommen, könnte denken, daß ich übertreibe.

Der Plan des Grafen lief nun darauf hinaus, den alten Seemann zu bewegen, gleichfalls nach Ronneburg zu ziehen, wo voraussichtlich sofort nach seiner Ankunft ein wüthender Kampf zwischen ihm und den übrigen Verwandten entbrennen würde, ein Kampf, in welchem der Seemann, namentlich dann, wenn ihm die Befugniß zustände, den gerügten Unzuträglichkeiten nach seinem Ermessen abzuhelfen, unzweifelhaft Sieger bleiben müßte.

Es war ferner mehr als wahrscheinlich, daß sich die sämmtlichen Vettern und Cousinen nach nicht langer Zeit genöthigt sehen würden, das Schloß

zu räumen, für welchen Fall der Graf entschlossen war, ihnen eine genügende Entschädigung anzubieten.

Der Graf schrieb nun sofort einen Brief an den Vetter Nicander in Bergen.

Bald darauf empfing er ein beantwortendes Schreiben, das ihm viel Kopfbrechens kostete, denn die Buchstaben hatten eine bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit Harpunen und Enterhaken und erinnerten sehr an die Keilschrift auf babylonischen Denkmälern.

Uebrigens war glücklicherweise das Schreiben äußerst kurz, denn es enthielt nur in wenigen Zeilen eine vorläufige Ablehnung des gestellten Anerbietens.

Das Wort „vorläufig" war unterhalb mit drei Strichen vor der Dicke einer Loggleine versehe.

Das Wort und die drei Striche deuteten nun zwar unverkennbar darauf hin, daß der Seemann nicht abgeneigt sei, einmal in der Zukunft von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch zu machen, aber damit war dem Grafen nicht gedient, sein infernalischer Plan war zu Wasser geworden, die teuflische Freude, die er darüber empfunden hatte, war dahin.

Er begnügte sich nun damit, an den Förster, den Revierjäger, den Gärtner und den Castellan eine gemessene Ordre ergehen zu lassen, die Wünsche seiner Verwandten unbedingt zu befriedigen, ihn selbst aber mit weiteren Klagen zu verschonen, widrigenfalls sie die Entlassung aus ihrem Dienste gewärtigen müßten.

Es liefen demgemäß keine Klagen mehr ein und auf Ronneburg nahmen die Dinge ungehindert ihren Fortgang.

Von dem Seemann hörte der Graf kurze Zeit nach Empfang des erwähnten Briefes, daß er, um sein Glück als Wallfischfänger noch ferner zu erproben, von Bergen abgesegelt sei. Dann aber hörte er nichts mehr.

Andere Schiffe, die zugleich mit dem „Narwall" — so hieß Nicander's Schiff — den Hafen verlassen hatten, kehrten wieder dahin zurück, der „Narwall" aber blieb aus. Monate, Jahre verstrichen, keine Kunde von dem Vermißten traf in der Heimat ein, und zuletzt bezweifelte Niemand, daß der „Narwall" zwischen den Eismassen der Baffinsbai mit Mann und Maus untergegangen sei. Der Graf aber konnte sich nun ohne Bedenken unter dem Namen des Verschollenen seinen Verwandten vorstellen, denn diese hatten sich bisher so wenig um Nicander gekümmert, wie um den Mann im Monde, und es war somit höchst unwahrscheinlich, daß sie von seinem Verschwinden Kunde erhalten hätten. Sollte dies dennoch der Fall sein, so war eine plausible Geschichte von einer Lebensrettung seitens wohlwollender Eskimos ja leicht erfunden.

Fünftes Capitel.

Es wird unheimlich.

Als der Graf den Salon der Generalin verlassen hatte, wo er von seinen Verwandten so wenig zuvorkommend empfangen worden war, traf er auf dem Hausflur den Castellan Böhme, der ihn hier erwartet zu haben schien.

— Wo finde ich meinen Neffen Bernhard Günther? fragte der Graf mit gedämpfter Stimme.

— Im Park, gnädiger Herr.

— Ich werde ein sehr ungnädiger Herr sein, wenn Sie sich's wieder einfallen lassen, mich anders als Herr Nicander zu nennen. Führen Sie mich zu meinem Neffen.

Wenige Minuten später befanden sich Beide in einem Theile des Parks, wo unter Bernhard Günther's Leitung eine Menge von Taglöhnern arbeitete.

Der Castellan bezeichnete dem Grafen als den Gesuchten einen jungen Mann, der damit beschäftigt war, auf einer nassen sumpfigen Wiese mittels Stangen einen neu anzulegenden Weg auszustecken.

Der Graf schritt, nachdem er seinem Führer einen Wink gegeben, sich zurückzuziehen, langsam weiter, bis er der Stelle, wo sich Bernhard befand, ganz nahe war.

Dieser sah flüchtig nach ihm hin und fuhr dann, ohne die mindeste Notiz von ihm zu nehmen, in seiner Arbeit fort.

Hiedurch wurde dem Grafen volle Muße gegeben, sich mit dem Aeußeren seines Neffen bekannt zu machen und sich zu überzeugen, daß derselbe ein gar schmucker und stattlicher Bursche war. Seine hohe, zwar schlanke, aber dabei ungewöhnlich kraftvolle Gestalt, seine edle, zuversichtliche Haltung, der Ausdruck endlich von Unerschrockenheit, Freimuth und Biederkeit, der aus seinen klaren blauen Augen leuchtete und jeden seiner männlich schönen Züge belebte, bildeten zusammen ein Ganzes, das unwillkürlich Achtung und Wohlwollen einflößte. Und was der Graf hievon wahrnehmen konnte, war hinreichend, eine sehr günstige Meinung von dem jungen Manne in ihm zu erwecken.

Der Graf wartete geduldig, bis in der Arbeit seines Neffen eine Pause eintrat; dann schritt er rasch auf ihn zu.

— Habe ich das Vergnügen, mit Herrn Bernhard Günther zu reden?

Bernhard Günther erwiderte höflich den Gruß des alten Mannes und bejahte seine Frage.

— Dann erlauben Sie mir, mich Ihnen als einen Verwandten vorzustellen, fuhr der Graf fort.

Bei dem Wort „Verwandten“ schwand blitzschnell aus Bernhard's Mienen der Ausdruck von Heiterkeit, den sie soeben noch gezeigt hatten. Er verbeugte sich schweigend und schien im Begriff, seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Der Graf hätte hell auflachen mögen, doch er bezwang sich und sagte ernst:

— Mein Name ist Gustav Nicander.

— Wie, Sie wären der Bruder meiner seligen Mutter? rief Bernhard mit lebhafter und freudiger Ueberraschung, indem er die ihm dargereichte Hand des alten Mannes ergriff und mit großer Wärme drückte.

Doch dies geschah wol nur in Folge eines momentanen Aufwallens von Gefühlen, die sich an die plötzlich erwachte Erinnerung an seine Mutter reihten, denn er ließ die Hand des Onkels sogleich wieder los und äußerte in weit weniger herzlicher Weise und in nicht sehr zusammenhängenden Worten, daß er ein solches Ereigniß, wie das Zusammentreffen mit seinem Oheim Nicander, für höchst unwahrscheinlich, ja fast unmöglich gehalten habe.

— Fügen Sie hinzu, Neffe, sagte der Graf, daß Sie ein solches Ereigniß auch keineswegs zu den wünschenswerthen gezählt haben. Sie brauchen nicht roth zu werden und die Augen niederzuschlagen, sprechen Sie nur ganz offen zu mir, ich werde es Ihnen durchaus nicht übelnehmen, denn ich kann mir denken, daß Ihnen meine verstorbene Schwester nicht viel Gutes über mich berichtet hat.

— Meine Mutter sprach von keinem Menschen Böses, am wenigsten von ihrem nächsten Blutsverwandten, erwiderte Bernhard rasch.

— Nun dann wird sie über mich eben ganz und gar nicht gesprochen haben — gestehen Sie es nur.

— Ich habe Ihnen hinsichtlich meiner Mutter durchaus nichts zu gestehen, Onkel. Sie war die Güte und Milde selbst, und wären Sie nicht schon in früher Kindheit von ihr getrennt worden, gewiß, Sie hätten sie geliebt und verehrt, wie es Alle thaten, die mit ihr in Berührung kamen. Auf das Gerede Verleumdungssüchtiger hörte sie nie, und mich lehrte sie frühzeitig, niemals das Urtheil Anderer ungeprüft zu dem meinigen zu machen, sondern durch eigene Beobachtung ein unabhängiges mir zu bilden. Das werde ich denn auch in Betreff Ihrer thun. — Sie verlangen von mir eine offene Sprache? Nun gut, ich glaube eine solche geführt zu haben, obgleich sie einem jungen Manne dem älteren gegenüber nicht immer geziemt.

— So ists recht, Neffe! rief der Graf. Wahrhaftig, man kann sich gar nicht deutlicher ausdrücken, denn der Sinn Ihrer Worte ist doch offenbar der, daß Sie Ihren Onkel zwar von jeher für einen ganz abscheulichen Taugenichts gehalten haben, jedoch nicht abgeneigt sind, Ihr Urtheil über ihn zu mildern, falls er Ihnen Anlaß dazu geben sollte.

Sie schließen mit der Erklärung, daß er Sie zu diesen freimüthigen Aeußerungen selbst aufgefordert hat, obgleich er Ihnen natürlich nur Gelegenheit bieten wollte, ihm ein paar verbindliche Worte über die stille herzinnige Verehrung zu sagen, die Sie ihm schon in der Wiege zu zollen begannen. Doch gleichviel, ich fühle mich nicht im Geringsten verletzt und werde gegen Sie gerade so aufrichtig sein, wie Sie es gegen mich sind. Sie haben über mich allerlei Böses gehört — von Verleumdungssüchtigen, wie Sie andeuten — ich dagegen hörte über Sie bisher nur Gutes. Das verschafft mir einen unermeßlichen Vortheil über Sie, denn ich weiß, daß ich bei näherer Bekanntschaft ganz unfehlbar in Ihren Augen gewinnen muß, wogegen Sie in den meinigen sehr leicht verlieren könnten. Wolan, kommen wir einander mit dem festen Vorsatz entgegen, die strengste Gerechtigkeit walten zu lassen, und versprechen wir einander, alle künftigen Enthüllungen unserer Gedanken in so versöhnlichem Sinne aufzufassen, wie ich jetzt die Ihrige.

Bernhard hatte dem Onkel, während dieser sprach, mit einer eigenthümlichen Mischung von Neugierde, Zweifel und Verwunderung ins Gesicht geschaut.

Was er in seinen Zügen las, war nicht gerade geeignet, ihn sogleich zu seinen Gunsten umzustimmen, denn eine gewisse Spottsucht, etwas Listiges und Unehrliches lauerte fortwährend hinterhaltig in den kleinen, grauen, stechenden Augen, während — wenigstens zum Schluß — sein Mund die Sprache der Aufrichtigkeit redete.

Eine Entdeckung hatte übrigens Bernhard schon gemacht, die jedenfalls zum Vortheil des Onkels ausfiel. Dieser war ihm als ein röder, brutaler, durchaus unausstehlicher Mensch geschildert worden; und darin hatte das Gerücht offenbar gelogen. Konnte es nicht auch in anderer Beziehung gelogen haben?

— Nehmen Sie meinen Vorschlag an, Neffe? fragte der Graf.

— Von Herzen gern, war die Antwort.

— Also offene Sprache zwischen uns Beiden, keine Umgehung oder Verheimlichung der Wahrheit, immer reinen Wein eingeschenkt, mag er auch noch so herbe schmecken — Ihre Hand darauf!

— Hier ist sie — obgleich mir ein solcher Vertrag zwischen einem alten Onkel und einem jungen Neffen etwas sonderbar vorkommt.

— Alter Onkel — zum Henker, ein wenig höflicher könnten Sie bei aller Wahrheitsliebe wol sein; doch, um von anderen Dingen zu reden, was machen Sie denn eigentlich hier, mein sehr junger Neffe?

— Ich bin im Begriff, aus dieser Wildniß einen großen schönen Park herzustellen.

— Wie kommen Sie dazu?

Bernhard berichtete über den Auftrag, den ihm der Gutsbesitzer, Graf Wernberg, hatte ertheilen lassen.

— Und Sie rechnen auf die Beistimmung des Grafen, wenn Sie durch diesen abscheulichen Sumpf einen Spazierweg anlegen?

— Ich hoffe den abscheulichen Sumpf in eine hübsche Wiese umzuwandeln.

— Das heißt, indem Sie Abzugsgräben ziehen, Drains legen und dergleichen mehr?

— Richtig gerathen, Onkel.

— Nun, da will ich Ihnen wünschen, daß sich Ihre Nivellirung als eine richtige herausstelle.

— Sie zweifeln daran?

— Ganz entschieden. Von dieser Niederung aus wird das Grundwasser nicht genug Gefäll haben.

— Davon verstehen Sie nichts.

— Zum Teufel, ich verstehe davon sehr viel, junger Herr. Wie können Sie sich herausnehmen, mir zu sagen, daß ich nichts davon verstehe?

— Ich kann das mit vollster Ueberzeugung behaupten, Onkel, denn verstünden Sie etwas davon, so würden Sie die Terrainverhältnisse genau untersuchen, ehe Sie ein Urtheil fällen.

— Und wenn Sie etwas weniger barsch wären, Neffe — doch ich habe mir vorgenommen, nicht ungehalten zu werden, wenn Sie mir die Wahrheit sagen; und die Wahrheit haben Sie allerdings gesagt — nämlich hinsichtlich des Untersuchens vor dem Urtheil — ob aber auch hinsichtlich des Gefälls, das werde ich prüfen, ganz genau prüfen. Leben Sie wohl!

Die Zimmer, welche der Graf im Thurm bewohnte, hatte sein Vater ganz im mittelalterlichen Styl restauriren lassen. Sie waren äußerst düster, denn nur die ungeheuer tiefen Fensternischen, in welchen aus der Mauer steinerne Bänke hervorragten, empfingen von den schmalen bogenförmigen Fenstern ein genügendes Licht, während der ganze übrige Raum nur schwach erhellt war.

Schwerfällige Schränke, plumpe Tische, unbequeme hochlehnige Stühle — Alles von Eichenholz und mit wunderlichem Schnitzwerk überladen — bildeten das Ameublement, und an den dunklen getäfelten Wänden hingen überall Rüstungen und Waffen aus der Ritterzeit.

In einem dieser Zimmer saß der Graf am offenen Fenster.

Manchmal warf er einen flüchtigen Blick auf das herrliche Thal zu seinen Füßen und auf die ferne Meeresbucht, die, von der Gluth der untergehenden Sonne geröthet, am Horizont wie ein breites, flüssiges, goldenes

Band glänzte. Noch öfter aber richtete er seine lebhaften grauen Augen mit dem Ausdrucke von Ungeduld und innerem Unbehagen auf einen alten Mann mit gekrümmtem Rücken und dünnem schneeweißen Haar, der einige Schritte von ihm entfernt in dem halbdunklen Raume stand. Es war dies der Castellan Böhme.

Die Unterredung, welche Beide mit einander führten, hatte schon längere Zeit gedauert; jetzt war eine Pause eingetreten und Böhme sah mit besorgter Miene vor sich nieder, als erwarte er unter peinlicher Spannung eine Meinungsäußerung seines Herrn.

— Ich will Sie nicht tadeln, Böhme, brach der Graf das Schweigen, denn es fehlte Ihnen allerdings für einen solchen nicht vorherzusehenden Fall die nöthige Instruction, und Sie durften, ohne gerade ungehorsam zu sein, der Stimme Ihres Herzens folgen, wie Sie sich auszudrücken belieben. Gehen wir weiter. Sie sagten, daß seit jenem Ereigniß gerade sechzehn Jahre verflossen sind. War es nicht so?

— Sechzehn und ein halbes Jahr, Herr ...

— Nicander!

— Herr Nicander. Wir waren im December, es herrschte eine grimmige Kälte, der Schnee ...

— Uebergehen wir die Witterungsverhältnisse. Die Frau war, als sie hier ankam, krank, sagten Sie?

— Auf den Tod krank, Herr Nicander.

— Und das Kind gleichfalls?

— Das Kind gleichfalls.

— Weiter!

— Schleunige Hilfe war hier vonnöthen. Die Kräfte der unglücklichen Frau waren schon so erschöpft, daß sie unmöglich die Reise hätte fortsetzen können. Sie besaß dazu nicht einmal die erforderlichen Geldmittel, keinen noch so geringen Werthgegenstand führte sie bei sich, ihre Kleidung war im schlechtesten Zustande — ach, wie hätte ich es über das Herz bringen können, ihr ...

— Lassen Sie Ihr Herz aus dem Spiel, Böhme. Ich kann es nicht leiden, wenn sich die Leute, namentlich die alten Leute, immer auf ihr Herz berufen. Wer dem Impulse seines Herzens folgt, begeht in neun Fällen von zehn eine Dummheit. Sie befanden sich in einer Lage, wo es vor allen Dingen darauf ankam, Ihren Kopf zu gebrauchen. Nun gut, sagen Sie mir nicht, was Sie fühlten, sondern was Sie thaten, und ich will Ihnen alsdann sagen, ob dies Letztere verständig war. — Sie nahmen also die Frau auf und sorgten natürlich aufs Beste für ihre Bequemlichkeit und Pflege, das Alles versteht sich von selbst und wir brauchen uns gar nicht dabei aufzuhalten. Welchen Theil des Schlosses räumten Sie der Fremden ein?

— Diesen Thurm.

— Warum den Thurm?

— Weil es nur hier möglich war, sie verborgen zu halten.

— Und warum sie verbergen?

— Sie selbst wollte es so und auch ich hielt es für das Beste.

— Weiter! Die Frau hatte, wie Sie mir sagten, ärztliche Hilfe nöthig; welchen Arzt beriefen Sie?

— Den Districtsarzt, Herrn Dr. Klinge.

— Lebt dieser Dr. Klinge noch?

— Er wohnt drunten im Dorfe, Herr.

— Lassen Sie ihn ersuchen, sich morgen Früh bei mir einzufinden. Wie lange lebte die Frau hier?

— Drei Wochen, dann starb sie.

Es erfolgte abermals eine Pause.

Böhme war augenscheinlich tief bewegt; er wiegte kummervoll das Haupt und fuhr sich wiederholt mit der Hand über die von Runzeln durchfurchte Stirn, als vermöge er so der gar zu lebhaft auf ihn eindringenden Erinnerung Einhalt zu thun.

Der Graf dagegen verrieth nicht die mindeste Gemüthsbewegung; der Ausdruck von starrer, unbeugsamer Energie blieb sich in seinen Zügen immer gleich, und nur hin und wieder zuckte, wenn sein alter Diener in Worten oder Geberden eine überströmende Gefühlswärme verrieth, ein bitteres ironisches Lächeln um seine Lippen.

— Was geschah nach dem Tode der Frau? fragte er in eisig kaltem Tone. Es fand natürlich, beantwortete er die Frage selbst, eine Todtenschau statt und der Arzt stellte ein Certificat aus.

— Jede gesetzliche Vorschrift wurde beobachtet, jedoch unter strenger Berücksichtigung der Discretion, die wir Alle der abwesenden Herrschaft schuldig waren, sagte Böhme. Unter den Leuten auf dem Schloß und der Umgegend verlautete nie etwas von dem, was hier vorging.

— Es freut mich, dies zu hören, Böhme.

— Die Fremde, fuhr der Castellan fort, hatte mir wenige Tage nach ihrer Ankunft einen Brief übergeben mit der Weisung, ihn unmittelbar nach ihrem Tode — sie wußte nur zu gut, daß sie sterben würde — an seine Adresse gelangen zu lassen. Ich gelobte ihr mit Hand und Mund . . .

— An wen war der Brief adressirt?

— An den Drechsler Sievers in Hellstädt.

— In welcher Beziehung stand die Frau zu jenem Sievers, und wo liegt Hellstädt?

— Der Drechsler war der Bruder der Frau. Hellstädt ist ein kleiner Burgflecken, fünfzehn Meilen von hier.

— Was geschah, nachdem Sie den Brief besorgt hatten?

— Drei Tage darauf trafen Sievers und seine Frau bei mir ein, um ...

— Um was?

— Um den Sarg und das Kind abzuholen. Die Fremde hatte das so gewünscht, und wir richteten uns in Allem genau nach ihren Vorschriften, die namentlich darauf abzielten, jedes Aufsehen möglichst zu vermeiden. Ach Herr, es war ein erschütternder Moment, als die Leiche der unglücklichen Frau bei stockfinsterer Nacht heimlich von uns aus dem Thurm fortgetragen wurde. Drunten im Hohlwege hielten zwei Wagen; der eine war zum Transport der Leiche bestimmt, der andere war der, auf welchem die Eheleute Sievers hieher gefahren waren. Schweigend, jedes Geräusch ängstlich vermeidend, als gälte es bei Verübung eines Verbrechens die Wachsamkeit von Spähern zu täuschen, schlichen wir mit unserer Bürde den steilen Pfad hinunter in die Schlucht und hoben sie auf den Wagen. Dann nahmen meine Frau und ich einen kurzen Abschied von den Eheleuten Sievers. Du lieber Himmel, ich sehe noch Madame Sievers, wie sie das todtkranke, leise wimmernde Kind fest in ihren Mantel hüllte und ihre Worte klingen mir noch im Ohr:

„Das arme Ding wird nur zu bald seiner Mutter folgen" — und fort ging es durch den tiefen Schnee, still, langsam in die dunkle Nacht hinein.

Jesus, welch eine Nacht war das! Es war bitter kalt und stürmte, und der Schnee wirbelte in dichten Massen auf und drohte uns zu verschütten; aber meine Frau und ich, Herr, wir waren so ergriffen, daß wir darauf nicht achteten, und wir standen noch lange drunten im Hohlwege, bis das letzte schwache Knarren der . .

— Wozu diese Einzelheiten? unterbrach der Graf, heftig mit dem Fuße stampfend, den redseligen Alten. Habe ich Sie darum befragt? Die Frau war gestorben, ihre Leiche wurde, ihrem Wunsche gemäß, von hier fortgebracht. Es genügte vollkommen, mir dies zu sagen; von den näheren Umständen will ich nichts wissen. Kommen wir zu Ende. Was hörten Sie später von dem Kinde?

Es war ersichtlich, wie sich der Castellan innerlich über den harten, schneidenden Ton entsetzte, in welchem sein Herr diese Worte hervorstieß.

Der Ausdruck von schmerzlicher Wehmuth schwand plötzlich aus seinem Antlitz und auch s e i n e Stimme hatte etwas Strenges und Herbes, als er antwortete:

— Ich werde mich an die Sache halten, da Sie es befehlen, Herr. Das Kind starb genau sechs Wochen nach dem Tode der Mutter.

— Jedoch nicht in Hellstädt?

— Nein, in Nürnberg, wohin die Eheleute Sievers gezogen waren. Von dort empfing ich einen Brief des Drechslers, worin er mir den Tod des Kindes anzeigte. Die Nachricht hatte für mich nichts Ueberraschendes, denn sie bestätigte ja nur, was der Arzt mit völliger Sicherheit vorausgesehen hatte.

— Vergessen Sie nicht, daß ich morgen den Arzt sprechen will.

— Ich werde es nicht vergessen.

— Leben jene Sievers noch?

— Nein, sie sind Beide vor zehn oder elf Jahren gestorben. Es wüthete damals in Nürnberg eine tödtliche Epidemie, von der auch sie befallen wurden.

Der Graf stand im Begriff, das Gespräch fortzusetzen, als plötzlich aus einem entfernten Winkel des Thurms schrille, gedehnte Klagetöne erschollen; er hielt nun das Wort, welches ihm schon auf der Zunge schwebte, zurück, vielleicht in der Erwartung, daß das Schreien wieder aufhören werde. Da es jedoch statt dessen immer lauter wurde, fuhr er ungeduldig von seinem Sitze auf und befahl, indem er auf ein auf dem Tische stehendes silbernes Glöckchen zeigte, dem Castellan, zu klingeln.

— Aber recht tüchtig, fügte er hinzu, denn es beliebt mitunter dem langen Olaf Dahlbom, ein wenig harthörig zu sein.

Diesmal gehorchte jedoch der Genannte augenblicklich dem Rufe.

Es war ein baumlanger, starkknochiger Mann von mehr als vierzig Jahren. Er hatte abschreckend harte Züge, in welchen sich Unzufriedenheit und jähe Halsstarrigkeit aussprachen.

Er postirte sich, nachdem er eingetreten war, in straffer kerzengerader Haltung unmittelbar innerhalb der Thür und war dann so regungslos wie eine Bildsäule.

Er trug die Kleidung eines Matrosen, glich aber, namentlich hinsichtlich seiner steifen hölzernen Manieren, weit eher einem ausgedienten Unterofficier der Cavallerie.

— Warum schreit Giselna? fragte ihn der Graf.

— Det vet jag knappast, om jag vagar säga *), lautete die im tiefsten Baß ertheilte Antwort.

— Antworte mir nicht auf Schwedisch, wenn ich Dich auf Deutsch frage.

— Zu Befehl, Herr Nicander.

Den Namen Nicander begleitete der Bediente mit einem kurzen heiseren Gurgellaut, der fast wie ein unterdrücktes Lachen klang, aber auch für den unwillkürlichen Ausbruch verhaltener Wuth gelten konnte.

---

*) Das weiß ich durchaus nicht, wenn ich wagen darf, so zu reden.

— Gisekna soll still sein, fuhr der Graf fort.

— Zu Befehl, Herr.

— Versuche es im Guten mit ihr, und wenn sie sich nicht fügt, so wende andere Mittel an — Du verstehst mich?

— Det kan herrn vara säker pa. *)

— Schon wieder Schwedisch, Olaf? Und ich habe es Dir doch soeben verboten.

Olaf hob mit einem Ruck, als gehorchten seine Glieder einem in seinem Innern verborgenen schlecht geölten Triebwerke, den rechten Arm, applicirte sich mit der Hand einen Klapps auf den Mund und ließ dann ebenso ruckweise den Arm wieder an seine Seite niederfallen.

Das Schreien erscholl, nachdem sich Olaf auf einen Wink des Grafen entfernt hatte, noch einige Augenblicke, dann vernahm man das helle Klatschen einer Peitsche; es folgten noch einige durchdringende Schmerzenstöne, und nun wurde es still.

Der Castellan hatte während des eben geschilderten Auftritts weder seinen Platz gewechselt, noch seine gebeugte Haltung im Geringsten verändert. Als aber die Peitsche klatschte, zuckte er bei jedem Schlage zusammen, als werde er selbst in empfindlichster Weise getroffen, und Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn.

Der Graf, der seinen Sitz in der Fenstervertiefung wieder eingenommen hatte, betrachtete den alten Diener mit einem spöttischen Lächeln.

— Wer nicht hören will, muß fühlen; ist das nicht auch Ihre Ansicht, Böhme? fragte er in schneidendem Tone.

— Ich — ich weiß nicht, Herr, stammelte der alte Mann mit dem Ausdruck inneren Grauens.

— Um wieder auf unser unterbrochenes Gespräch zurückzukommen — behaupteten Sie nicht, Böhme, daß Sie mir Alles, was Sie mir soeben berichteten, schon damals geschrieben hätten?

— Ich schrieb Ihnen zwei Briefe, Herr; einen nach dem Tode der Mutter, einen anderen nach dem Tode des Kindes, entgegnete Böhme mit mühsam erkämpfter Fassung. Dann schrieb ich nicht wieder über diesen traurigen Gegenstand; aber freilich hätte ich bedenken sollen, wie leicht Briefe, welche an Jemand gerichtet sind, der im Orient reist und oft seinen Aufenthaltsort wechselt, verloren gehen. Ich hätte Ihnen nach Ihrer Rückkehr von Neuem berichten müssen — gewiß, es wäre meine Schuldigkeit gewesen, allein . . .

— Den letzten der erwähnten zwei Briefe habe ich empfangen, unterbrach ihn der Graf. Sie hatten darin — wenn auch mit Uebergehung der Nebenumstände und in einer Weise, als wüßte ich schon darum — den

*) Darauf kann sich der Herr verlassen.

Tod der Mutter berührt. Ich sah daraus, daß ein früherer Brief verloren gegangen sein müsse; da ich aber nun dessen Hauptinhalt kannte, hielt ich es nicht für nöthig, mich näher bei Ihnen zu erkundigen. Ich hätte eigentlich auch nicht nöthig gehabt, Sie jetzt mündlich zu befragen. Wenn ich es that, so geschah es nur — doch meine Beweggründe brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen. Also genug davon. — Wissen Sie vielleicht, warum meine Verwandten heute Morgens bei der Generalin versammelt waren?

— In allen wichtigen Fällen pflegt die Frau Generalin einen — wenn es mir erlaubt ist, den Ausdruck zu gebrauchen —

— Es ist Ihnen erlaubt, jeden Ausdruck zu gebrauchen, den die Wahrheit erheischt. Ich erwarte von Ihnen die volle Wahrheit, merken Sie sich das. Was pflegt die Generalin zu thun?

— In allen wichtigen Fällen einen Familienrath zu berufen.

— Das heißt doch wol nur pro forma; denn daß sie ganz allein die Beschlüsse faßt, scheint mir unzweifelhaft.

Der Castellan neigte beistimmend das Haupt.

— Die heutige Berathung bezog sich, wie ich mir denken kann, auf die Feststellung der Art und Weise, in welcher man sich gegen mich zu benehmen habe. Glauben Sie das nicht auch?

— Ich glaube es allerdings.

— Mein Neffe Bernhard Günther war aber nicht da. Wie kam das wol?

— Der Herr Günther hat bei seinen Verwandten keinen Zutritt.

— So — so! Hat er es wol an der geziemenden Aufmerksamkeit gegen sie fehlen lassen?

— Im Gegentheil, Herr Günther that, als er hiehergekommen war, nach meiner unmaßgeblichen Meinung Alles, was er vermochte, um ihr Wohlwollen zu gewinnen. Man hatte aber, wie ich vermuthe, den Entschluß gefaßt, ihn nicht als . . . als . . .

— Heraus mit der Sprache!

— Ihn nicht als ebenbürtig anzuerkennen.

— Und als der junge Mann dies gewahr wurde, fühlte er sich wol sehr gekränkt?

— Um die volle Wahrheit zu sagen, Herr, er zeigte sich dabei auffallend gleichgiltig.

Ein eigenthümliches Lächeln flog über die Züge des Grafen und er murmelte halblaut vor sich hin:

— Man wird sich bald anders gegen ihn benehmen.

Sie können jetzt gehen, Böhme, sagte er dann, indem er aufstand.

Der Castellan verbeugte sich und schritt der Thüre zu.

— Noch Eins, sprach der Graf, als Jener im Begriff war, das Gemach zu verlassen. Das da — er deutete mit der Hand auf ein versiegeltes Paket, welches auf dem Tische lag — das da wurde Ihnen, wie Sie sagen, von jener Frau in der Stunde ihres Todes übergeben. Erinnern Sie sich genau der Worte, die sie bei diesem Anlasse sprach?

— Ihre letzten Worte erlöschen in dem Todesröcheln, antwortete der Castellan. Sie lauteten, so weit sie verständlich waren:

„Ich vertraue Ihrer Redlichkeit dieses an; behalten Sie es in sicherem Gewahrsam, bis Sie einmal Gelegenheit finden, es ihm zu übergeben, der allein ein Recht hat . . .“

Was sie weiter sprach, konnte mein Ohr nicht auffassen, doch aus anderen Aeußerungen, die sie früher hatte fallen lassen, ließ es sich leicht ergänzen.

— Es ist gut, Böhme, verlassen Sie mich jetzt.

Eine halbe Stunde später saß der Graf an dem großen eichenen Tische, der die Mitte des Zimmers einnahm und über welchem jetzt eine Lampe ihr helles Licht verbreitete. Er hatte das Paket geöffnet und daraus eine Menge von Briefen genommen, mit deren Lesung er eifrig beschäftigt war. Und was er las, schien in seinem Herzen eine jener Saiten zu berühren, deren Klänge selbst in dem verhärtetsten Gemüth nie ganz ohne Widerhall verstummen. Das Gepräge von Hohn und trotzender Willensstärke, das soeben noch seine Züge trugen, wich mehr und mehr einem sanfteren Ausdruck, und wiederholt seufzte er laut auf und begrub, indem er unverständliche Worte vor sich hinmurmelte, auf Augenblicke das Gesicht in den Händen, als wolle er Sammlung gewinnen zur Fortsetzung seiner aufregenden Beschäftigung.

Mehrere Stunden vergingen so, und es war schon ziemlich spät am Abend, ehe der Graf den letzten der vielen Briefe aus der Hand legte. Dann erhob er sich und trat ans offene Fenster, durch welches ein kalter, vom Nachtthau geschwängerter Luftstrom eindrang.

Ehe er das Fenster schloß, blickte er gedankenvoll hinaus.

Der Himmel war unbewölkt, die Nacht nicht sehr dunkel. Er sah unten am Fuß des Thurms eine Gestalt umherschleichen, die öfter wie horchend stillstand und dann geräuschlos weiterschritt.

Es brannte unten im Thurm — der Graf wußte, daß es im Zimmer seines Bedienten sei — ein Licht. Der Schein davon erhellte schwach einen Theil des unebenen Bodens, der sich vom Thurm gegen den Hohlweg hinzog. Als der nächtliche Wanderer diese Stelle erreichte, drückte er sich dicht an die Mauer und blieb wieder horchend stehen.

Der Graf erkannte nun ganz deutlich die hohe kraftvolle Gestalt des Majors.

Plötzlich schlug ein lautes platschendes Geräusch wie von niederstürzendem Wasser an sein Ohr, und der Major war blitzschnell im nahen Gebüsch verschwunden.

Ein heiseres trockenes Lachen erscholl aus einem anderen dunklen Fenster oberhalb des erleuchteten.

Der Graf kannte dieses eigenthümliche Lachen; es war das seines Dieners Olaf Dahlbom.

Es durfte sicherlich als ein Zeichen von mehr als gewöhnlichem Ernst gelten, daß der Graf nicht auch lachte.

Sechstes Capitel.

Ein ängstlicher Mann und eine phlegmatische Frau.

Wir haben gesehen, daß die vom Castellan übergebenen Briefe bei dem Grafen Empfindungen hervorriefen, die sich in der Einsamkeit des Abends, wo keines Menschen Auge auf ihm ruhte, auch äußerlich verriethen. Vielleicht hatte schon das mit Böhme geführte Gespräch ihn innerlich aufgeregt, obgleich er dem alten Diener gegenüber kein Zeichen von Gemüthsbewegung blicken ließ. Vielleicht, sage ich, war dem so; behaupten will ich es nicht. Daß sich dagegen der Castellan, der weit weniger Selbstbeherrschung besaß, als sein Herr, während jener Unterredung in peinlichster Aufregung befand, davon hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen.

Der Graf erblickte in dem Gebahren des Alten nur die Kundgebung einer weichlichen Gemüthsart, die ihm bei Männern verächtlich erschien und widerlich war; wir werden sogleich erfahren, wie sehr er sich trotz seiner psychologischen Scharfsichtigkeit täuschte.

Als Böhme in seine Wohnung zurückgekehrt war, ging er unter allen Aeußerungen innerer Unruhe im Zimmer auf und ab.

Seine Frau, ein altes Mütterchen von beträchtlicher Corpulenz und mit dem Ausdruck von Gutmüthigkeit und schwer zu erschütterndem Phlegma in jedem ihrer verschwommenen Züge, sah ihm von ihrem Winkel aus, wo sie in langsamster und bedächtigster Weise mit einem Strickzeug beschäftigt war, verwundert zu.

Lange schien sie mit sich im Zweifel zu sein, ob sie sich die Mühe nehmen solle, ihn anzureden oder nicht.

— Du kommst von ihm, Caspar? fragte sie endlich in leisem gedehnten Tone.

— Ja.

— Du warst lange drüben; was hat er gewollt?

Böhme antwortete nicht sogleich, sondern schritt nur noch hastiger und unruhiger im Zimmer umher.

Plötzlich blieb er dicht vor seiner Frau stehen und sagte, die Worte kurz und schnell hervorstoßend:

— Er hat mich ausgefragt in Betreff jener Unglücklichen, die hier vor sechzehn Jahren starb.

— Und Du hast ihm denn wol Alles gesagt, Caspar?

— Ja, Alles, wofür ich schriftliche Belege hatte.

— Und das, was wir Beide vermuthen, hast Du ihm doch auch gesagt?

— Höre, Martha, sprach der Castellan, indem er seiner Frau die Hand auf die Schulter legte und sie ein wenig rüttelte, wie um ihre trägen Geisteskräfte in eine lebhaftere Thätigkeit zu versetzen, höre, Martha, er wird gewiß auch Dich befragen — ich bezweifle nicht, daß er dies eines Tages thut — nun gut, Du wirst uns dann wol nicht ins Verderben stürzen wollen, Martha?

— Uns ins Verderben stürzen, Caspar? fragte erstaunt und gänzlich verwirrt die alte Frau.

— Du würdest Dich und mich ganz unfehlbar ins Verderben stürzen, wenn Du ihm auch nur ein Wort mehr sagtest, als ich ihm gesagt habe, fuhr der Castellan in heftigster Erregung fort. Er ist argwöhnischer Natur, er würde mir vorwerfen, ihn von Anfang an absichtlich hintergangen zu haben, und er würde mich ohne Gnade und Barmherzigkeit aus dem Dienste jagen. Wenn wir dann bettelnd von Thür zu Thür gehen müßten und endlich in Noth und Elend jammervoll zugrunde gingen, ihn würde das den Henker was kümmern. Du kennst diesen Mann nicht, Martha, ich aber sage Dir, er ist fürchterlich; er hat kein Herz im Leibe, alle menschlichen Gefühle sind ihm fremd. Sieh, Martha, die da drüben — er zeigte mit der Hand nach dem Schloß — die kennst Du, Du weißt, daß sie schlimm sind, aber der da droben — hier zeigte er nach dem Thurm hinauf — der ist zehnmal schlimmer, als sie Alle zusammengenommen. Die Haare würden Dir zu Berge stehn, wollte ich Dir von den Grausamkeiten erzählen, die er begeht. Willst Du mir diesen Unmenschen auf den Hals hetzen, Martha, willst Du?

Böhme hielt inne und starrte seiner Frau ins Gesicht, als wolle er sich vergewissern, ob es ihm gelungen sei, den beabsichtigten Eindruck auf sie zu machen.

Er durfte in dieser Hinsicht so ziemlich mit sich zufrieden sein, denn in der That sprach aus ihren Zügen eine so ungeheure Angst und Bestürzung, als habe er ihr die Möglichkeit vor Augen gehalten, daß der leibhafte Teufel sie Beide beim Schopf packen und jählings mit ihnen in die Hölle hinabfahren könnte.

— Mein Gott und Vater, Caspar, was ist vorgefallen? stammelte sie bebend.

Der Castellan ließ die Schulter seiner Frau los, rückte einen Stuhl dicht neben den ihrigen und sagte, nachdem er Platz genommen, in etwas weniger aufgeregtem Tone:

— Es ist nichts vorgefallen, als was ich Dir schon gesagt habe. Er legte mir bestimmte Fragen vor und ich ertheilte ihm bestimmte Antworten, das heißt, ich sagte ihm, was ich ihm auch damals geschrieben habe, daß das Kind gestorben sei. Meine später erwachten Zweifel jedoch behielt ich für mich. Still, Martha, ich weiß, was Du sagen willst, aber Du hast Unrecht. Hätte ich ihm meine Vermuthungen mitgetheilt, so würde er schon morgen die allersorgfältigsten Nachforschungen einleiten. Von zwei Dingen müßte dann eines eintreffen: Das Ergebniß müßte entweder die Richtigkeit meiner Vermuthung bestätigen, oder ihre Irrigkeit darthun. Verstehst Du das?

Die Frau schien halbwegs in die frühere Stumpfheit wieder zurückgesunken zu sein, und Böhme hielt es für angemessen, sie abermals ein wenig zu rütteln.

— Verstehst Du das? fragte er noch einmal.

— Ja, ja, ganz gewiß, es ist eben nicht schwer zu verstehen, antwortete sie träge.

— Nun gut, fuhr der Castellan fort, nehmen wir an, was bei Weitem das Wahrscheinlichste ist, daß der letzte Fall einträte, so würde er mich einen Dummkopf, einen Narren und Träumer schelten, der ihm ganz unnöthigerweise eine Menge von Mühen und Sorgen aufgebürdet habe, und ich hätte um nichts und wieder nichts meine Stelle riskirt. Nehmen wir dagegen an, daß der erste Fall einträte, daß sich nämlich unsere Vermuthung als richtig erwiese, so hätte ich ihm einen schlechten Dienst geleistet und es würde mir kaum besser ergehen.

— Aber warum einen schlechten Dienst? fragte die alte Frau in schleppendem Ton.

— Ja, einen sehr schlechten Dienst, betheuerte ihr Mann. Du hättest nur sehen sollen, Martha, mit welch eisiger Kälte er von dem Tode der Mutter und des Kindes sprach. Keine Muskel zuckte in seinem so überaus harten Gesichte, kein Wort, das von Reue, Mitleid oder wol gar Betrübniß gezeugt hätte, kam über seine Lippen, ja er lächelte mit teuflischem Hohne, so oft ich meine Gemüthsbewegung durchblicken ließ.

— Das Ungeheuer! sagte Madame Böhme mit einem unterdrückten Gähnen.

Der Castellan fuhr fort:

— Warum ihn zur Verfolgung eines Zieles nöthigen, das zu erreichen er ganz und gar nicht wünscht? Wären unsere Zweifel begründet — und Gott weiß, sie stützen sich nur auf sehr schwache Anzeichen — nun so gibt es ja Andere, die weit eher die Pflicht hätten, das Geheimniß aufzudecken. Warum schweigen sie? Wir wissen es nicht, aber sicher müssen es gewichtige Gründe sein, die sie dazu bestimmen. Was geht uns überhaupt die ganze traurige Geschichte an, Marthà? Brauche ich mich in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen? Thue ich nicht genug, wenn ich meinen Posten getreulich verwalte? Es wird mir dies schon — dem Himmel sei's geklagt! — sauer genug gemacht; mir selber noch mehr Sorgen und Verdrießlichkeiten aufladen, will ich nicht, kann ich nicht!

Der Castellan schwieg, wischte sich mit zitternder Hand die Schweißtropfen von der Stirne, lehnte sich dann in den Sessel zurück und überließ sich ganz seinen düsteren Betrachtungen.

Seine Frau, die ihm seit einigen Minuten nur sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, nahm das in ihrem Schoß ruhende Strickzeug wieder auf und setzte so langsam und bedächtig wie vorhin die unterbrochene Arbeit wieder fort.

Eine lange Zeit hörte man in dem kleinen Zimmer nichts als das Ticken der Wanduhr und das leise Klirren der Stricknadeln.

— Ob er Dir wol bald lang genug sein wird? brach endlich die Frau das Schweigen, indem sie ihrem Manne den wollenen Strumpf hinhielt.

Er schob ihn mit der Hand beiseite und sagte in dem früheren aufgeregten Tone:

— Wie ruhig und zufrieden lebten wir nicht hier, bevor diese Leute aufs Schloß zogen, Martha! Ja, das waren glückliche Zeiten! Wahrhaftig, es ist hart, daß wir in unseren alten Tagen so viel Plage und Mühseligkeit erdulden müssen.

Nach einer Pause fuhr er wieder fort:

— Doch es wird wieder besser werden, Martha, gewiß, es wird wieder besser werden, wenn wir nur geduldig ausharren und unsere Mäuler halten.

Die Frau nickte beistimmend mit dem Kopfe.

— Ich habe eine Ahnung, fuhr Böhme fort, daß die dort drüben nicht mehr lange hier sein werden, und was ihn betrifft, er wird wahrscheinlich noch früher gehen als die Anderen. Und noch Eins, aber das bleibt unter uns, Martha, der Herr Bernhard Günther —

Er beugte sich zu ihr hinüber, rüttelte sie ziemlich derbe und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr.

Sie sah halb schlaftrunken, halb erstaunt zu ihm auf, faltete die Hände bedächtig über dem Strumpf und sagte salbungsvoll:

— Das gebe der allmächtige Gott!

Siebentes Capitel.

Eine gestörte Todtenfeier.

Es waren seit der Generalversammlung bei der Generalin nur acht Tage verflossen, doch diese kurze Zeit hatte hingereicht, die unter den Verwandten herrschende Spannung zur heftigsten Feindseligkeit zu reifen. Frau v. Osten war gegen die Generalin äußerst erbittert. Daß sie hiezu eigentlich so gar wenig Ursache hatte, steigerte nur noch ihren Aerger, und sie war fest entschlossen, den Vetter Nicander mit augenfälliger Geringschätzung zu behandeln, weil sie hierin das beste Mittel sah, der Generalin Opposition zu machen.

Nebenbei freilich konnte sie es dem Vetter auch nicht verzeihen, daß er die Unschicklichkeit begangen hatte, sich der Familie in einer Matrosenjacke und ohne Handschuhe vorzustellen.

— Ist dieser Mensch nun einmal ein Wallfischfänger und Thransieder, sagte sie, so will ich ihm auch als solchem begegnen; ich werde über nichts mit ihm reden, als über Thran.

Diesem Vorsatze blieb sie treu. So oft sie mit Nicander — so müssen wir den Grafen nennen — zusammenkam, lenkte sie sofort das Gespräch auf den Thran.

Er suchte ihr auszuweichen, allein es war unmöglich.

Fragte er sie sehr höflich nach ihrem Befinden, so fragte sie ihn naserümpfend, welche Thransorte die beste sei, die von Wallfischen, Finnfischen, Pottfischen, Robben, Seehunden oder Wallrossen. Machte er eine Bemerkung über das Wetter, so machte sie eine über den widerlichen Geruch des Leberthrans. Suchte er ihr Interesse für eine neue literarische Erscheinung einzuflößen, so wünschte sie dagegen zu erfahren, wie man den Thran ausfließen lasse, wie man ihn reinige, verpacke und versende. Und brachte er endlich die Politik aufs Tapet, so ging sie schnell auf die Handelspolitik über und wollte wissen, von welchem Lande der meiste Thran in den Handel gebracht werde, ob von Norwegen, England, Holland, Frankreich oder Nordamerika.

— Ich will doch sehen, wer von uns Beiden das am längsten aushält, äußerte sie oft gegen ihren Bruder, den Major, der ihrer sinnreichen Methode, den norwegischen Vetter zu demüthigen, den höchsten Beifall zollte.

Ganz anders, aber durchaus nicht liebenswürdiger, benahm sich Fräulein Blandina Bimbach.

Das Fräulein konnte die von der Frau v. Osten im Salon der Generalin hingeworfene Aeußerung über das Familien-Hospital nicht vergessen; sie fand darin eine absichtliche Beleidigung und erbat sich schriftlich einen Widerruf oder eine genügende Erklärung.

Es erfolgte kein Widerruf und die abgegebene Erklärung war so wenig genügend, daß sie vielmehr in den Augen des Fräuleins als eine neue Kränkung erschien.

Die zwischen Beiden gewechselten Briefe hatten — es war dies auf dem Schlosse so üblich — unter den übrigen Verwandten die Runde gemacht, und es war dem Fräulein zu Ohren gekommen, die Generalin habe sich dahin geäußert, daß Fräulein Blandina bei diesem Anlaß eine sehr unzeitige und durchaus in keinem Falle zu billigende Empfindlichkeit an den Tag lege.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Generalin gar nichts Derartiges geäußert hatte, doch Fräulein Blandina glaubte es nun einmal; sie faßte es als eine böswillige Parteilichkeit auf und wußte sich an der Generalin nicht besser zu rächen, als indem sie den norwegischen Vetter, als ihr dieser einen Besuch abstattete, mit schneidender Kälte und unter einem fast absoluten Schweigen empfing. Auf Alles, was er zur Sprache brachte, antwortete sie mit eiserner Beharrlichkeit nichts als Ja oder Nein. Er kam nach einigen Tagen wieder — das Fräulein war und blieb stumm; er versuchte bei einem späteren zufälligen Begegnen ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen — kein Wort kam über ihre Lippen.

Hierüber entspann sich aber ein Streit zwischen ihr und ihrer Schwester Ernestine, die plötzlich eine sehr große Neigung für den „prächtigen alten Seemann" verspürte.

Fräulein Ernestine hatte schon während des ersten Beisammenseins mit ihm im Salon der Generalin zwei Entdeckungen gemacht: nämlich daß er keineswegs nach Thran rieche und daß er ein sehr unterhaltender Mann sei. Und die Gefühle des Fräuleins waren von wunderbar lebhafter Art. Schon als Nicander ihr und ihrer Schwester am folgenden Tage einen Besuch machte, verließen sie den Standpunkt kühler Beachtung und kamen im Sprunge bei dem der warmen Anerkennung an; bei einem dritten Begegnen überhüpften sie mit erstaunlicher Leichtigkeit einige weitere Stadien, und bei einem vierten Zusammentreffen gelangten sie in Sturmeseile bereits bis dahin, wo glühende Bewunderung in siedende und brodelnde Begeisterung zerfließt.

Von nun an verfolgte ihn Fräulein Ernestine auf allen Wegen und Stegen, im Schloßhofe, im Hohlwege, auf der Ruine, im Park — er war

nirgends vor ihr sicher, und wenn sie ihn erst einmal erwischt hatte, gab es für ihn keine Möglichkeit des Entkommens.

Mit bemerkenswerther Unbefangenheit machte sie sich alle Vortheile zunutze, die aus naher Verwandtschaft, sowie aus dem Umstande, daß er ein alter Mann war, nur irgend gezogen werden konnten. Sie hing sich mit kindlicher Treuherzigkeit an seinen Arm, tändelte in süßem Selbstvergessen mit seiner Uhrkette, nannte ihn scherzend „alter Papa“ und legte, wenn sie über eine seiner spaßhaften Aeußerungen ins Lachen kam und gar nicht wieder aufhören konnte, mit rührender Vertraulichkeit ihr Lockenköpfchen an seine Schulter.

Das Schlimmste für ihn war aber, daß sie ein immer wachsendes Interesse für das Polarmeer gefaßt hatte

Die herrlichen Eisberge, das zauberische Nordlicht, die anregende Jagd auf die schauerlichen Ungeheuer der Meerestiefe — Alles hatte für sie einen hohen poetischen Reiz, ja sie konnte „den Gedanken denken“, daß sogar das Einfrieren zwischen Eisfeldern und das Festsitzen daselbst während einer Winternacht von mehreren Monaten für „emphatisch gestimmte Gemüther“ etwas unnennbar Anziehendes habe.

Sie sei, betheuerte sie, überhaupt gar kein solches Gänschen, wie der alte Papa wol glauben möchte, o nein, sie wisse zum Beispiel recht gut, wie es beim Wallfischfange zugehe; man brauche, um die großen Thiere zu erlegen, schrecklich lange Spieße, Harpunen genannt — das habe sie in Scoresby's Werken gelesen — ja wol, in Scoresby's Werken: der Papa brauche gar nicht so spöttisch zu lächeln. Nun wolle sie auch die Reisetagebücher von Roß und Parry lesen, ganz gewiß, das wolle sie. Ueber Eines könne sie sich schlechterdings nicht beruhigen. Ob der Papa Nicander wisse, was das sei? Nein, das könne er nicht errathen, und sie wolle es ihm nur sagen: es sei das Schicksal des unglücklichen Franklin.

So ging das in einemfort, denn alle ihre Gedanken drehten sich um den Nordpol in einem Kreise, der nicht südlicher als bis Island reichte, und sie plagte ihr armes Opfer mit tausend Fragen, deren Beantwortung ihm unmöglich gewesen wäre, wenn er nicht schon, wie es das Fräulein zu thun beabsichtigte, die Reisetagebücher von Roß und Parry gelesen hätte.

Es waren unter den sämmtlichen Verwandten nur Zwei, die immer getreulich zusammengehalten hatten: Frau v. Osten nämlich und der Baron v. Odenfeld.

Die gänzliche Hilf- und Rathlosigkeit des duckmäuserigen Barons hatte das Herz der kleinen Dame gerührt und sie hatte es sich bei verschiedenen Vorkommnissen angelegen sein lassen, ihn gegen die stürmischen Angriffe der Uebrigen in Schutz zu nehmen, was er seinerseits mit gebührendem Dank anerkannte.

Die kleinen Zwistigkeiten, die freilich auch zwischen ihnen hin und wieder entstanden, hatten ihr gutes Einvernehmen niemals ernstlich bedroht. Sie hatten sich oft gestritten, wenn der Rauch aus seiner Küche in ihre Zimmer drang, oder das Wasser aus ihren Zimmern in sein Bett tröpfelte, aber trotzdem blieben sie immerwährend recht gute Freunde, und waren es selbst unter den jetzt eingetretenen Verwicklungen geblieben. Leider sollten nun auch sie sich auf Heftigste entzweien. Wie das kam, will ich Euch jetzt erzählen, vorerst ist aber ein Rückblick auf die Vergangenheit der Frau v. Osten erforderlich.

Der verstorbene Mann der Frau v. Osten war Rittmeister bei einem Dragoner-Regiment.

Man konnte keinen stattlicheren Cavalier sehen. Er hatte eine wundervolle Gestalt, schöne Gesichtszüge, feurige Augen und einen unvergleichlichen Schnurrbart.

In seinem Anzuge war er eitel und prunksüchtig, in seinen Reden eitel und prahlerisch, in Allem, was er that, eitel und nach Effect haschend.

Brauche ich hinzuzufügen, daß er der erklärte Liebling aller eitlen Frauen war?

Leute dieser Art pflegen große Verschwender zu sein, und der Rittmeister v. Osten machte wahrlich keine Ausnahme von der Regel. Als er die kleine bucklige Agathe Ruwald kennen lernte, war schon längst das Vermögen, welches ihm seine früh verstorbene erste Frau mitgebracht hatte, verschleudert, und er wußte sich vor seinen vielen Gläubigern kaum mehr zu retten.

Drei Tage dachte er mit großem Ernst über die Frage nach, ob ein Höcker als ein beachtenswerthes Hinderniß gelten dürfe, wo es sich um die Erwerbung eines Capitals von 40,000 Thalern handle; am vierten Tage war er fest entschlossen, sich an dem Höcker nicht zu stoßen, und am fünften machte er vor der kleinen Agathe eine theatralische Kniebeugung und bat in Phrasen von außerordentlicher Wirkung um ihre Hand.

Arme kleine Agathe! Voll Entzücken gab sie dem schönen Manne nicht nur ihre Hand, sondern auch ihr ganzes Herz, und auf einen sehr kurzen Brautstand folgte die Hochzeit.

Auf die Hochzeit folgten zehn Jahre ehelichen Unglücks. Der schöne Mann zeigte sich sehr bald als ein eingefleischter Egoist und später als ein höchst brutaler Haustyrann. Seiner kleinen verliebten Frau gab er allen Grund zur Eifersucht, und wenn sie dann, von ihrem cholerischen Temperament beherrscht, sich gar zu lebhafte Vorstellungen erlaubte, so ließ er sich dagegen zu rohen Zornesausbrüchen und abscheulichen Mißhandlungen hinreißen. Doch sie liebte ihren Balthasar, und es gehört bekanntlich viel dazu, die Liebe in einem weiblichen Herzen zu tödten. Die ihrige hatte ein so zähes Leben, daß sie schlechterdings nicht umzubringen war.

In der That erschien auch Frau v. Osten dem Auge fast wie eine Zwergin, ihre Liebe war dem Riesen Antäus vergleichbar, der nicht überwunden werden konnte, weil ihm seine Mutter, die Erde, immer frische Kräfte verlieh, so oft er auch zu Boden geworfen wurde. Welch gütige Mutter ist nicht die Natur, die dem gemarterten Menschenherzen die nämlichen Dienste leistet!

Nachdem der Rittmeister zehn Jahre lang seine Frau gequält und ihr Vermögen bis auf etwa den vierten Theil verschlendert hatte, starb er. Seine kleine Witwe trauerte bei seinem Tode so aufrichtig und herzinniglich, als sei ihr der beste und liebevollste Gatte entrissen worden. Sie zerfloß in Thränen, sie war jedem Troste unzugänglich; sie wäre fast selbst gestorben aus Gram und Verzweiflung.

Die Zeit verging, Jahre reihten sich an Jahre, aber noch immer war die Erinnerung an ihren stattlichen schönen Balthasar der frischsprudelnde Quell, aus welchem ihr inneres Leben Nahrung sog. Sie sprach von ihm mit wahrer Begeisterung, und nichts in der Welt erweckte so sehr ihren heftigsten Groll, als eine Aeußerung über den Verstorbenen, welche nicht das unbedingteste Lob enthielt.

Zu ihren vielen sonderbaren Gewohnheiten gehörte es, daß sie seinen Todestag immer unter den ganz gleichen, höchst feierlichen Ceremonien beging. So oft im Laufe der Zeit der Tag wiederkehrte — es war der 22. März — kleidete sie sich Frühmorgens in tiefe Trauer, stellte sein Bild, von schwarzem Flor umrahmt, auf einen mit schwarzem Tuch überzogenen Tisch und saß nun weinend und wehklagend, ohne Speise noch Trank zu sich zu nehmen, aber umso fleißiger im Gebetbuche lesend, vor dem martialischen Gesicht mit dem unvergleichlichen Schnurrbart, bis endlich der Abend kam und sie ganz erschöpft zusammenbrach.

Am folgenden Tage aber war sie dann gewöhnlich so heiter und guter Dinge, als fühle sie sich durch eine höchst verdienstliche That in ihrer Selbstschätzung unendlich gehoben.

Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit im Charakter der Frau v. Osten war es überhaupt, daß sie urplötzlich von einer Gemüthsstimmung in die ganz entgegengesetzte überspringen konnte, gleichwol aber, so schnell auch der Wechsel erfolgt war, von den Gefühlen, die in einem gegebenen Augenblick die Oberhand hatten, sich vollkommen beherrschen ließ. Und so kunterbunt und wunderlich in ihrem Herzen die verschiedensten und widersprechendsten Empfindungen ineinander geschachtelt waren, so kunterbunt und wunderlich lagen auch in ihrem Kopf die unter sich unverträglichsten Ideen aufgehäuft. Sie gab sich nie die mindeste Mühe, sie zu ordnen, und oft wurde die Confusion so groß, daß sie gar nicht mehr sich hindurchzuhelfen vermochte. Sie vergaß dann Wichtiges über ganz Geringfügigem, hielt sich hartnäckig an Nebenumstände, bestritt aber die Hauptsache, und war so zerstreut, daß sie

kaum zu antworten gewußt hätte, wenn sie um ihren eigenen Namen befragt worden wäre.

Es war am 21. März spät Nachmittags. Frau v. Osten hatte sich den ganzen Tag auffallend ruhig verhalten; der Baron v. Odenfeld hatte sie kein einzigesmal mit ihrem Dienstmädchen zanken hören und es war kein Tropfen Wasser durch die Decke seines Schlafzimmers gedrungen. War die kleine Frau krank?

Der Baron hatte sein selbstgekochtes spärliches Mittagessen verzehrt: Topfnudeln in Milch, ein aufgewärmtes Ragout von Kalbszunge mit Rosinen und ein mehr als bescheidenes Aepfelsoufflée.

Schon seit einer Stunde blickte er voll trüber Gedanken in die geleerten Schüsseln und schwere Seufzer entrangen sich seiner Brust. Es dämmerten in seinem Geiste lieblich-wehmüthige Erinnerungen auf an die köstlichen Diners, die er in den Tagen seines Wohlstandes in der Residenz bei Jouffroy und Vincent sich zu Gemüthe geführt hatte; Suppen à la reine und Mockturtlesuppen, Karpfen mit Champagnersauce und blaugekochte Bachforellen, Krammetsvögel am Spieß gebraten und Kapaunen in der Pfanne gebraten, Krebspasteten und Straßburger Gänseleberpasteten und Crêmes ohne Zahl erschienen und schwanden vor seinem inneren Blike wie flüchtige Schattenbilder von theuren, lange vermißten Freunden; es wurde ihm so weh ums Herz, so unsäglich weh — es litt ihn nicht mehr in seiner engen Klause. Er legte Hommer's Kochbuch, in welchem er geblättert hatte, aus der Hand und machte schnell Toilette, das heißt, er band die weiße Küchenschürze los, vertauschte die Pantoffeln mit den Stiefeln und schlüpfte in einen schwarzen, etwas fadenscheinigen Frack.

Seine Cousine, Frau v. Osten, sah ihn immer gern, wenn er sich Abends zum Thee bei ihr einfand; sie pflegte ihm dann gutes, selbst gebackenes Brod, frische Butter und etwas kalte Küche, auch wol eine Omelette vorzusetzen.

Heute war er dazu noch sicher, ihren Bruder, den Major, der immer schlechte Witze über seinen starken Appetit machte, nicht bei ihr zu treffen. Er ging also hinauf.

Als er in das Zimmer seiner Cousine trat, war er nicht wenig erstaunt über den Anblick, der sich ihm hier darbot.

Der große runde Diwantisch war mit schwarzem Tuch überhängt und auf dem Tisch stand das sonst die Wand über dem Sofa zierende Abbild des seligen Rittmeisters mit dem unvergleichlichen Schnurrbart. Es war mit schwarzem Flor umrahmt und wurde von sechs hohen Wachskerzen beleuchtet. Auf dem Sofa aber hockte die kleine Frau v. Osten in Trauerkleidern und mit dem Gebetbuch in der Hand.

Sie schien sein Eintreten gar nicht bemerkt zu haben, und erst in dem Augenblicke, als er dicht an sie herangetreten war, hob sie das buch-

ständlich in Thränen gebadete kleine Gesicht und blickte ihn mit unbeschreiblicher Traurigkeit an.

— Sie sinds, Vetter Odenfeld? sagte sie schluchzend. Es ist sehr freundlich von Ihnen, mich an diesem Unglückstage zu besuchen, an welchem mein unvergeßlicher Balthasar — es sind jetzt zwölf Jahre her, aber — o, es bricht mir fast das Herz, wenn ich — o — —

Ihre Worte wurden immer unverständlicher, sie barg das vom Weinen ganz aufgedunsene Gesicht in den Händen und wimmerte so kläglich wie ein mißhandeltes Kind.

Der Baron starrte ganz verdutzt vor sich hin. Er wußte, daß dieser Tag für seine Cousine ein Fasttag war. Wo blieben nun der Thee, die kalte Küche und die Omelette?

Da klärte sich aber plötzlich sein melancholisches Gesicht wieder auf — das ersehnte Abendessen war noch keineswegs ohne Rettung verloren.

— Cousine, sagte er in dem sanftesten und tröstendsten Tone, den er nur irgend aus seiner rauhen Kehle hervorzubringen vermochte, Cousine, ich nehme, Sie wissen es, an Ihrem Schmerze den innigsten Antheil, indeß . . .

— Ja, ich weiß es, unterbrach sie ihn unter neuen Thränenergüssen, Sie waren meinem armen Balthasar gut, Sie wußten seine vielen edlen Eigenschaften zu würdigen. Es ist lieb von Ihnen, sich seines Todestages zu . . .

— Aber theuerste Cousine, rief der Baron, der Todestag ist ja gar nicht heute!

— Nicht heute? rief mit plötzlich veränderter Stimme Frau v. Osten, indem sie auf dem Sofa einen Satz machte, daß ihre kleine Figur auf den elastischen Springfedern noch eine Weile auf und ab tanzte. Was wollen Sie damit sagen, Vetter?

— Daß Sie sich in dem Kalender versehen haben müssen, Cousine. Es ist heute der Einundzwanzigste und nicht der Zweiundzwanzigste.

— Was versehen, was Kalender, ich brauche keinen Kalender! Glauben Sie, daß ich meines Balthasar's Todestag nicht weiß? Voriges Jahr war er an einem Donnerstag, dessen bin ich sicher, heute ist Donnerstag, und folglich . . .

— Sie sind im Irrthum, Cousine, gewiß, Sie sind vollständig im Irrthum, der Zweiundzwanzigste fällt ja nicht immer auf einen Donnerstag. Sehen Sie nur her.

Er hatte von ihrem Schreibtisch einen Kalender genommen und hatte den Monat März aufgeschlagen. Hier war der Zweiundzwanzigste von der Hand der Frau v. Osten wahrscheinlich schon vor längerer Zeit mit einem dicken Tintenstrich umkränzt worden. Er hielt ihr das Buch hin, und zeigte mit dem Finger auf die Stelle.

— Ueberzeugen Sie sich nun selbst, Cousine. Hier steht doch deutlich genug die Zahl 22 und daneben Freitag, schloß er im Tone liebreicher Ueberredung und mit der Hoffnung, daß Frau v. Osten nun sogleich dem ganz unnöthigen Fasten ein Ende machen und ein recht solides Abendessen auftragen lassen werde.

Es dauerte mehrere Secunden, ehe Frau v. Osten sich von der Wahrheit der aufgestellten Behauptung überzeugt hatte.

Kaum aber war dies geschehen, als sie wie eine Furie aufsprang, dem Baron den Kalender aus der Hand riß und mit zornfunkelnden Augen kreischte:

— Sie sind ein abscheulicher, ganz nichtswürdiger Mensch! Wer heißt Sie zu trauernden Witwen gehen und ihre Todtenfeier controliren? Was geht es Sie an, ob ich am Einundzwanzigsten oder Zweiundzwanzigsten meinen Balthasar beweine? Hätten Sie mich nur fortmachen lassen, Sie herzloses Ungeheuer, so wäre ich jetzt bald damit zu Ende. Statt dessen muß ich nun, Dank Ihrer vollkommen unbefugten Einmischung, morgen das Heulen von vorne anfangen. Gehen Sie mir augenblicklich aus den Augen, fort mit Ihnen, fort!

Nach diesen mit erstaunlicher Schnelligkeit und unter heftigen Gesticulationen hervorgestoßenen Worten schleuderte ihm die erboste Frau den Kalender an den Kopf und machte Miene, das Gebetbuch dem Kalender folgen zu lassen.

Der Baron zog sich, ohne eine Erwiderung zu wagen, scheu aus ihrer Nähe zurück und gewann eiligst die Thür. Und noch lange hörte er drunten in seinem Zimmer, wie Frau v. Osten in dem ihrigen umhertobte und sich in Zornreden erging, von denen er zum Glück die einzelnen Worte nicht verstehen konnte.

Von diesem Tage an lebten die früheren Verbündeten in beklagenswerther Feindschaft.

Frau v. Osten fand nun plötzlich den Rauch, den der Baron alle Tage beim Kochen verursachte, ganz unerträglich.

Sie ließ ihm hinuntersagen, daß er seine Kocherei einstellen oder dazu einen anderen Theil des Schlosses sich ausersehen möge.

Da sie hiemit nichts erreichte, schrieb sie an die Generalin, sie möge, da sie sich doch nun einmal als Herrin von Ronneburg betrachtet wissen wolle, auch die Obliegenheiten einer solchen erfüllen und den Unzuträglichkeiten, über die man sich bei ihr beschwere, abhelfen. Lange genug habe sie, Frau v. Osten, sich von dem Vetter Odenfeld räuchern lassen, aber wenn er beabsichtige, sie ganz und gar zur Kieler Sprotte zu machen, so müsse sie dagegen Protest erheben.

Der in höchster Wuth geschriebene Brief enthielt fast ebenso hitzige Ausfälle gegen die Generalin, wie gegen den Baron, und die Erstere hätte

sich sehr beleidigt fühlen müssen, wäre nicht ihr Stolz ein Panzer gewesen, an dem alle Pfeile der Schmähsucht, von solcher Hand abgeschossen, wirkungslos abprallten.

Sie antwortete der Frau v. Osten im höflichsten Tone und sagte ihr die gewünschte freundschaftliche Vermittlung zu.

Dann ließ sie den Baron einladen, sie zu besuchen.

Er kam und sie stellte ihm in sanfter und wohlwollender Weise vor, wie es im Interesse des lieben Friedens wohlgethan wäre, wenn er eine andere Wohnung beziehen würde.

Der mürrische Mann hörte nicht auf ihre Bitten. Er habe sich in seiner jetzigen Wohnung auf eigene Kosten einen Kochherd herstellen lassen und sei ganz und gar nicht geneigt, ihn mit abermaligen Kosten anderswo unterzubringen, weil der Camin der Cousine v. Osten den Rauch durchlasse und nicht gehörig ausgebessert werde. Wenn sich die Cousine v. Osten über ihn beschwere, so möge die Cousine Fellenbach entscheiden, was das Schlimmere sei: ein wenig Rauch oder ein Regenbad von schmutzigem Seifenwasser.

Die Generalin machte noch einen letzten Versuch, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, doch er erklärte ihr rund heraus, daß er es endlich satt habe, sich hofmeistern zu lassen.

Dann entfernte er sich augenblicklich in der rauhen Manier des Königs Kambyses.

Arme Generalin, ihre Unterthanen waren auf einmal alle rebellisch geworden, und das Scepter, welches sie so lange zur Aufrechthaltung des Burgfriedens segensreich geführt hatte, war nahe daran, ihrer machtlos gewordenen Hand zu entsinken.

Dies hatte sich von dem Tage an so gestaltet, an welchem der norwegische Vetter aufs Schloß zog. Es war gerade, als habe sich zugleich mit ihm ein böser Höllengeist auf Ronneburg eingenistet, um mit seinem giftigen Hauch den glimmenden Zunder der Zwietracht zur hellodernden Flamme anzufachen.

Der norwegische Vetter aber ließ sich alle Tage über die Vorgänge auf dem Schloß von dem Castellan Bericht erstatten. So oft er von neuen Streitigkeiten unter den Verwandten hörte, spielte ein höhnisches Lächeln um seinen Mund.

Den weichherzigen Castellan überlief bei diesem Lächeln immer ein kalter Schauer.

— Wie kann man nur über so Trauriges lächeln? sagte er zu seiner phlegmatischen Frau. Aber der Mann ist fürchterlich, er kennt keine menschlichen Gefühle!

Achtes Capitel.

Wie die Generalin das Ronneburger Postamt versieht.

Das vorhergehende Capitel belehrte uns, wie die Behandlung, welche Frau v. Osten und Fräulein Blandina ihrem norwegischen Vetter angedeihen ließen, darauf berechnet war, daß selbst der dickhäutigste Wallfischfänger darin eine absichtliche Kränkung sehen müsse. Doch Nicander war von einer unerhörten Anspruchslosigkeit; durch keine Miene, keinen Blick, kein Wort verrieth er, daß er sich verletzt fühle, wenn seine Cousine Blandina wie eine Statue dasaß und den Mund fest geschlossen hielt, als hätte sie soeben das Gelübde der Trappisten abgelegt, oder wenn seine Cousine v. Osten mit einer unerschütterlichen Beharrlichkeit über nichts als Thran sprach, oder wenn ihn sein Vetter Rawald mit ausnehmender Ungebührlichkeit über die Klagetöne im Thurm zur Rede stellte, oder wenn ihn sein Vetter Odenfeld bei jeder Gelegenheit anknurrte wie ein übelgelaunter Kettenhund. In der That, alle Tölpeleien glitten an seiner Harmlosigkeit ab, wie der Regen an einem Schirmdach, und der Major verzweifelte fast daran, die Stelle zu finden, an welcher er verwundbar sei.

— Wahrhaftig, sagte er zu seiner Schwester, ich fange an, zu glauben, daß unter Wallfischfängern eine eigene Scala der Höflichkeit festgestellt sein muß, auf welcher der Nullpunkt erst bei der Maulschelle oder dem Fußtritt angesetzt ist.

Und der Major bezeigte eine große Neigung, an dieser supponirten Scala bis zum Nullpunkt herabzugehen, doch Nicander setzte endlich seiner Unverschämtheit eine Grenze.

Es geschah ein paarmal, daß seine kleinen grauen Augen und die großen braunen Augen des Majors fest, unnachgiebig, drohend in einander schauten, und der Major ertrug den Blick nicht, sondern zog sich unter zornigem Brummen von dem norwegischen Vetter zurück.

Mehr bedurfte es von Seite des Letzteren nicht, und er ließ es dabei bewenden.

Hätte es der Graf nur mit dem Major, dem Baron, der Frau v. Osten und den Schwestern Bimbach zu thun gehabt, so wäre ihm ohne Zweifel der Aufenthalt auf Ronneburg bald verleidet worden. Glücklicherweise war dem nicht so; er unterhielt sich oft und gern mit Bernhard Günther und dem Kammerjunker v. Osten.

Beide junge Männer gefielen ihm recht wohl; der Erstere wegen seines festen männlichen Benehmens, seiner Ehrenhaftigkeit und Treuherzigkeit, der Letztere wegen der gefälligen Form seiner Sitten und einer sehr ausgebildeten Unterhaltungsgabe.

Der Kammerjunker hatte nicht ohne Nutzen die besten Cirkel der Residenz besucht; er wußte über eine Menge von Gegenständen in leicht fließenden Worten Passendes zu sagen, und da er Gelegenheit gehabt hatte, vielen hochstehenden, in diplomatischen Sphären bekannten Persönlichkeiten vorgestellt zu werden, so gab es zwischen ihm und dem Grafen immer neue Anknüpfungspunkte. Nur führten sie zu Gesprächen, die es dem Grafen oft schwer machten, sein Incognito zu bewahren.

Ganz besonders fühlte sich der Graf zu der Generalin Fellenbach hingezogen.

Die schöne Frau war ihrem gleich Anfangs gefaßten Vorsatz treu geblieben, den norwegischen Vetter mit der Achtung zu behandeln, auf welche er vermöge seines gebildeten Benehmens einen unbestreitbaren Anspruch hatte. Schon als sie zum zweitenmale mit ihm zusammentraf, bezeigte sie ihm eine Freundlichkeit, die sichtbar darauf abzielte, den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den ihre anfängliche kalte Zurückhaltung auf ihn gemacht haben mußte; und als sie ihm später wieder im Park begegnete, war sie noch zuvorkommender und lud ihn zum Thee auf den Abend.

Nicander kam, und die Stunde, die er bei ihr zubrachte, verging in dem anregenden Genuß, den Menschen von Geist darin finden, ihre intellectuellen Kräfte zu messen.

Als sie schieden, hatte die Generalin die Ueberzeugung gewonnen, daß Nicander ein Mann sei, der ihr als Freund und Verbündeter ausnehmend nützlich, als Feind aber ausnehmend gefährlich werden könnte, und sie beschloß, ihn zu ihrem Freunde zu machen. Der Graf seinerseits hatte eine äußerst günstige Meinung von der Generalin gefaßt; er war erstaunt und entzückt über die Lebhaftigkeit und Kühnheit ihres Gedankenfluges, über die Schnelligkeit und Folgerichtigkeit ihres Urtheils.

— Eine bewundernswerthe Frau, sagte er für sich, als er wieder in seinem Thurm allein war; bei ihr habe ich endlich einen Geist gefunden, der dem meinigen verwandt ist. Unter glücklicheren Umständen, wie würdig wäre ich ihrer gewesen, wie würdig wäre sie meiner gewesen! Ja, beim Himmel, wenn ich vierzig Jahre statt sechzig zählte, und sie zwanzig statt vierzig — doch nein, zum zweitenmale begeht ein nur halbwegs verständiger Mann diese Thorheit nicht.

Wenn hieraus erhellt, daß der Graf, nachdem ihn die Generalin ein einzigesmal zum Thee geladen und eine Stunde lang ihre reichen geistigen Schätze vor ihm ausgebreitet hatte, schon auf gutem Wege war, sich in sie zu verlieben, so kann dies nur ganz junge Leute in Erstaunen setzen, die, wenn sie auch einräumen, daß eine vierzigjährige Frau noch im Besitz der Reize sein mag, welche sie bei dem weiblichen Geschlecht so sehr bewundern, doch nicht begreifen wollen, daß ein sechzigjähriger Mann ein Herz haben kann, das für eben diese Reize noch empfänglich ist.

Ich will mich mit jenen jungen Leuten nicht streiten, ich wende mich an die älteren und gescheiteren.

Diese frage ich, ob es ein Wunder zu nennen ist, daß der Graf für die Generalin Feuer fing?

Nein!

Nun gut, es ist dann wol noch weniger ein Wunder zu nennen, wenn er später ganz von ihr hingerissen wurde, als er ihr täglicher Gast geworden und sie nun in erhöhtem Maße Alles aufbot, was eine Frau von hoher Intelligenz und üppiger Schönheit aufbieten kann, um einen Mann an ihren Triumphwagen zu fesseln.

Durch welche Gründe die Generalin bewogen wurde, alle Minen springen zu lassen, um sich die Zuneigung des alten norwegischen Vetters zu sichern, und was sie damit bezweckte — an eine Verbindung mit ihm dachte sie nicht — das sollte ich eigentlich dem Leser noch nicht sagen. Ich will es ihm aber doch sagen — nein, es geht wahrhaftig nicht; e r r ä t h er es aber, nachdem ich ihm die folgende kleine Begebenheit mitgetheilt habe, so kann ich nichts dafür. Ich habe nur die Thatsachen in chronologischer Ordnung zu berichten, und muß es Jedem überlassen, sie nach eigenem Belieben zu deuten.

Die kleine Begebenheit ist bald erzählt.

Es waren zwei Tage verflossen, seitdem der Graf, oder Nicander, wie ich ihn lieber nennen will, bei der Generalin zum Thee geladen war. Die Generalin saß in ihrem wunderhübsch und geschmackvoll ausgestatteten Boudoir vor einem zierlichen, mit Elfenbein ausgelegten Schreibtisch von Jacarandaholz, an dessen Rückseite ein von Schlingpflanzen durchwobenes Flechtwerk sich lehnte.

Ein paar herrliche Statuetten nach Thorwaldsen, die sinnreich zwischen den frischgrünen Blättern angebracht waren, mochten oft die schönen Augen der Dame auf sich gezogen haben, wenn sie, von ihrer Arbeit auf kurze Zeit aufschauend, nach Worten für ihre nur zu schnell ihr zufließenden Gedanken suchte.

Außer der Generalin befand sich noch eine andere Person im Zimmer; es war dies der alte Castellan Böhme.

Er war soeben eingetreten und reichte ihr jetzt mit einer tiefen Verbeugung und einer officiellen Miene ehrfurchtsvoller Ergebenheit ein kleines offenes Postfelleisen.

Die Generalin nahm es und legte es auf den Tisch.

— Wer geht heute auf die Post, Böhme? fragte sie in freundlich herablassendem Tone.

— Jonas, wie gewöhnlich, Euer Gnaden, war die Antwort.

— Ist das Felleisen schon überall gewesen?

— Ueberall, Frau Generalin.

— Aber es kann doch noch nicht so spät sein, Böhme?

— Gerade hat es elf Uhr geschlagen, gnädige Frau.

— Ich habe noch einige Briefe zu schreiben; wie lange Zeit wollen Sie mir dazu vergönnen, Böhme?

Die Frage klang so überaus sanft und für das Ohr des Castellans so schmeichelhaft. Er sollte bestimmen, wie viel Zeit ihr bliebe! Es rührte ihn innig.

— Wenn Euer Gnaden etwa in einer Stunde . . .

— Eine ganze Stunde räumen Sie mir ein, Böhme? unterbrach ihn die Generalin wie überrascht. Ei, Sie sind ja heute die Gefälligkeit selbst!

— Ich könnte dem Jonas ein Pferd geben, das würde ihm eine halbe Stunde ersparen und er käme noch zeitig genug hinüber.

— Ich danke Ihnen, Böhme. Sie wissen doch für Alles Rath. In einer Stunde werde ich klingeln. Sagen Sie dem Jonas, daß er sich bereit halte.

Sie nickte ihm mit außerordentlicher Leutseligkeit zu, und er zog sich, von den Strahlen ihrer Huld wohlthätig erwärmt, zurück.

Gleich darauf erhob sich die Generalin und verschloß die Thür mittels eines im Schloß angebrachten Riegels.

Nachdem sie dann wieder zum Schreibtisch zurückgekehrt war, zog sie aus dem Felleisen die darin befindlichen Briefe einzeln hervor und legte sie neben einander auf den Tisch.

Bei jedem dieser Briefe musterte sie schnell die Adresse. Sie mußte die verschiedenen Schriftzüge ihrer Verwandten sehr genau kennen, denn es bedurfte für sie nur eines flüchtigen Blickes, um sich zu überzeugen, wer der Schreiber oder die Schreiberin sei.

Sie nannte diesen oder diese halblaut, so oft sie einen der Briefe aus der Hand legte.

— Frau v. Osten, hieß es — Major Nawald — der Kammerjunker — wieder Frau v. Osten — dies hier Blandina — noch einmal Frau v. Osten — ah!

Das „Ah!“ galt einem Briefe, den sie nicht zu den anderen legte, sondern in der Hand hin und her drehte und von allen Seiten genau besah.

Das Couvert war nicht mit Siegellack geschlossen; es war mit Gummi verklebt.

— Umso besser, sagte die Generalin für sich, indem sie, noch immer den Brief in der Hand haltend, ihr Boudoir verließ und in das daneben befindliche Schlafgemach ging.

Als sie nach kaum zwei Minuten wieder zurückkehrte, war die gummirte Stelle des Couverts von einer Feuchtigkeit aufgeweicht; und als sie nun ein scharfes Messer nahm und die Klinge desselben unter den aufgeklebten Streifen schob, löste sich dieser ohne große Schwierigkeit von dem unteren Papier ab.

Die Generalin mußte offenbar in dieser Arbeit sehr erfahren sein, denn sie ging ihr erstaunlich leicht von der Hand. Leider aber bewies sie noch mehr Eifer als Geschicklichkeit — oder war vielleicht das Messer gar zu scharf? — genug, sie schnitt tief in das Papier ein — das Couvert war unbrauchbar geworden!

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen der Generalin, ihre bis jetzt so feste Hand zitterte; doch schon im nächsten Moment hatte sie sich wieder gefaßt und zog so ruhig, als sei gar nichts Erhebliches geschehen, den Brief aus dem Couvert.

Sie entfaltete ihn schnell und heftete ihre Augen mit unbeschreiblicher Spannung auf die Schrift.

— Glücklicherweise nicht Schwedisch oder Norwegisch, sagte sie für sich, nachdem sie die erste Zeile hastig überflogen hatte.

Sie las nun mit mehr Muße weiter, und sicherlich mußte der Inhalt des Briefes sie aufs Lebhafteste interessiren, denn ihr Busen wallte stürmisch und eine fieberhafte Aufregung zeigte sich in ihren ausdrucksvollen Zügen.

Als sie den Brief zu Ende gelesen und dann noch einige Stellen darin, als wollte sie ihrem Gedächtniß jedes Wort aufs Genaueste einprägen, ein zweites- und drittesmal gelesen hatte, hob sie mit triumphirender Miene den Kopf und sah mit vor innerer Erregung funkelnden Augen vor sich hin.

— So hat sich meine Ahnung denn bestätigt, sagte sie, indem sie das Papier wieder zusammenfaltete und auf den Tisch legte, dieses Geheimniß, geschickt benutzt, hat den Werth von Millionen!

Sie nahm nun aus einer Schublade eine große Menge von Couverts. Es waren deren von allen Größen, von verschiedener Form und Farbe. Es fand sich auch bald eines, das dem unbrauchbar gewordenen vollkommen gleich war.

Das letztere legte sie mit der beschriebenen Seite nach oben vor sich hin, dann tauchte sie eine Feder ein und schrieb, nachdem sie auf einem Bogen Papier mehrere wohlgelungene Versuche gemacht hatte, mit fester und gewandter Hand die Adresse so täuschend ähnlich nach, daß es dem geübtesten Auge fast unmöglich gewesen wäre, sie von der echten zu unterscheiden. Der Brief war nun seiner äußeren Gestalt nach wieder hergestellt, nur das Ge-

heimniß, welches er enthielt, war seiner Natur nach ein anderes geworden. Es war jetzt in den Mitbesitz der kühnen und thatkräftigen Frau übergegangen, die darin mit schnellem Blick das Mittel zur Erreichung eines großen und begehrenswerthen Zieles erkannt hatte, und fest entschlossen war, es in ihrem Interesse zu verwerthen.

— Jetzt schnell ein paar Zeilen an Therese, sagte sie, indem sie mit der Hand über die erhitzte Stirne fuhr, als wolle sie ihren in der Ferne schweifenden Geist in engere Grenzen bannen.

Und wieder flog die Feder geräuschvoll und rasch in großen Zügen und mit so großen Räumen zwischen den Zeilen über ein frisches Blatt Papier hin, daß es nur zwei Minuten dauerte, bis sie am unteren Rande desselben ankam. Aber damit war auch der Brief schon fertig.

Die Generalin sah nach der Standuhr auf dem Caminsimse; noch war die Stunde nicht vorüber, die ihr der gefällige Castellan eingeräumt hatte, die Stunde, die der Antwort des kecklich befragten Schicksals zufolge zur wichtigsten ihres ganzen Lebens werden sollte.

Sie schob nun alle Briefe in das Felleisen und ordnete dann eine Menge von Papieren, die auf dem Tische zerstreut umherlagen. Einige legte sie in die Schublade, andere in ein hinter derselben befindliches geheimes Fach, wieder andere aber ballte sie in der Hand zusammen und warf sie in den Camin. Diese letzteren zündete sie mittels eines Streichhölzchens an und die Flamme loderte hell und lustig auf. Nun schob sie den Schieber an der Thür wieder zurück und zog die Klingel. Ihr Kammermädchen erschien und empfing das Postfelleisen, nachdem es die Generalin mit einem auf dem Schreibtische liegenden Schlüssel verschlossen hatte.

Ich füge gleich hier hinzu, daß in Folge des von der Generalin geschriebenen Briefes gegen Abend des nächsten Tages eine Postchaise in den Schloßhof rollte und vor der großen Freitreppe hielt, die unmittelbar zu ihrer Wohnung führte.

Aus der Chaise aber stieg eine bildschöne junge Dame von kaum achtzehn Jahren.

Es war Fräulein Therese Fellenbach, die Tochter der Generalin, die, wie ich schon im Vorhergehenden hätte sagen sollen, nicht bei ihrer Mutter auf Schloß Ronneburg, sondern bei einem Bruder ihres verstorbenen Vaters in der Residenz wohnte.

Und nun zieht Eure Schlüsse, liebe Leser. Ihr werdet vielleicht sagen, daß dies sehr leicht ist. Ich sage gar nichts, als daß die Folge lehren wird, ob Ihr richtig gerathen habt.

Neuntes Capitel.

Ein Morgen und ein Abend.

Gibt es wol unter all dem Schönen und Herrlichen, das uns die freigebige Natur darbietet, etwas Belebenderes für Herz und Gemüth, oder etwas Erfrischenderes und Kräftigenderes für den physischen Organismus, als einen sonnigen Morgen im Monat März? An den Grashalmen und an den schwellenden Knospen der Bäume und Sträucher hat die noch kalte Nacht einen feinen Reif zurückgelassen und die Sonne scheint noch winterlich matt durch den leichten weißlichen Nebel; aber schon haben sich zarte Schneeglöckchen und duftende Primeln aus dem mütterlichen Schoß der Erde hervorgewagt und hoch droben auf Baumwipfeln und Dächern schmettern zurückgekehrte Zugvögel ihre wirbelnden Freudenlieder, als wollten sie frohlockend verkünden, daß schon während der Vormittagsstunden Reif und Nebel verschwinden und dann das glänzende Tagesgestirn vom blauen unbewölkten Himmel herab mit siegreicher Gewalt seine erwärmenden Strahlen über die fröstelnde Erde ergießen würde, um das überall sich regende Leben einen weiteren kleinen Schritt der endlichen Entfaltung entgegenzuführen. Und wo gäbe es wol einen Menschen, der an einem solchen Morgen nicht auch in seinem Innern ein neues kräftiges Leben keimen fühlte? Noch ist jeder Nerv nachhaltig gespannt und gestählt von der rauhen Frische des Winters, aber eine wonnige Vorempfindung der üppigen Genüsse, die der Sommer bringen wird, macht das Blut schon rascher durch die Adern strömen, und das Herz schwillt gleich der Knospe am Baume und dehnt sich freudig, als müsse es wie jene eine neue Fülle von Blüthen entfalten — Blüthen der Liebe und der Hoffnung.

An einem solchen frischen sonnigen Morgen im Monat März war es, daß Bernhard Günther im Schloßgarten zu Ronneburg seinen Arbeitern ihr Tagewerk anwies.

Auf der oberen Fläche und am Abhange eines Hügels sollten Bäume gefällt und ein fast undurchdringliches Dickicht von Unterholz ausgerodet werden, denn es galt, eine weite Fernsicht auf das Thal und das Meer zu eröffnen.

Kaum wol hatte der junge Mann eine Ahnung, daß an diesem nämlichen Tage sich seinem Geiste eine Fernsicht eröffnen werde, an deren Horizont gleichfalls ein Meer lag — ein unruhiges, sturmbewegtes, wellentreibendes Meer von Liebeswonne, Leidenschaft und Täuschung.

Stundenlang war er schon in voller Thätigkeit gewesen, aber es war noch früh, und der Reif hing noch gleich winzig kleinen gefrorenen Thränen an den zitternden Wimpern der Pflanzen. Er stand droben auf dem Hügel und sah, wie unter den weithinschallenden Axtschlägen sich die laublosen

Wipfel neigten und dann prasselnd zur Erde niederstürzten; er sah, wie schon hie und da in blauer Ferne die wie Silber glänzende Meeresfläche zwischen den dunklen Baummassen hervorschimmerte.

Da war es ihm, als höre er hinter sich ein Rauschen wie von Frauengewändern.

Er bezweifelte nicht im Mindesten, daß es eine seiner weiblichen Verwandten sei, vielleicht Fräulein Ernestine Bimbach, die ihn schon oft während seiner Arbeit besucht und mit ihren überschwänglichen Gefühlsergüssen gequält hatte.

Er wollte schon, ohne sich nach ihr umzusehen, den Hügel hinabeilen und eine recht unwegsame Stelle aufsuchen, wohin sie ihm nicht folgen könne. Doch nun schlugen Stimmen an sein Ohr, und eine derselben, die einen gar lieblichen und hellen Klang hatte, war ihm unbekannt. Er konnte seiner Neugierde nicht widerstehen und wendete sich um.

Es waren zwei Frauengestalten, die sich ihm näherten: die hohe, stolze, majestätische der Generalin und eine andere, schlankere, jugendlichere, belebt von einer so leichten und heiteren Anmuth in allen ihren elastischen geschmeidigen Bewegungen, daß seine Blicke, einmal von ihr angezogen, wie bezaubert an ihr hängen blieben.

Wer mochte diese feenhafte Fremde sein?

Sie kam näher; sie war — jetzt sah er es ganz deutlich — noch in der ersten frischen Blüthe der Jugend, in der eben entwickelten physischen Reize von siebzehn oder achtzehn Jahren. Ein helles Kleid schmiegte sich knapp an die schlanke Taille und floß dann in weiten bauschigen Falten bis an ihre Füße nieder; eine Mantille von schwarzer Seide hing leicht darüber hingegossen, die vollen schwellenden Formen ihrer Büste und Schultern mehr verrathend als verhüllend.

Unter einem Strohhut mit wallenden breiten Bändern quoll, als wolle es sich keinen Zwang gefallen lassen, in üppigster Fülle ihr schwarzes Haar hervor und legte sich in ringelnden regellosen Locken an Wangen von lieblicher Rundung und unvergleichlichem Incarnat.

Vielleicht hätte man bei genauer Prüfung in ihren Zügen manche Unregelmäßigkeit entdecken können, vielleicht war ihr Mund zu groß, vielleicht auch das Kinn zu stark hervortretend für ihr Geschlecht und ihr Alter; aber sicherlich hätte ein sehr ruhiger und kalter Blick dazu gehört, eine solche Prüfung anzustellen, denn das lodernde Feuer ihrer dunklen Augen, das bezaubernde Lächeln, das ihre Lippen kräuselte, die pikante neckische Lebhaftigkeit des Mienenspiels, dies Alles hatte etwas so unwiderstehlich Fesselndes für den Beschauer, daß es selbst das artistische Urtheil eines Phidias oder Rafael in Verwirrung gebracht hätte.

Daß es die Sinne Bernhard Günther's in Verwirrung brachte, ist nur zu gewiß.

Nach einer huldvollen Begrüßung von Seite der Generalin und einer etwas verlegenen von Seite des jungen Mannes — er trug einen abscheulichen Arbeitskittel von mehr als zweifelhafter Reinheit — erfolgte eine gegenseitige Vorstellung.

— Meine Tochter Therese — Dein Vetter Bernhard Günther, liebes Kind.

Meine Tochter, fügte die Generalin mit ihrem gewinnendsten Lächeln hinzu, tyrannisirt mich in dem Maße, daß ich mich sogar ihrem Gebote fügen muß, in der kalten thaufeuchten Morgenluft zu promeniren. Sie behauptet, daß es meiner Gesundheit zuträglich sei, denkt aber natürlich nur an ihr eigenes liebes Ich. Was halten Sie von einem solch crassen Egoismus, Neffe?

— Ehe Sie meiner Mutter Antwort geben und offen gegen mich Partei ergreifen, wie Sie es wahrscheinlich thun werden, bitte ich Sie, mir die Hand zu reichen, Vetter, sagte Fräulein Therese, indem sie ihre schwarzen Locken zurückschüttelte und mit einem festen prüfenden Blick in Bernhard's Gesicht sah. Die Verwandtschaft gestattet ja glücklicherweise, über die langweiligen Förmlichkeiten, die einer näheren Bekanntschaft vorauszugehen pflegen, rasch hinwegzueilen, und ich meinestheils möchte mich eines so erheblichen Vortheils nicht begeben, denn nichts in der Welt ist mir widerlicher, als der Druck der conventionellen Zwangsjacke. Also Ihre Hand, Vetter, mag nun ein wenig Erde daran kleben oder nicht.

So, die Bekanntschaft wäre gemacht, und wir werden nun die besten Freunde sein, selbst wenn Sie aus purer Höflichkeit gegen meine Mutter die Behauptung aufstellen sollten, daß Morgenspaziergänge zu den schädlichsten aller Extravaganzen gehören.

— Ich würde meiner eigenen Erfahrung widersprechen, wenn ich das thäte, mein Fräulein, entgegnete Bernhard, etwas verblüfft über das freie zuversichtliche Benehmen seiner schönen Cousine.

— Lassen Sie gefälligst das Fräulein weg, wenn Sie nicht die Cousine verscheuchen wollen, sagte sie mit einem abermaligen Aufwerfen der Locken. Was machen Sie denn eigentlich hier? Mama wollte mir von neuen großartigen Parkanlagen erzählen, die hier unter Ihrer Hand entstehen sollen; da ich aber sogleich gewahr wurde, daß sie eigentlich nichts Rechtes davon wisse, bestand ich darauf, Sie selbst zu fragen.

Bernhard erklärte ihr so gut er konnte den Plan, den er bei seiner Arbeit befolge, und wie er namentlich an dieser Stelle das wellenförmige Terrain von dem gar zu dichten Baumwuchs befreien wolle, um aus dem wilden Chaos eine Reihe von lieblichen Partien mit zwischen malerisch vertheilten Baumgruppen sich schlängelnden Spazierwegen und stets wechselnden Fernsichten darzustellen.

Sie faßte dies Alles mit größter Leichtigkeit und Lebhaftigkeit auf und klatschte in die Hände vor Vergnügen.

— O, das ist ja herrlich, herrlich! rief sie mit einem strahlenden Lächeln. Es war hier eine schaurige Wildniß, man glaubte sich unter die Backwoodsmen im fernen Westen von Nordamerika versetzt — Urwald ringsumher und nichts als Urwald. Die Bäume wurden alle Jahre größer und laubreicher, sie rückten von allen Seiten immer näher an das Schloß heran, als wollten sie es erdrücken. Es war der Birnamwald, der

Gen Dunsinans hohen Hügel wallt
Zu feindlichem Sturme!

Jetzt endlich werden wir hier freien Raum bekommen und Luft und Licht Sieh, sieh, Mama, da neigt sich schon wieder einer der hohen finsteren Wipfel — siehst Du, wie er sich demüthig vor uns verbeugt, als wolle er sagen: „Die Zeit meiner Herrschaft ist um, ich unterwerfe mich dem Gebote einer höheren siegreichen Macht!“ — Krach! da liegt er zu Boden geschmettert, der ungeschlachte Riese — und welch köstliche Aussicht hat er uns nicht eröffnet! Siehst Du das Meer, das herrliche Meer? — O, wie ich es liebe, o, wie ich mich freue, die chinesische Mauer fallen zu sehen, die es uns verschloß!

Das also nennt man Landschaftsgärtnerei? wendete sie sich mit unbeschreiblicher Lebhaftigkeit an Bernhard. Ich gestehe Ihnen, Vetter, daß ich bis auf den heutigen Tag kaum wußte, was das Wort bedeute; jetzt weiß ich es, es bedeutet ein freies, künstlerisches Schaffen, der Landschaftsmalerei verwandt, und gleich dieser nur Solchen möglich, die von einem ausgebildeten Kunsttalent geleitet werden. Auch die Blumengärtnerei mag ihre Reize haben, sie ist eine liebliche harmlose Tändelei für kindliche Gemüther, aber in diesem hier liegt Poesie, liegt Geist und Kraft. O, wie glücklich sind Sie, daß Sie sich damit beschäftigen können!

— Doppelt glücklich, da es Ihren Beifall findet, Cousine, sagte Bernhard, durchglüht von dem Feuer, mit welchem sie sprach.

— Mein Beifall kann für Sie keinen Werth haben, denn er entspringt nicht aus reifem Urtheil, meinte sie.

— Aber aus regem, unbeirrtem Schönheitssinn, und das will mehr sagen.

— Nein, viel weniger sagt es, denn das kritische Urtheil beruht ja auch auf regem Schönheitssinn, und auf einem ausgebildeten noch dazu.

— Dem sollte allerdings so sein, Cousine, sagte Bernhard, es entspringt aber gar häufig nur aus der Erfahrung und der Reflexion und wird dann oft ungerecht gegen den Künstler, der sich zunächst von der Inspiration leiten lassen muß.

— Gut, gut; daß ich keine derartige Ungerechtigkeit gegen Sie begehen werde, das wissen Sie nun. Ich werde Sie oft bei Ihrer Arbeit besuchen und Sie sollen meinen Schönheitssinn — wenn ich wirklich welchen besitze — ein wenig in die Schule nehmen.

— Es dürfte zum Anfang recht gut sein, bemerkte lachend die Generalin, wenn Dir Dein Vetter den auf dem Papier entworfenen Plan zeigen und gleichzeitig auch erklären wollte. Hätten Sie wol diese Gefälligkeit, Neffe?

— Von Herzen gern thue ich es, gnädige Tante.

— So kommen Sie heute Abends zu uns. Ich hätte Sie schon längst einmal eingeladen, wenn ich Ihnen ein wenig mehr Unterhaltung hätte bieten können. Jetzt darf ich wenigstens einen Theil der Verantwortlichkeit auf meine Tochter schieben, wenn Sie sich bei mir langweilen sollten. Sagen Sie zu?

Bernhard nahm die Einladung freudig an und die zwei Damen wendeten sich zum Fortgehen.

— Sie dürfen uns nicht begleiten, sagte Fräulein Therese, als sie bemerkte, daß er dies zu thun im Begriffe war; ich würde Sie hier nicht wieder aufsuchen, wenn ich fürchten müßte, Sie von Ihrer Arbeit abzuziehen.

Sie reichte ihm zum Abschied noch einmal die Hand, lächelte ihm freundlich zu und ging ihrer Mutter nach den Hügel hinunter.

Die feenhafte Erscheinung seiner Cousine hatte in Bernhard's Hirn und Herzen eine Welt von neuen Gedanken und Empfindungen geschaffen, in welcher er sich nicht zurechtzufinden wußte.

Wie bezaubert stand er da.

Wohin er blickte, sah er nur sie, wohin er lauschte, hörte er nur den hellen lieblichen Klang ihrer Stimme; es war ihm, als lächle sie ihm aus jedem Gebüsch, jeder Blume neckisch zu, ihn ermahnend, sich nicht von seiner Arbeit abhalten zu lassen — seiner Arbeit, die sie ihm doch selbst für diesen Tag unmöglich gemacht hatte.

An seine Tante, die Generalin, dachte er kaum; und tauchte auch hie und wieder ein unruhig irrender kleiner Zweifel in ihm auf mit der naseweisen Frage, wie es wol komme, daß die Generalin heute so ausnehmend freundlich gethan, da sie doch bis jetzt immer so stolz und unnahbar gewesen, so war doch gleich ein zurechtweisender Vernunftschluß bei der Hand, der den Zweifel der Ungereimtheit überführte, indem er ihn belehrte, daß die einfachen Worte: „Ich hätte Sie schon längst einmal eingeladen, wenn ich Ihnen ein wenig mehr Unterhaltung hätte bieten können," Alles genügend erklärten.

Da rauschte abermals hinter Bernhard ein Frauengewand.

Gewiß, diesmal war es Fräulein Ernestine Bimbach. Himmel, jetzt das fade sentimentale Geschwätz Ernestinens anzuhören, jetzt, wo ihm die Worte

Thereſens noch in den Ohren klangen, entſetzlich! Er ſtürmte in voller Haſt den Hügel hinunter und machte nicht eher Halt, bis er ſich inmitten eines unwegſamen, von Strauchwerk durchwachſenen Sumpfes ſah.

Hier ſtieß er aber unvermuthet auf ſeinen Oheim Nicander. Auch dieſem auszuweichen, war unmöglich. Der Oheim redete ihn ſogleich in ſeiner etwas ſpöttiſchen Weiſe an.

— Sie laſſen hier eine Menge von ſchlanken, kräftigen Bäumen fällen, ſagte er; iſt die Frage geſtattet, warum dies geſchieht?

— Es geſchieht, um eine freie Ausſicht zu gewinnen, entgegnete Bernhard, geärgert durch den Ton, welchen der alte Herr gegen ihn anſtimmte.

— Ich ſollte denken, fuhr dieſer fort, daß die Ausſicht frei genug würde, wenn Sie die alten verkrüppelten Bäume niederhieben, die ſchönen aber ſtehen ließen.

— Wenn ich das thäte, Onkel, ſo würde ich einen gelichteten Wald haben, ſtatt eines Grasplatzes mit zerſtreut ſtehenden Gruppen.

— Zugeſtanden, Neffe, aber jene prächtige Eiche dort, über die Ihre Arbeiter mit vandaliſcher Wuth herzufallen ſich anſchicken, könnte doch jedenfalls geſchont bleiben. Sie würde ſich als Mittelpunkt einer Gruppe ſehr gut ausnehmen.

— Und dennoch werde ich ſie umhauen laſſen.

— Ich kann es leider nicht hindern, aber ich bleibe dabei, Sie begehen einen Vandalismus.

— Das verſtehen Sie nicht.

— Schon wieder Ihr barſches: Das verſtehen Sie nicht! Zum Teufel, junger Herr, ich habe nicht immer Unrecht, wie neulich hinſichtlich der Nivellirung der Wieſe. Sie müſſen ſich überzeugt haben, daß ich in dieſen Dingen nicht ganz unbewandert bin.

— Sie urtheilen aber manchmal, ohne vorher geprüft zu haben. Gehen Sie gefälligſt auf den Hügel dort, auf welchem der große Pavillon errichtet werden ſoll, und Sie werden droben ſehen, was Sie hier nicht ſehen können, daß die Eiche der Ausſicht auf das Thal und das Meer geopfert werden muß.

— Und wenn ich das ſehe und Sie tauſendmal Recht haben, ſo brauchen Sie darum nicht ſo kurz angebunden zu ſein.

— Ich kann es aber nun einmal nicht leiden, daß man ſich in meine Angelegenheiten mengt.

— Das heißt, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten menge, können Sie nicht leiden, denn wenn es die Generalin und Ihre Tochter thun, ſo laſſen Sie ſich das recht wohl gefallen. Mit Jenen konnten Sie ſich ſoeben eine halbe Stunde lang droben über die neuen Parkanlagen unterhalten und wurden wahrſcheinlich nicht grob.

Der stechende Blick und das spöttische Lächeln Nicander's trieben dem guten Jungen das Blut in die Wangen. Er stotterte mit nicht geringer Verlegenheit:

— Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, Onkel, da wir uns aber gegenseitig verpflichtet haben, unter allen Umständen die reine Wahrheit zu . . .

— Lassen Sie das gut sein, Bernhard, unterbrach ihn der Onkel, ich bin Ihnen ja gar nicht böse. Und nun möchte ich Ihnen einen Rath geben, junger Freund, einen Rath, den Sie beherzigen sollten. Fast alle Ihre hiesigen Verwandten — ich darf hoffentlich mit mir selber eine Ausnahme machen? — sind Leute, mit denen Sie nichts zu thun haben mögen. Ich schätze sie auch nicht sehr hoch und billige es durchaus, daß Sie sich von ihnen fernhalten. Ihre Tante, die Generalin, aber ist eine Frau von den seltensten Eigenschaften, und wenn die Tochter, die ich noch nicht kenne, der Mutter nachschlägt, so bemühen Sie sich, bei diesen Damen Zutritt zu erhalten, denn nichts wirkt so vortheilhaft auf einen jungen Mann, wie der Umgang mit gebildeten Frauen.

Der Onkel hatte am Schluß dieser Rede die Hand vertraulich auf Bernhard's Schulter gelegt; aus seinem Gesicht war der Zug von Spott und Unehrlichkeit gänzlich gewichen.

Gewiß, er hatte es gut gemeint, aber dennoch fühlte sich Bernhard durch seine Worte gekränkt.

Kam es diesem Manne zu, ihm gute Lehren zu geben? Und was wollte er damit sagen, daß junge Männer aus dem Umgange mit gebildeten Frauen Vortheil ziehen könnten? Hielt ihn der Onkel denn für einen Knaben, dessen Sitten einer letzten Politur durch Frauenhand benöthigt seien? Wahrlich, dieser Onkel Nicander war doch ganz unausstehlich, selbst dann, wenn er sich gelegentlich von einer besseren Seite zeigte.

— Nehmen Sie's mir übel, daß ich Ihnen einen wohlgemeinten Rath ertheile, Bernhard?

Diese Worte wurden in einem so aufrichtigen, gewinnenden Tone gesprochen, daß sie Bernhard's Verdruß sogleich beschwichtigten.

— Nein, nein, sagte er rasch, indem er des alten Mannes Hand ergriff, aber den Rath, mich um die Gunst zu bewerben, bei der Generalin Zutritt zu erhalten, würde ich nimmer befolgen. Ich bewerbe mich um keines Menschen Gunst, sondern warte, bis man mir freundlich entgegenkommt.

— Ei potz tausend, rief Nicander lachend, der Herr verlangt also wol gar, daß die Generalin ihn recht schön bitte, sie . . .

— Ich verlange nichts, Onkel, durchaus nichts, aber die Generalin hat mich gebeten, sie zu besuchen, und zwar heute Abends. Ich bin ihr von Herzen dankbar für diese Freundlichkeit und werde hingehen.

— So, so? Nun, ich werde auch hinkommen und es soll mich freuen, Sie dort zu sehen. Adieu, Neffe, ich gehe jetzt auf den Hügel, um zu untersuchen, ob die alte Eiche nicht trotz Allem, was Sie sagen, unnöthigerweise hingeopfert wird.

— Eine tüchtige Portion Selbstgefühl steckt in dem jungen Starrkopf, sagte der alte Herr für sich, als er den Hügel hinanschritt, aber er gefällt mir so. Alles an ihm ist kräftige, ungefälschte Natur, gerade wie in dieser Wildniß hier, gegen die er so unverantwortlich wüthet. Nun, ich will die Generalin bitten, diesem Gärtner die Gärtnerin zu sein, die den Urwald seiner dornigen Wahrheitstreue und knorrigen Ehrlichkeit ein wenig lichtet und zustutzt, damit er in seine eigenen zierlichen Parkanlagen ein wenig besser hineinpaßt.

Der Abend kam und Bernhard fand sich mit laut pochendem Herzen bei seiner Tante, der Generalin, ein.

War er schon am Morgen von seiner Cousine bezaubert worden, jetzt wurde er es noch mehr.

Sie hatte eine reizende Toilette gemacht und sah in der That prächtig aus. Vielleicht verrieth sich in ihrem Anzuge etwas mehr Koketterie, als gerade nöthig, aber er hatte nur Augen für ihre blendende Schönheit und war für alles Andere blind.

Sie zeigte sich äußerst heiter und lebhaft und verwickelte ihn sogleich in ein munteres Geplauder über Musik, Literatur und Theater, über ihr Wachtelhündchen, das Schloß, die schöne Umgegend, über noch hundert andere Dinge, die sie alle so schnell wieder fallen ließ, als sie dieselben angeregt hätte.

Es ist nun einmal eine Eigenthümlichkeit der Salon-Conversation, daß sie nie einen Gegenstand erschöpft, aber über jeden ein treffendes pikantes Wort zu äußern weiß. Wer in dieser knisternden, knatternden, sprudelnden, petillirenden Gesprächsweise nicht geübt ist, hat Mühe, ihrem tollen Laufe zu folgen, und geistlose Menschen werden, trotzdem es als eine Hauptregel gilt, möglichst viel zu sagen und möglichst wenig zu denken, dabei immer zu kurz kommen.

Bernhard beschloß, die ihm neue Sache so gut zu begreifen, wie es gehe; er fiel also in den ergötzlichen Ton seiner Cousine ein, und es gelang ihm auch wirklich, gleich in der ersten halben Stunde eine erkleckliche Menge ausnehmenden Unsinns zu Tage zu fördern.

Die Generalin betheiligte sich nur selten an dem Gespräch, aber wenn sie sich einmischte, so geschah es, um ihm etwas größeren Ernst zu verleihen.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte bemerken können, daß sie dabei ein sehr bedeutendes Geschick entwickelte, die Sprechenden einander näher zu bringen.

— Was denken Sie von unseren hiesigen Verwandten? fragte das Fräulein ihren Vetter.

Die plötzliche und unerwartete Frage [illegible] ihn [illegible] wenig; er wich dem forschenden auf ihn gerichteten Blicke aus und sagte zögernd:

— Ich kenne sie fast nicht.

— Ich hätte Sie für aufrichtiger gehalten, Vetter. Bin ich nicht gegen Sie offen? Mißtrauen Sie mir?

— Gewiß nicht, Cousine; wenn ich sage, daß ich die Verwandten nicht kenne, so rede ich die Wahrheit.

— Nein, sage ich Ihnen, Sie verhehlen die Wahrheit, denn es leidet nicht den mindesten Zweifel, daß Sie diese Menschen gründlich verabscheuen. Warum getrauen Sie sich nicht, es mir offen zu sagen?

— Nun, ich will Ihnen gern gestehen, daß ich mich zu ihnen nicht hingezogen fühle.

— Sie weichen ihnen sogar möglichst aus.

— Allerdings, aber mehr aus Instinkt, als aus einem mir klar bewußten Grunde, denn, Dank ihrem gänzlichen Mangel an entgegenkommendem Wohlwollen, kenne ich sie wirklich nicht.

— Ach, was heißt kennen — was heißt kennen? Man kennt die Menschen gleich vom ersten Augenblicke an. Ich sehe zum Beispiel Sie heute zum erstenmal und kenne Sie doch schon ganz genau. Ich weiß sogar in diesem Moment Ihre geheimsten Gedanken. Sie sitzen da und wundern sich über mich, wie Sie sich noch nie über etwas gewundert haben. Sie denken: Meine Cousine Therese ist ein curioses Mädchen, sie hat einen Sparren zu viel! Trotzdem mag ich sie ganz wohl leiden, denn sie ist weder häßlich, noch durchaus unliebenswürdig, und was das Herz betrifft — nun, wenigstens hat sie es am rechten Fleck! Errathen?

— Was das Herz betrifft — ja!

— Ein andermal mehr davon. Um auf unsere Verwandten zurückzukommen, sie sind albern, boshaft und dumm — da haben Sie ihre Charakteristik in drei Worten.

— Sie werden doch zu Gunsten des Kammerjunkers v. Osten eine Ausnahme machen, Cousine?

Die Frage war so harmlos wie nur möglich, aber dennoch brachte sie eine Wirkung hervor, die dem Fragesteller nur dadurch entging, daß sich das Fräulein schnell niederbückte und ihr Wachtelhündchen streichelte, das in diesem Augenblicke bellend an ihr aufsprang.

Dem nichts ahnenden Bernhard schwebte eine weitere Frage in Betreff des Kammerjunkers auf der Zunge, aber nun trat sein Oheim Nicander ins Zimmer und machte seinem Gespräche mit Theresen einstweilen ein Ende.

Zwei Dinge zogen jetzt die Aufmerksamkeit Bernhard's auf sich: der vollendete Weltton, mit welchem Nicander die Damen begrüßte, und

das herzliche, achtungsvolle Wohlwollen, womit ihn die Generalin Fellenbach empfing.

— Wenn diese Frau wirklich so viel Klugheit und einen so großen psychologischen Scharfblick besitzt, als man ihr allgemein beilegt, sagte er für sich, so muß der Onkel Nicander ein weit Besserer, oder, falls ihr Benehmen nur Verstellung ist, ein weit Schlimmerer sein, als ich bisher geglaubt hatte.

Er sollte bald noch mehr Grund haben, hierüber nachzusinnen.

Die Generalin benützte einen Moment, da Nicander mit der ihm soeben vorgestellten Nichte sprach, um ihren Neffen auf ein im Nebenzimmer hängendes Oelgemälde aufmerksam zu machen. Sie verstand es aber noch besser als ihre Tochter, das Gespräch von jedem denkbaren Gegenstand auf jeden beliebigen anderen hinzulenken, und Bernhard bemerkte gar nicht, wie denn eigentlich der seltsame Sprung von dem Oelgemälde auf Nicander hinüber bewerkstelligt worden war.

— Man hat Ihnen über diesen Mann Allerhand Unvortheilhaftes berichtet, nicht wahr, Neffe? fragte die Generalin nach glücklich vollbrachtem Sprunge.

Das war einmal wieder eine jener gerade aufs Ziel losgehenden Fragen, die eine Beantwortung unbedingt erheischten.

— Ich kann nicht leugnen, daß er mir in einem nicht eben günstigen Lichte geschildert worden ist, entgegnete Bernhard.

— Das Gerücht hat aber in Betreff seiner gelogen, fuhr die Generalin fort. Man hat ihn als roh, sittenlos, unwissend bezeichnet. Aber wie könnte Jemand, der nur ein klein wenig Beobachtungsgabe besitzt, darüber im Zweifel sein, daß er von dem Allen das gerade Gegentheil ist? Ich habe unsere Verwandten zu überzeugen gesucht, daß wir in Betreff seiner in großem Irrthum waren. Ich habe meinen geringen Einfluß geltend machen wollen, um sie zu vermögen, ihr Benehmen gegen ihn mit dem seinigen gegen uns in Einklang zu bringen. Meine Bemühungen waren — ich bedaure tief, es sagen zu müssen — vergeblich. Jene beharren noch immer bei ihrem Vorurtheil. Es würde mich freuen, zu sehen, daß Sie weniger ungerecht sind, lieber Bernhard.

Bernhard beeilte sich, der Tante zu versichern, daß es von jeher sein Grundsatz gewesen sei, sich durch ausgesprengte Gerüchte nicht beirren zu lassen.

Er fügte hinzu, daß er seinen Verwandten gegenüber diesen Grundsatz natürlich nur um so strenger befolge.

Kannte er wol die Gerüchte, die in Betreff der Generalin in Umlauf waren?

Sicherlich nicht, denn er hätte dann wahrscheinlich seine Antwort in eine andere Form gebracht.

Die Generalin überzeugte sich mit einem einzigen Blick von seiner vollkommenen Harmlosigkeit und sagte, beifällig lächelnd:

— Das höre ich gern. Wer dem Gerede der Welt sein Ohr leiht, begeht eine beklagenswerthe Schwachheit. Leichtgläubigen und schwatzhaften Frauen mag das noch hingehen, aber der denkende Mann soll sich sein Urtheil selbst bilden.

Das waren fast genau die Worte, die ihm in früheren Jahren seine Mutter so oft wiederholt hatte. Sie klangen aus dem Munde der Generalin kaum minder eindringlich und überzeugend.

Die Generalin stieg bedeutend in seiner Werthschätzung und so auch der Onkel Nicander.

Das Souperzimmer der Generalin war klein, aber in seiner Art vollkommen. Es war hinreichend, aber sanft beleuchtet und die Einrichtung so bequem wie elegant.

Der Gerichte waren nicht viele, aber Alles war von unübertrefflicher Güte und der Wein köstlich.

In der That, die Wirthin war eine Frau, die es verstand, mit geringen Mitteln Erstaunliches zu leisten.

Das Gespräch bei der Tafel war lebhaft und geistreich. Nicander entwickelte eine entzückende Unterhaltungsgabe. Er sprach viel von seinen Reisen zu Wasser und zu Lande und würzte seine Erzählungen mit pikanten Anekdoten, die auf berühmte Persönlichkeiten oder auf allgemein bekannte Oertlichkeiten und Verhältnisse Bezug hatten. Kurz, er bewährte sich als Meister in der seinem Neffen Bernhard noch neuen Kunst der Salon-Conversation.

Auch vermied er es mit großer Gewandtheit, sein Incognito zu verrathen.

— Sie wundern sich, daß ich ein so abwechslungsreiches Leben geführt habe, liebes Kind, beantwortete er eine leicht hingeworfene Bemerkung Thereseus. Ich begreife Ihr Erstaunen, denn Sie werden — wenn je mein Name bis zu Ihren sehr niedlichen Ohren drang — von mir gehört haben, daß ich einzig und allein meine Zeit damit ausfülle, droben am Nordpol Wallfische zu tödten und ihnen den Thran abzuzapfen. Man hat Sie indeß falsch berichtet. Der Wallfischfang war, wie so vieles Andere, womit ich mich beschäftigte, eine bloße Laune. Ich liebte das Meer und es machte mir Vergnügen, Beschwerden und Gefahren aufzusuchen, vor denen die Meisten zurückschenen. Ich liebte auch die Jagd, und die Bekämpfung eines Ungethüms von achtzig Fuß Länge schien mir eines Mannes würdiger, als das Niederschießen eines armseligen Hasen. Aber wiederum ermüdete mich die Monotonie; es gab Zeiten, wo ich statt der Harpune die Flinte zur Hand nahm, es gab Zeiten, wo ich das Deck meines Schiffes mit den parquettirten Fußböden der elegantesten Londoner und Pariser Salons vertauschte. Warum

auch nicht? Ich war frei und unabhängig; meine nicht unbeträchtlichen Geldmittel gestatteten mir die Befriedigung meiner Zerstreuungssucht, und nirgends fehlte es mir an einflußreichen Verbindungen, mittels deren ich leicht bei den auserlesensten Kreisen Aufnahme fand. So tummelte ich mich, selbst eine Art von See-Ungeheuer, munter schwimmend zwischen allen Bänken, Klippen und Untiefen des großen gesellschaftlichen Fahrwassers herum. Bald lag ich träumend und brütend tief unten auf dem Grunde, bald plätscherte ich vergnüglich auf der schaumtreibenden Oberfläche. Jetzt sehen Sie in mir einen etwas herabgekommenen Abenteurer, der froh ist, für den Rest seines Lebens ein stilles Asyl gefunden zu haben — doppelt und zehnfach froh, es bei so liebenswürdigen Verwandten gefunden zu haben.

Der alte Schlaukopf und gewandte Lügner — ich habe mich wirklich geschämt, seine Unwahrheiten zu wiederholen — hob galant sein Glas und leerte es auf das Wohl der Damen.

Was möchte die Generalin denken, wenn sie den Inhalt der eben gehörten Rede mit dem Inhalt eines gewissen Briefes zusammenhielt?

Was wäre wol in Nicander vorgegangen, hätte er plötzlich die Entdeckung gemacht, daß die Generalin, die ihm so gläubig zugehört, als habe er ihr die Beweise für die Rotation der Erde dargelegt, jenen gewissen Brief gelesen habe?

Während des Essens hatte Bernhard nur wenig mit seiner schönen Cousine gesprochen, denn es war Nicander gelungen, sogar die leicht abschweifende Aufmerksamkeit der jungen Dame zu fesseln. Als man aber wieder in das Empfangzimmer zurückgekehrt war, und die Generalin ihren älteren Gast aufgefordert hatte, neben ihr auf dem Canapé Platz zu nehmen, geschah es, daß sich die beiden jungen Leute nach dem Theil des Zimmers zurückzogen, wo das offene Fortepiano stand.

Bernhard hätte gern seine Cousine überredet, etwas zu spielen, doch sie vertröstete ihn auf ein anderesmal. Ihre Weigerung erfolgte in einem etwas kurzen herben Tone, und Bernhard blickte sie verwundert an. Ein ihm ganz fremder Ausdruck lag in ihren schönen Zügen, ein Ausdruck wie von innerer Unruhe und Unbehaglichkeit.

— Ich weiß, daß Sie mich für sonderbar halten, sagte sie nach einer Pause, die er nicht zu unterbrechen verstanden hatte, ich sagte Ihnen ja schon vorhin, daß ich es wisse.

Ein Schatten von tiefer Schwermuth verbreitete sich über ihr Gesicht, allein er verlieh demselben nur einen erhöhten Reiz.

— Geben Sie mir keine alltäglich höfliche Antwort, fuhr sie hastig fort, indem sie ihre Hand vertraulich auf seinen Arm legte. O, nur keine alltäglichen Höflichkeiten, ich werde Ihnen sonst ganz gram. Sagen Sie mir ehrlich . . .

In diesem Augenblick trat durch die offene Thür des Nebenzimmers der Kammerjunker v. Osten ein. Seine Schritte waren auf dem weichen Fußteppich so geräuschlos gewesen, daß sie Niemand gehört hatte.

Als sich jetzt Therese schnell nach ihm hinwendete, ruhten seine Blicke fest und forschend auf ihr; sie erblaßte und sah ihn ebenso forschend, aber weniger fest an.

Bernhard fühlte, wie ihre Hand auf seinem Arm zitterte, ehe sie sie wegzog; doch er schrieb es auf Rechnung eines ganz natürlichen momentanen Erschreckens.

Mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Sicherheit des Benehmens begrüßte der Kammerjunker die Anwesenden. Der Generalin machte er eine Entschuldigung wegen seines unangemeldeten Eintretens.

— Ich rechnete auf Ihre oft bewährte Nachsicht, gnädige Frau, fügte er hinzu, indem er die ihm dargereichte Hand ehrerbietig an seine Lippen führte.

Nicander setzte dann das unterbrochene Gespräch mit der Generalin fort, während die drei jungen Leute unter sich eine Unterhaltung anknüpften, die sich aber ein wenig matt und schleppend fortbewegte.

— Sie haben gestern eine lange Reise gemacht, mein Fräulein, begann der Kammerjunker, indem er sich Theresen näherte.

— Sie hat mich nicht sehr angegriffen, war die Antwort.

— Ich kann es mir denken, da Sie heute Morgens schon so zeitig eine Promenade gemacht haben.

— Waren Sie auch im Park?

— Ja, und ich sah Sie und die Frau Generalin den Hügel herabkommen, auf welchem Herr Günther einen Pavillon zu errichten gedenkt. Ich wollte mich Ihnen anschließen, traf aber mit Fräulein Ernestine Birnbach zusammen. Sie wissen, was das sagen will; sie ist wie eine Fußangel, arglose Wanderer darin zu fangen; es gibt keine Möglichkeit, ihr zu entrinnen.

— Schlimmer, wenn sie eine Herzensangel wäre, sagte Bernhard.

Das war ein ziemlich fades Wortspiel, mein lieber Bernhard, und es hat mir Ueberwindung gekostet, es niederzuschreiben. Was brauchtest Du Deinen Senf dazu zu geben? Sieh nur, wie spöttisch der Kammerjunker lächelt.

— Hegen Sie eine besonders große Furcht vor Herzensangeln, Herr Günther?

Diese Frage des Kammerjunkers wurde ganz eigenthümlich betont, und sie schien in der That mehr an Fräulein Therese als an Bernhard gerichtet zu sein.

Bernhard glaubte, daß der Kammerjunker sich über ihn moquire und wurde roth.

Fräulein Therese faßte die Sache anders auf und ballte unter den weiten Falten ihres Kleides die kleine weiße Hand.

Sie setzten sich um den runden Tisch, der vor dem Sofa stand. Der Kammerjunker wählte seinen Platz so, daß der helle Schein der Lampe sein Gesicht nicht streifte. An der Unterhaltung betheiligte er sich von nun an nur wenig.

Umso gesprächiger war jetzt Therese. Sie richtete mit einer Art von Muthwillen, worin nur das scharfe und geübte Auge des Kammerjunkers etwas Gezwungenes sah, das Wort fortwährend an Bernhard, und dieser that sein Möglichstes, ihren kecken Gedankensprüngen zu folgen. Der junge Mann hatte sich schon den ganzen Abend durch die Versetzung in eine höhere Lebenssphäre, als die war, worin er seit Jahren gelebt hatte, ein wenig berauscht gefühlt; kein Wunder, daß dem aufmerksamen Kammerjunker seine gar zu große Anstrengung und der zu lebhafte Wunsch, zu gefallen, nicht entging.

Bernhard hätte seinerseits über den Kammerjunker Betrachtungen anstellen können, wenn seine ganze Aufmerksamkeit nicht von Theresen in Anspruch genommen wäre.

Der Kammerjunker fixirte nämlich das Fräulein unaufhörlich, als wolle er es dahin bringen, daß ihre Blicke den seinigen begegneten. Da er diese Absicht nicht erreichte, stand er auf und verabschiedete sich.

Als er kaum das Zimmer verlassen hatte, wendete sich Fräulein Therese wieder mit großer Lebhaftigkeit an Bernhard.

— Ich gab Ihnen vorhin eine Charakteristik unserer hiesigen Verwandten, sagte sie, und Sie fragten mich, ob ich nicht zu Gunsten des Kammerjunkers v. Osten eine Ausnahme mache. Ich will Ihnen diese Frage jetzt mit der vollen Aufrichtigkeit beantworten, von der ich wünsche, daß sie immer zwischen uns herrschen möchte. Der Kammerjunker gehört eigentlich nicht zu unseren Verwandten; Sie übersahen dies, als Sie die Frage stellten. Was ich von Jenen sagte, konnte nicht auch von ihm gelten. Es paßte auch nicht auf ihn, denn er ist kein alberner, kein dummer Mensch, o nein, aber er ist etwas noch Schlimmeres als das, er ist ein grundsatzloser, ein verworfener Mensch!

Ihre Augen sprühten Funken, als sie diese Worte sprach und mit der ihr eigenen ungeduldigen Bewegung des schönen Nackens die schwarzen Locken zurückwarf.

Aber schon im nächsten Moment zeigte sich wieder auf ihrem Gesichte jenes strahlende Lächeln, das Bernhard so sehr entzückte, und sie sagte in schmelzend süßem Tone:

— Sie forderten mich nach Tisch auf, Ihnen etwas vorzuspielen, und ich schlug es Ihnen ab. Das war recht unartig von mir. Kommen Sie,

Vetter, ich will jetzt ein gutes Mädchen sein und so lange spielen, bis Sie mich bitten, wieder aufzuhören.

Sie spielte mit außerordentlicher Fertigkeit, aber es lag in ihrem Vortrage mehr Feuer als tiefes Gefühl.

Bernhard war kein Kritiker, er war ganz einfach ein Verliebter; in der Fluth von Harmonien, die sie über ihn ausschüttete, ging der Rest von Widerstandsfähigkeit, der noch in seinem Herzen gewesen, vollends unter.

Als später die kleine Gesellschaft auseinander gegangen war, durfte sich die Generalin mit Befriedigung sagen, daß der Abend ihren geheimen Plänen sehr förderlich gewesen sei.

Zehntes Capitel.

Der Major und die wahnsinnige Gefangene.

Das Sturzbad, mit welchem der schwedische Diener Olaf Dahlbom den Major Rawald bedachte, als dieser eines Abends am Fuße des Thurmes umherschlich, hatte dessen Spüreifer nicht abzukühlen vermocht. Der Major hatte das höhnische Lachen des Bedienten nicht gehört, und er gab sich dem Glauben hin, daß er nur einem bösen Zufall die Bescheerung zu verdanken habe.

Er hütete sich weislich, der Sache Erwähnung zu thun; das Gleiche that auch Olaf Dahlbom, und so erfuhr denn Niemand etwas davon. Alles, was das Sturzbad bewirkte, war eine Aenderung in der Taktik des Majors. Er konnte sich nun einmal in Betreff der Jammertöne, die aus dem Thurm drangen, nicht beruhigen, er witterte hier ein grauenvolles Geheimniß, ein Verbrechen der schwärzesten Art, und er sann unaufhörlich darüber nach, wie er demselben auf die Spur kommen könnte. Dem norwegischen Vetter selbst war nichts zu entlocken. Einen verfehlten Versuch, ihn auszuforschen, hatte er gemacht, und er verspürte nicht die mindeste Lust, einen zweiten zu wagen, denn es lag in dem Blicke jenes Mannes etwas, das ihm eine unüberwindliche Scheu einflößte.

Aber der Castellan mußte etwas wissen; er ging oft in den Thurm hinüber, namentlich Abends, und hielt sich dort mitunter halbe Stunden lang auf. Wie sollte es ihm verborgen geblieben sein, wo er sich das geheimnißvolle Winseln und Wehklagen schriebe? Der Castellan war ein schwacher, charakterloser alter Mann; vielleicht gelang es, ihn zum Sprechen zu bringen.

Der Versuch wurde gemacht, hatte jedoch nicht den geringsten Erfolg. Böhme war so taub gegen die süßen Schmeicheltöne huldreicher Vertraulichkeit, wie gegen das Donnergetöse harter Anschuldigungen und heftiger Dro-

lungen. Er ächzte, er stöhnte, er krümmte sich wie ein getretener Wurm, er bat und beschwor den Major, ihn doch um Gotteswillen nicht mit Fragen zu bestürmen, die er nicht beantworten könne und dürfe; kurz, das böse Gewissen verrieth sich, wie der Major deutlich zu sehen glaubte, in seinem ängstlichen Benehmen, ja die Mitschuld an einer in Nacht und Finsterniß sich bergenden Unthat stand in lesbaren Zügen auf seiner Stirn geschrieben — aber zu freimüthigem Bekenntniß war er nicht zu bringen.

Sollte wol der Bediente Olaf Dahlbom weniger verschwiegen sein?

Wol möglich.

Der Major hatte den Menschen genau beobachtet und Manches an ihm wahrzunehmen geglaubt, was für diese Annahme sprach. Er hegte keinen Zweifel, daß Dahlbom ein ausgemachter Schurke sei, und mit einem Schurken läßt sich immer reden.

Das, worauf er hauptsächlich seine Hoffnung auf Erfolg gründete, war das eigenthümliche Verhältniß Dahlbom's zu seinem Herrn.

Dahlbom gab diesem nicht selten Anlaß zur Unzufriedenheit. Nicander wurde dann hitzig und überschüttete ihn mit Scheltworten. Bei solchen Gelegenheiten nahm Dahlbom eine kerzengerade, stocksteife Haltung an und regte kein Glied; er glich einer gußeisernen Statue der Halsstarrigkeit. Von einem lebenden Menschen schien ihm nichts geblieben zu sein, als nur die Gabe des Redens, und er benutzte sie, um bei jeder Pause, die sein Herr machte, eine trotzige Antwort zu geben, die dessen Zorn immer mehr anfachte. Es war geradezu unmöglich, ihn zum Schweigen zu bringen, er behielt jedesmal das letzte Wort und behauptete auch jedesmal das Feld.

Hatte Nicander nun dieses geräumt, so beharrte Dahlbom noch eine Weile in seiner gußeisernen Unbeweglichkeit und feuerte noch verschiedene Salven von rebellischen Gegenreden in der Richtung ab, in welcher sein Angreifer verschwunden war.

Solche Auftritte hatten ein paarmal zum großen Ergötzen des Majors im Schloßhofe und droben bei der Ruine stattgefunden.

Was von beiden Seiten gesprochen wurde, verstand er nicht, denn Jene bedienten sich einer ihm völlig unbekannten Sprache, der norwegischen, wie er annahm.

Die Schlußscene war immer die nämliche. Dahlbom ging in den Thurm, holte einen Rock seines Herrn, hing diesen an einen Nagel neben dem gewölbten Eingange auf und fuchtelte nun mit einem biegsamen spanischen Rohr darauf los, indem er bei jedem Hiebe in der nämlichen unverständlichen Sprache etwas laut vor sich hinmurmelte. Bei den fünf letzten Hieben hieß es — der Major hatte sich dies genau gemerkt — mit immer lauterer Stimme:

„Tinge ett, tinge twa, tinge tre, tinge fyra tinge fem!“

Mit dem „tinge fem“ war das Ausklopfen beendigt.

Wie sollte man nun dies deuten?

Offenbar war es eine mimische Ausschweifung von sehr frecher und herausfordernder Art. Offenbar verirrte sich dabei Dahlbom's Phantasie auf ganz unverantwortliche Weise, indem sie ihm vorspiegelte, daß er nicht den leeren Rock seines Herrn, sondern den Herrn selber ausklopfe. Und offenbar waren die fremden Worte die Numeralia der norwegischen Sprache und tinge fem war dann so viel wie Fünfundzwanzig.

Einmal hatte der Major bemerkt, wie Nicander während des Ausklopfens droben im Thurm ein Fenster geöffnet und mit einem Lächeln seinem Bedienten zugeschaut hatte.

Mit einem Lächeln! O, gewiß barg sich in diesem Lächeln eine ganze Hölle von bösen Leidenschaften, es war das Lächeln eines blutdürstigen Tigers. Es schien zu sagen:

— Ich weiß, daß Du mich in der Einbildung prügelst; ich sehe es an der cannibalischen Wollust, die sich in Deinen Mienen ausspricht, aber warte, Schurke, ich werde Dich einst dafür zerreißen!

Man sieht, daß sich der Major für berechtigt hielt, aus dem trotzigen Benehmen Dahlbom's gegen Nicander, vornehmlich aber aus dem symbolischen Kleiderausklopfen, sehr weitgehende Schlüsse zu ziehen. Wie hätte sich der Diener in so unerhört frecher Weise gegen seinen Herrn auflehnen dürfen, wenn er diesen nicht — man verzeihe dem Major den vulgären Ausdruck — in der Tasche gehabt hätte? Es litt keinen Zweifel, Dahlbom wußte um das grauenhafte Geheimniß, er konnte es verrathen und Nicander zugrunde richten.

Der Major wollte also Dahlbom ausforschen, aber er entschloß sich, geduldig zu warten, bis dieser in der geeigneten Stimmung sei, das heißt, bis er wieder einmal seinen Herrn in effigie durchbläue.

Schon nach einigen Tagen trat dieser Fall ein, und der Major erreichte gerade in dem Augenblick den Thurm, wo das wohlbekannte tinge fem erscholl. Er wußte, daß Nicander soeben fortgegangen sei, er konnte also ungestört mit dem Diener reden.

In dem Moment, als Dahlbom den durchgeprügelten Rock vom Nagel hob, trat der Major an ihn heran.

— Ihr Herr zu Hause, Dahlbom?

— Nein, Herr Major.

— Sagen Sie, Dahlbom, waren Sie schon lange bei Herrn Nicander?

— Zwanzig Jahre, Herr Major.

— Ei, das beweist, daß Sie einen angenehmen Dienst haben, meinte der Major.

Dahlbom murmelte etwas in den Bart, das wie nyfiken *) klang. Wahrscheinlich sagte das Wort nyfiken in der gedrängten norwegischen Sprache: „Mein Herr ist ein großer Verbrecher.“

— Sie werden wol auch Ihren Herrn zur See begleitet haben, Dahlbom?

Dahlbom nickte mit dem Kopf.

— Nach Grönland und Spitzbergen, nicht wahr?

Abermaliges Kopfnicken.

— Es ist wol ein beschwerliches Geschäft, das Wallfischfangen?

— Gefährliches Handwerk, Herr Major, schauderhafte Thiere, viele hundert Ellen lang.

— Und die grimmige Kälte droben zwischen den Eisbergen — he?

— Grausame Kälte, fünfzig Grad — jeder Grad so lang und dick wie mein Daumen.

Der Major begriff nicht recht den Vergleich mit dem Daumen; er sah den Bedienten fragend an.

Dieser nickte mit großem Ernst, wie um die Wahrheit des Gesagten zu bekräftigen.

— Sie denken natürlich nicht daran, Ihren Dienst zu verlassen? fragte der Major.

— Hm, wenn ich einen besseren bekommen könnt' ...

— Dann würden Sie Ihrem Herrn kündigen?

Bedeutungsvolles Kopfnicken.

— Es ließe sich darüber reden, Dahlbom.

— Ja, reden, Herr Major.

— Hörten Sie etwas, Dahlbom?

Der Major legte die hohle Hand ans Ohr und beugte den Kopf horchend vor.

— Nichts gehört, brummte der Bediente.

— Ich muß mich geirrt haben. Ich glaubte wieder das Wimmern im Thurm zu hören. — Weil wir übrigens gerade darüber reden, Dahlbom, wer bringt denn eigentlich diese schrecklichen Töne hervor? Sie klingen in der Nacht manchmal so entsetzlich klagend!

— Gräßliche Töne, Herr Major.

— Man sollte denken, daß Ihr Herr Jemanden hier eingesperrt habe.

— Hm — kann nicht leugnen, daß sie eingesperrt ist, Herr Major.

— Sie? Also ein Frauenzimmer?

— Weiblichen Geschlechts allerdings, Herr Major.

— Eine Deutsche?

Dahlbom schüttelte verneinend den Kopf.

---

*) Neugierig.

— Eine Norwegerin also. — Wie, auch keine Norwegerin? O, jetzt begreife ich, Ihr Herr hat sie aus Grönland mitgebracht, vielleicht entführt, ihren Eltern geraubt — he?

— Ja, ihren Eltern geraubt, Herr Major.

— Aber das ist ja ganz entsetzlich, Dahlbom!

— Gräßlich, Herr Major — pundhufond *)

— Was heißt pundhufond, Dahlbom?

Dahlbom tupfte sich mit dem Finger an die Stirn und machte ein möglichst albernes Gesicht.

— Ach, Sie wollen ohne Zweifel andeuten, daß die unglückliche Grönländerin über der gewaltsamen Trennung von ihren Angehörigen den Verstand verloren hat; habe ich Recht?

Dahlbom schnitt eine gräuliche Grimasse, um seine Lachlust zu unterdrücken. Er gewann aber dadurch in den Augen des Majors das Ansehen eines Mannes, der über ein begangenes Unrecht den tiefsten Seelenschmerz empfindet.

— Ich möchte das beklagenswerthe Geschöpf gern einmal sehen, Dahlbom, fuhr der Major fort. Ließe sich das wol machen?

Mit einer ruckweisen Bewegung seines Armes brachte der Bediente den Zeigefinger an die Lippen und ließ ein scharfes zischendes „Pst!“ hören. Einige Secunden starrte er ganz verblüfft den Major an, als habe dessen Frage ihn an einen bodenlosen Abgrund von ängstlichen Zweifeln geführt; dann sah er sich lauernd nach allen Seiten um und streckte dem Major, indem er ihm fast den Rücken zukehrte, die offene Hand hin.

Der Major verstand diese Pantomime, griff schnell in seinen Geldbeutel und legte eine Silbermünze in die ungeheure Tatze. Diese schnappte wie eine Falle zu.

Dahlbom wendete sich wieder um und murmelte in leisem, geheimnißvollem Tone:

— Sie sollen sie sehen, Herr Major.

— Wann?

— Heute Abends um zehn Uhr.

— Dann wollen Sie mich in den Thurm führen?

Dahlbom blinzelte scheu nach dem Thurm hin und sagte schaudernd:

— Das verhüte Gott, Sie wären ein verlorener Mann. Geht nicht.

— Aber wie bekomme ich sie denn zu sehen?

— Von Außen — durchs Fenster — Leiter mitbringen — an die Mauer lehnen. Im Zimmer ist Licht, können ganz bequem hineinschauen.

— Und werde die Wahnsinnige wirklich sehen, Dahlbom?

*) Dummkopf.

— Sie werden sie sehen in ihrer grönländischen Tracht am Tische sitzend. Zehn Uhr letzte Fütterung, Herr Major.

— Fütterung? Sagten Sie Fütterung?

— Gepökelter Seehundspeck mit isländischem Moos — gräßliche Fütterung, nimmt aber keine andere Nahrung zu sich.

— Aber wenn nun Jemand hinzukäme und mich sähe?

— Niemand hinzukommen. Mein Herr geht lange vor zehn Uhr zu Bett — schläft gleich. Geht nur so, Herr Major, geht aber ganz leicht. Das Fenster ist gar nicht hoch droben, sehen Sie, dies da ists.

Der Major besah sich das Fenster. Es befand sich in einer Höhe von nur achtzehn bis zwanzig Fuß über dem Boden. Mittels einer Leiter von entsprechender Länge war es ein Kleines, hinaufzugelangen. Ein dichtes Gebüsch, das den ganzen Abhang des Hügels bedeckte, reichte fast bis an den Fuß des Thurmes; man konnte sich diesem also unbemerkt nähern.

Als er sich überzeugt hatte, daß die örtlichen Verhältnisse dem Vorhaben äußerst günstig waren, entschloß er sich sofort, es ins Werk zu setzen.

Er verabredete noch mit Dahlbom einiges Nähere und entfernte sich dann schnell.

Der Abend kam; er war kalt und sternenhell. Tiefe Stille herrschte auf der Ruine, nur hin und wieder ließen sich im Innern des Thurmes leise Jammertöne vernehmen.

Noch hatte es nicht zehn Uhr geschlagen, aber eine Leiter war bereits an die Mauer des Thurmes gelehnt und zwei Männer standen im Dunkel des Gebüsches und unterhielten sich flüsternd. Es waren der Major Rawald und der Baron v. Odenfeld.

— Daß Sie mir nur ja die Leiter recht festhalten, während ich hinaufsteige, sagte der Major, später erweise ich Ihnen den gleichen Dienst. Wo mag übrigens denn nur das versprochene Licht bleiben? Noch ists droben stockfinster.

Einige Minuten später wurde es aber hell.

— Der Schurke, der Dahlbom, hat also doch Wort gehalten, brummte der Baron.

— Und jetzt schlägt auch drüben die große Schloßuhr. Kommen Sie, Odenfeld.

Die beiden Männer traten aus dem Gebüsch.

Der Baron erfaßte, den Rücken der Mauer zugekehrt, die Leiter; der Major begann langsam und vorsichtig hinaufzusteigen. Er hatte zehn oder zwölf Sprossen erklommen, als droben das erleuchtete Fenster plötzlich mit großer Gewalt aufgerissen wurde.

Ein dicker Kopf und zwei lange Arme fuhren hinaus.

— Der Kopf und der untere Theil des Gesichts waren mit einem weißen Tuch umhüllt, die Arme ragten aus den weiten Aermeln einer weißen Jacke hervor. Der Kopf bewegte sich mit furchtbarer Schnelligkeit hin und her und auf und ab, die langen Arme fochten wild und ungestüm in der Luft. Ein lauter, durchdringender Schrei begleitete diese tollen Geberden. —

Der Major vermochte die Augen von der außerordentlichen Erscheinung nicht abzuwenden; er war von Entsetzen wie gelähmt. Sein Schrecken sollte sich noch steigern.

Die Gestalt droben hatte mit beiden Händen die an die Fensterbrüstung angelehnte Leiter erfaßt; sie hob dieselbe jetzt mit großer Kraft von der Mauer ab und rüttelte sie gewaltig hin und her. Der Major verlor darüber so ganz und gar die Fassung, daß er gar nicht daran dachte, sich durch einen kühnen Sprung aus seiner mißlichen Lage zu befreien; er klammerte sich statt dessen nur noch fester an die Leiter an.

Da erscholl ein so gräßlicher, gellender, markerschütternder Schrei, wie seine Ohren noch nie einen vernommen hatten, und die Leiter bekam einen Stoß, der zur Folge hatte, daß sie seitwärts an der Mauer hinglitt und niederstürzte.

Der Major stieß einen kläglichen Hilferuf aus, als er in sehr unsanfter Weise zu Boden fiel.

Es war aber Niemand da, der ihm hätte zu Hilfe kommen können, denn der Baron hatte kaum die fürchterliche Gestalt am Fenster erblickt, als er mit einem einzigen Satz in das Dickicht sprang und so eilig, als hänge sein Leben von der Schnelligkeit seines Laufes ab, den Hügel hinunterstürmte.

Im Thurm dagegen wurde es jetzt lebendig. Man hörte Thüren aufreißen und zuschlagen, es erschollen schwere Tritte auf der Wendeltreppe und Olaf Dahlbom trat hastig durch den gewölbten Eingang ins Freie.

— Verdammte Geschichte das, murmelte er im Tone äußerster Bestürzung vor sich hin, indem er auf die am Boden liegende Leiter zuschritt. Wird 'nen Mordspectakel geben — hätt' mich nicht drauf einlassen sollen. Wo sind Sie, Herr Major — ah da! Wie gehts Ihnen — Schaden genommen?

Er half nun dem noch völlig betäubten Major auf die Beine.

— Schaden genommen? wiederholte er. Etwas gebrochen?

— Nein, nein, entgegnete der Major mit schwacher Stimme, ich habe mir nichts gebrochen, nur . . .

— Können Sie gehen?

— Vielleicht — o ja, ich glaube wol.

— Dann machen Sie, daß Sie fortkommen. Mein Herr ist erwacht

und aus dem Bett gesprungen; er rumort droben herum wie ein Toller — kann sogleich hier sein.

In diesem Augenblick wurde im Thurm ein Fenster geöffnet und die Stimme Meander's rief heraus:

— Olaf Dahlbom, was gibts da drunten?

— O, es ist nichts, Herr!

— Du lügst, Schlingel, ich sehe dort eine Leiter liegen. Wo kommt die Leiter her und wer ist der Mann, der neben Dir steht?

— Ei, Herr, ich möcht's Ihnen nicht sagen; es ist ein Dieb, der bei uns einbrechen wollte.

— Ein Dieb? Halte ihn, Olaf, halte ihn fest bis ich hinunterkomme!

— So laufen Sie doch in des Teufels Namen! raunte Dahlbom dem Major zu. Warum laufen Sie nicht? — Ich kann den Kerl nicht halten, Herr! schrie er hinauf. Er ist so stark wie ein Bär — ich kann nicht — au! — o weh! — ha! — weg ist er!

Der Major hatte in der That endlich die verlorene Besinnung und die Herrschaft über seine Glieder wiedererlangt. Er rannte jetzt wie ein gehetztes Wild in das Gebüsch. Zwei Schüsse krachten hinter ihm drein. Er verdoppelte seine Eile, erreichte den Hohlweg, stürmte den Schloßhügel hinan und gelangte an das Schloßthor, wo er, keuchend und athemlos, mit dem keuchenden und athemlosen Baron zusammentraf.

— Also wirklich mit dem Leben davongekommen? schnaubte ihn dieser bitterbös an.

— Mit dem Leben — ja; aber ich bin nicht sicher, ob mich nicht die eine Kugel gestreift hat. Sie hörten doch die Schüsse?

— Ja, zum Henker, ich bin nicht taub. Wenn Sie wirklich verwundet sind, so ist Ihnen recht geschehen; werde mich hüten, wieder an Ihren tollen nächtlichen Abenteuern theilzunehmen.

Der Major hörte nicht auf seinen grollenden Vetter.

Sie gingen in den Schloßhof, wo sie sich mit einem mürrischen „Gute Nacht" trennten. —

— Wie viel hat Dir der Major gegeben, als er Dich verleiten wollte, die Geheimnisse Deines Herrn auszuplaudern? fragte lachend der Graf seinen Diener, nachdem er die zwei blinden Schüsse abgefeuert und den Revolver beiseite gelegt hatte.

— Einen halben Thaler, grunzte Dahlbom mit verächtlicher Miene.

— Da hast Du zwei ganze Thaler, weil Du Deine Sachen so gut gemacht. Glaubst Du, daß der Major noch einmal wiederkommt? Ich bin seines beständigen Spionirens satt.

— Jag skal väl sätta en gräns för dylikt ofog, det lofvar jag *), sagte Dahlborn, indem er die zwei Thaler in die Tasche schob.

Elftes Capitel.

Ein unverstandenes Geheimniß.

Wir wissen, daß der Kammerjunker v. Osten Fräulein Therese gegenüber sein Erstaunen nicht zu verbergen suchte, als er die Intimität bemerkte, welche sich im Laufe eines einzigen Tages zwischen ihr und ihrem Vetter Günther entwickelt hatte. Vielleicht sah er nicht, wie das Fräulein, in der Verwandtschaft gleichsam einen bequemen Schienenweg, der, neben der holperigen Fahrstraße steifer Förmlichkeiten glatt und eben hinlaufend, im Nu bis an die Endstation zwangloser Vertraulichkeit führt. Vielleicht dachte er auch, als er im Salon der Generalin den jungen Landschaftsgärtner traf, an die Aeußerung, welche einige Tage zuvor der Generalin entschlüpft war, daß Bernhard Günther in den verwandtschaftlichen Kreis nicht aufgenommen sei. Er wußte, daß eine Einladung zum Souper zu den schmeichelhaftesten Auszeichnungen gehörte, welche die Generalin ihren Günstlingen zu Theil werden ließ.

Er kannte durch und durch die kluge, berechnende Frau; er wußte, daß jeder ihrer unbedeutendsten Handlungen eine bestimmte Absicht zu Grunde liege, geschweige denn einer solchen, die unter ihren Verwandten nothwendig ein großes Aufsehen erregen mußte.

Er kannte auch genau Theresens Gemüthsart, sowie das zwischen ihr und ihrer Mutter bestehende Verhältniß, und er sagte sich mit vollem Recht, daß das zuvorkommende Benehmen gegen Bernhard Günther nicht auf eine bloße Laune der Einen oder der Anderen, sondern vielmehr auf eine ihren Zweck scharf ins Auge fassende Vereinbarung Beider zurückzuführen sei.

Von welcher Art aber mochte der hier zu erreichende Zweck, von welcher Beschaffenheit mochten die leitenden Motive sein?

Die Gedankenkette riß, er sah sich einem unlösbaren Räthsel gegenübergestellt, an dem sich sein scharfer Combinationssinn ganz vergeblich abstumpfte.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die Beziehung eingehend zu besprechen, welche früher zwischen dem Kammerjunker und Fräulein Therese stattgefunden hatte; einige Andeutungen darüber dürften jedoch hier am Platze sein.

---

*) Ich werde diesem Unfug ein Ende machen, das verspreche ich.

Als Frau v. Osten vor sechs Jahren aufs Schloß zog, war ihr Stiefsohn kaum dem Knabenalter entwachsen und Fräulein Therese fast noch ein Kind. Bruno v. Osten war in der Residenz, wo er eine gelehrte Schule besuchte, in Kost gegeben, Therese Fellenbach wurde in einer Pensionsanstalt erzogen, die sich in einer größeren Provinzstadt befand. Nur in den Ferien besuchte er seine Stiefmutter, sie ihre Mutter. Sie sahen sich und verliebten sich in einander — natürlich, denn ein hübscher Junge von sechzehn Jahren und ein bildschönes kleines Mädchen von dreizehn verlieben sich immer in einander, wenn die Gelegenheit dazu geboten ist.

Ihr kennt Alle zur Genüge diese Verliebtheit und Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich Euch hier die vielen ausnehmenden Thorheiten aufzählen werde, welche der hübsche Bruno und die bildschöne kleine Therese in ihrer sehr jugendlichen Ueberspanntheit begingen. Es genügt meinem Zwecke vollkommen, wenn ich Euch sage, daß ihre Gefühle mit jedem Jahre inniger wurden und — wenigstens in Theresens Herzen — den Charakter wirklicher Liebe annahmen.

Später, als Bruno Student geworden und Therese aus dem Pensionat entlassen war, wurde unter den Verwandten auf dem Schloß viel über eine bevorstehende Verlobung gesprochen, indeß weder die Generalin, noch Frau v. Osten wollten hievon etwas wissen, sie wurden vielmehr darüber einig, der Liebelei zwischen den jungen Leuten ein Ende zu machen. Auch ergriffen sie wirklich verschiedene Maßregeln, um dieses Ende herbeizuführen, gossen aber, wie Ihr Euch denken könnt, hiemit nur Oel ins Feuer.

Als noch später Therese zu ihrem Onkel von väterlicher Seite, dem Geheimrath v. Fellenbach, zog, um von ihm und seiner Frau in die große Welt eingeführt zu werden, fand der Student Bruno v. Osten öfter Gelegenheit, sich ihr in eben dieser großen Welt wieder zu nähern, und schließlich gedieh die Sache zu dem Punkt, über den ich mit Eurer gütigen Erlaubniß schweigen will.

Und nun noch, ehe ich den Faden meiner wahren Geschichte weiter spinne, ein paar Worte über die Privatverhältnisse des Kammerjunkers.

Der Rittmeister v. Osten starb, als sein Sohn dreizehn Jahre zählte, und der Knabe war nun ganz der Obhut einer Stiefmutter anheimgegeben.

Dies soll im Allgemeinen, wie man mir oft gesagt hat, kein besonders beneidenswerthes Los sein.

Sind die Stiefmütter wirklich so schwarz, wie man sie malt? Ich kann versichern, daß alsdann Frau v. Osten eine rühmliche Ausnahme von der Regel machte, denn sie liebte ihren Stiefsohn mit unendlicher Zärtlichkeit und verwendete in beispiellos uneigennütziger Weise fast ihr ganzes Einkommen auf seine Erziehung.

Bruno lohnte ihr aber auch mit der ganzen Undankbarkeit, die sich von einem eitlen, selbstsüchtigen, jungen Menschen nur immer erwarten läßt. Er war unfolgsam, unehrerbietig, er zeigte einen abscheulichen Leichtsinn, er machte dumme Streiche, er machte Schulden, er nahm ihre Liebe förmlich in die Presse und quetschte ihr unbarmherzig jedes Zugeständniß und jedes Opfer ab, zu welchem sie nach der Abzapfung von Seite ihres unvergeßlichen Balthasar noch fähig war. Er hätte die arme kleine Frau ihres letzten pecuniären Hilfsmittel beraubt, wenn ihm nicht das Glück, das in seiner Blindheit so häufig seine Gaben an Unwürdige vertheilt, ein hübsches Capital in den Schoß geworfen hätte, das ein geiziger Verwandter seines Vaters nicht mit ins Grab hatte nehmen können.

Mit dem hübschen Capital stürzte sich der junge Herr v. Osten sofort kopfüber in einen Strudel von wilden Ausschweifungen.

Nachdem er drinnen den größten Theil seines gewichtigen Goldes von sich abgestreift hatte, wurde er specifisch leichter als das ihn umgebende schlammige Element, und er kam wieder an die Oberfläche. Jetzt ist er Auscultant bei einem Gerichtshof und, was ihm besonders zur Ehre gereicht, Kammerjunker.

Als Auscultant und namentlich als Kammerjunker hofft er auf eine baldige Anstellung und zehrt in dieser Hoffnung die Ueberbleibsel des hübschen Capitals vollends auf.

Der Kammerjunker unterhielt, wenn er auf Ronneburg weilte, einen lebhaften Verkehr mit den Gutsbesitzern der Nachbarschaft. Sein hübsches Aeußere, sein feines, gebildetes Benehmen, seine nicht gewöhnliche geistige Begabung machten ihn überall beliebt, und es gab weit und breit keine Festlichkeit, zu welcher er nicht eingeladen worden wäre.

Am zweiten Tage nach dem Zusammentreffen mit Bernhard Günther im Salon der Generalin hatte er wieder einmal an einer solchen theilgenommen. Erst ziemlich spät am Abend machte er sich auf den Heimweg. Er ritt ein Pferd, welches er bei solchen Gelegenheiten von einem im nahen Dorfe wohnenden Fuhrmann zu miethen pflegte.

Der größte Theil des Weges war schon zurückgelegt; bis nach Ronneburg war es kaum noch eine Meile. Da bemerkte er zu seinem Leidwesen, daß das Pferd stark lahmte, vermuthlich weil es sich einen spitzen Gegenstand in den Huf getreten hatte.

Es war schon zu dunkel, als daß er die Sache hätte untersuchen können, und er mußte sich einfach darauf beschränken, abzusteigen und das Pferd am Zügel zu führen.

Nach kurzer Zeit erreichte er ein dicht am Wege gelegenes Wirthshaus, aus welchem ihm ein verworrenes Durcheinander von [illegible] Stimmen entgegenscholl.

Es war dies ein ziemlich verrufener Ort, an welchem sich die Liederlichen unter den Bauern der Umgegend Abends zu versammeln pflegten, um mit einander zu zechen und Karten zu spielen.

Der Kammerjunker hatte oft von wilden Auftritten und blutigen Schlägereien gehört, die hier stattgefunden hatten; es kam ihm daher auch nicht in den Sinn, hier einzukehren. Er führte nur das kranke Pferd in den Stall, untersuchte mit Hülfe des Stallknechts die Beschädigung und fand, daß es unmöglich sei, seinen Ritt fortzusetzen. Nachdem er hinsichtlich der Pflege des Pferdes das Nöthige angeordnet hatte, machte er sich sogleich wieder zu Fuß auf den Weg.

Er hatte nur eine kurze Strecke zurückgelegt, als er in der noch immer zunehmenden Dunkelheit die Gestalt eines Mannes zu erkennen glaubte, der auf dem Wege vor ihm hinschritt. Er kam ihm näher und hörte nun, wie der Mann, offenbar nicht in der besten Laune, halblaut mit sich selber sprach.

Er kannte die Stimme; es war die des Obermüllers der unweit Ronneburg gelegenen sogenannten Aumühle.

— Blattner, sind Sie's?

Der so Angeredete stand still und wendete sich um, indem er ein mürrisches: „Was gibts?" hervorstieß.

Sogleich jedoch fügte er in einem weit höflicheren, aber etwas lallenden Tone hinzu:

— Ah, der Herr Kammerjunker! Woher denn so spät des Weges, wenn ich fragen darf?

Der Kammerjunker erzählte ihm, wie es gekommen, daß er die Strecke von der Schänke bis zum Schloß zu Fuß zurücklegen müsse.

— Waren Sie drinnen — in der Schänke, meine ich? fragte der Müller.

— Nein; ich hörte, wie man sich dort zankte, und ging, ohne mich aufzuhalten, weiter.

— Man zankte sich, sagen Sie? Ja, ja, der Haidbauer und der alte Caspar Timm — zwei harte Köpfe das; waren schon tüchtig an einander gerathen, als ich fortging.

— Sie kommen also von dorther, Blattner?

— Zu dienen, Herr Kammerjunker, ich komme von dorther, und wenn ich wieder Geld habe, werde ich mich wol wieder dort einfinden und wahrscheinlich ebenso sauber gerupft werden, wie heute Abends. Und so wird's fortgehen, bis der Teufel meinen letzten Heller und den ganzen Kram geholt hat und mich obendrein.

Der Müller schloß mit einem grimmigen Fluch und schüttelte wüthend die geballten Fäuste in der Luft.

Der Kammerjunker aber bereute, den Mann angeredet zu haben, denn dieser war offenbar ziemlich stark angetrunken und äußerst aufgeregt. Ihn jetzt wieder loszuwerden, war nicht wol möglich.

— Haben Sie auch einmal gespielt, Herr Kammerjunker? fuhr der Müller fort. Wissen Sie, was es heißt, Pech im Spiel haben, immer Pech und nichts als Pech? Mich hat das so weit gebracht, daß, wenn die Frau nicht wäre und das arme kranke Kind, ich schon lange . . .

Er vollendete den Satz nicht, sondern schlug sich mit den Fäusten vor die Stirn und stöhnte laut.

— Ich war immer ein Pechvogel, rief er in wildem Grimme, immer und in allen Dingen. Mein schlimmstes Pech aber war und ist, daß der Zufall mir einst vor vielen Jahren Etwas in die Hände spielte, was Tausende von Thalern werth ist und mich zum wohlhabenden Manne machen könnte, aber doch so unbenutzt daliegt, als wäre es der elendeste Plunder. Sagen Sie einmal selbst, Herr Kammerjunker, ist es nicht verdammt ärgerlich, einen Klumpen Gold, zehnmal so groß wie mein Hut, so lange, lange Zeit mit sich herumschleppen zu müssen und ihn nicht verwerthen zu können?

— Warum konnten Sie ihn nicht verwerthen? fragte der Kammerjunker, der nur mit halbem Ohr zugehört hatte.

— Weil sich der rechte Käufer noch immer nicht finden wollte, entgegnete der Müller. Aber jetzt, fuhr er in vertraulich flüsterndem Tone fort, hat er sich gefunden — ja, ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, hat er sich endlich gefunden. Wollen Sie wissen, wer es ist? fragte er, indem er stillstand und den Arm des Kammerjunkers erfaßte, um diesen zu nöthigen, gleichfalls stillzustehen. Wollen Sie es wissen? Es war schon lange meine Absicht, es Ihnen zu sagen. Nun, so hören Sie denn, S i e sind der Käufer des Klumpen Goldes, lieber Herr, kein Anderer als Euer Hochwohlgeboren in höchst eigener Person.

— Schon gut, Blattner, sagte der Kammerjunker ungeduldig, ich widerspreche Ihnen nicht, aber es ist spät, lassen Sie uns weitergehen.

— Recht gern, stimmte der Obermüller bei, wir können ja auch im Gehen darüber reden. Sie müssen also wissen, mein werther Herr, daß es sich um unsinnig viel Geld handelt, um Hunderttausende, ja um ganze Millionen, die Jemand bekommen könnte, der von Allem nichts weiß. Warum weiß der Jemand nichts davon? Weil ein Geheimniß dabei ist, das bis zur Stunde nur meine Wenigkeit kennt. Nun begreifen Sie, was ich mit dem großen Klumpen Gold meinte. Der Klumpen Gold ist mein Geheimniß — das ist doch gewiß klar und deutlich gesprochen. — Sie schweigen? Sie denken, der Blattner ist einmal wieder betrunken und schwatzt dummes Zeug. Doch Sie irren sich, leicht angesäuselt bin ich freilich, aber thut nichts,

weiß darum doch recht gut, was ich sage. Ich will Ihnen jetzt eine Geschichte erzählen, lieber Herr, die Sie in Erstaunen setzen wird; geben Sie nur genau Acht.

Und Blattner erzählte nun dem Kammerjunker eine Geschichte, die ich für mein Leben gern hier wörtlich wiederholt hätte, die aber nothwendig bis zum Schluß des dritten Bandes aufgespart werden muß, wo sie Euch nebst anderen vortrefflichen Dingen zu Eurer höchsten Befriedigung aufgetischt werden soll.

Ihr könntet sagen, daß, wenn es von Anfang an meine Absicht war, Euch nur dies mitzutheilen, ich nicht nöthig gehabt hätte, Euch mitten in der Nacht auf eine dunkle Landstraße zu führen und Euch ein Langes und Breites von einem lahmgewordenen Pferde, einem berüchtigten Wirthshaus und einem betrunkenen Obermüller vorzuschwatzen.

Allein Ihr hättet Unrecht, so zu reden. Es ist einer der sinnreichsten Kniffe erfahrener Romanschreiber, den ich hier angewendet habe, und es gebührt mir dafür unbedingtes Lob.

Der Autor führt gleichsam den Leser auf einen hohen Berg, indem er ihn hoffen läßt, daß er vom Gipfel aus eine weite Aussicht genießen wird. Der Weg hinauf ist etwas steil und uneben, so daß der Wanderer ziemlich athemlos droben anlangt. Aber statt ihm nun die Aussicht zu zeigen, verbindet ihm sein Führer die Augen, dreht ihn ein paarmal um, daß ihm ein wenig schwindlig wird, und läßt ihn stehen.

So ist es mir als Leser oft ergangen, und ich sehe nicht ein, warum ich es Euch nicht als Autor gerade so machen sollte, wie es Andere mir gemacht haben.

Nach dieser Auseinandersetzung darf ich Euch wol nicht auffordern, wieder zu dem Kammerjunker und dem Obermüller zurückzukehren?

Nun, es ist eigentlich auch nicht nöthig.

Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß Blattner zwar seine Geschichte unter dem Einfluß des reichlich genossenen Weines begann, jedoch bald ganz nüchtern wurde und bei dem Kammerjunker die Ueberzeugung hervorrief, daß er mit vollkommener Ueberlegung rede.

Der Kammerjunker folgte denn auch mit stets wachsendem Interesse seiner Erzählung und stellte zum Schluß eine Menge von Fragen an ihn bezüglich gewisser Punkte, die er noch im Dunkel gelassen hatte.

Der Obermüller war indeß schon damit zufrieden, hinsichtlich dieser Punkte die Neugierde des Kammerjunkers rege gemacht zu haben; er dachte wie ich, daß man nicht gleich Alles sagen darf und — schwieg.

Zwölftes Capitel.

Weidenruthen.

— Wie finden Sie Ihre Cousine Therese, lieber Bernhard?

Es war doch wirklich ein ganz abscheuliches Lächeln, mit welchem der alte Nicander an seinen jungen Neffen derartige Fragen stellte. Und er stellte deren sehr viele, ließ ihm jedoch nie Zeit, eine Antwort zu geben, vielleicht weil das Erröthen und verlegene Zubodenblicken Bernhard's ihm schon Antwort genug war.

O, dieses abscheuliche Lächeln! Für Bernhard's Augen lag darin eine Profanation sondergleichen. Ja, das bloße Nennen des Namens Therese von diesen alten sündhaften Lippen schien ihm eine Entweihung des Heiligen, für die er an dem Onkel eine empfindliche Rache hätte nehmen mögen.

In den ersten Tagen seiner Bekanntschaft mit diesem hätte er es leicht gefunden, ihn kurz und entschieden abzufertigen, etwa mit einem barschen: „Was geht das Sie an?" oder: „Bin ich Ihnen über meine Gefühle Rechenschaft schuldig?" Doch diese schöne Zeit war vorüber, der norwegische Onkel hatte, so sehr sich auch Bernhard Anfangs dagegen sträubte, eine Macht über ihn gewonnen, gegen die er sich nicht mehr aufzulehnen vermochte. Es ließ sich nicht leugnen, der Onkel Nicander war doch ein ganz außerordentlicher Mann.

Er besaß eine so allseitige Bildung, eine so erstaunliche Kenntniß der Welt, der Menschen und der socialen Verhältnisse, es lag Alles, was auch sonst noch sein reiches Wissen umfaßte, in seinem bewunderungswürdig organisirten Kopfe so klar geordnet, und er sprach darüber mit einer so lebhaften, jugendlichen Frische des Geistes, daß Bernhard nicht müde werden konnte, ihm zuzuhören und aus seinen Reden Belehrung zu schöpfen. Und diesen Mann mit dem scharfen Verstande, der seinen Beobachtungsgabe und der unermeßlichen Erfahrung hatte man ihm als beschränkt, unwissend und roh geschildert — wahrlich, man hatte dem Onkel großes Unrecht gethan. —

Freilich, was Herz und Gemüth betraf, war Bernhard mit dem Onkel noch lange nicht im Reinen.

Mitunter — namentlich wenn jenes häßliche Lächeln zum Vorschein kam — war er sehr geneigt, ihm beides ganz und gar abzusprechen; aber wiederum verrieth nicht selten Nicander in Betreff seiner und, was ihm noch mehr galt, auch in Betreff Theresens ein Wohlwollen, welches das Vorhandensein eines tief in seinem Innern verborgenen Empfindungsvermögens doch nicht durchaus unwahrscheinlich machte.

Um mich kurz zu fassen, Bernhard fühlte sich mit jedem Tage mehr an

den sonderbaren Onkel gefesselt und öffnete ihm endlich, trotz jenes fatalen Lächelns, sein junges, warmes Herz.

Der Onkel lächelte auch dann noch, nur in etwas anderer Weise. Erst hatte das Lächeln gesagt:

„Du brauchst mir gar kein Geständniß zu machen, denn ich lese in Deinem Herzen so deutlich, als wäre es von Glas und als trügest Du es auf einem Präsentirteller vor Dir her; und was ich lese, erregt nun einmal ich kann mir nicht helfen — meine Heiterkeit.“

Nun aber schien es mit einem gewissen Mitleid zu sagen:

„Daß Du mir Deine Liebesnarrheit gestehst, Du guter Junge, gewinnt Dir vollends mein Wohlwollen und läßt mich wünschen, daß Du die Enttäuschung, die jeder derartigen Verzückung ganz nothwendig folgen muß, als guter Philosoph hinnehmen möchtest.“

Man wird vielleicht fragen, welche Art von Neigung Nicander, da er in der jugendlichen Liebe seines Neffen nur eine Thorheit sah, denn eigentlich für die Generalin empfand.

Wir kommen, wenn wir diese Frage erörtern wollen, auf einen etwas schlüpfrigen Boden, wie manche Leute zu sagen pflegen, wenn sie im Begriffe sind, ihrer Neigung zur Anschwärzung ihrer Mitmenschen nachzugeben. Ich will sicherlich nicht schmähen, aber wie in aller Welt soll ich mit Vermeidung jedes Aergernisses von Gefühlen reden, die doch unleugbar aller Weihe einer höheren Poesie so gänzlich entbehrten? Nehmen wir die Sache von der besten Seite.

Die Generalin war eine noch sehr schöne Frau, die nicht viele Männer allein von dem platonischen Gesichtspunkte aus hätten betrachten können. Die anmuthige Fülle ihres Gesichts, die so hübsch mit der anmuthigen Fülle ihrer Gestalt harmonirte, ihre großen hellen Augen, so stolz und doch so mild und schmelzend, ihr Doppelkinn mit dem Grübchen, ihre Zähne, diese Wunder von Weiße und Regelmäßigkeit, vor Allem aber das gewinnende, überredende Lächeln ihrer vollen Lippen — gewiß, es waren Reize, die mancher Jüngling von nicht zwanzig Jahren unwiderstehlich gefunden hätte.

Dabei war die Generalin so klug, wie sie schön war. Sie kannte — ich erinnere hier an den mehrmals erwähnten Brief — das Geheimniß von der Pseudonymität Nicander's, und sie wußte es trefflich für ihre Zwecke auszubeuten.

Es thue eine solche Frau, die mit solchen Waffen ausgerüstet ist, ihr Möglichstes, um Euch zu berücken, und — nehmt es mir nicht übel — ich gebe keinen Pfifferling für Eure Widerstandsfähigkeit.

Ihr hättet nur hören sollen, wie schlau sie, wenn sie mit Nicander unter vier Augen war, das Gespräch ganz unmerklich auf den Grafen Werneberg hinüberspielte, wie sie dann mit hinreißender Gefühlswärme, aber ohne

jegliche Uebertreibung, von dessen Edelsinn sprach, dem sie so unendlich viel verdanke.

Ihr hättet nur sehen sollen, mit welcher Demuth und rührender Trauer in Mienen und Geberden sie die arme Witwe spielte, die gänzlich verlassen und trostlos wäre, wenn nicht die Freigebigkeit jenes edlen Verwandten ihr Schutz und Hilfe böte.

Ihr hättet dies hören und sehen sollen, und wahrhaftig, es hätte Euch nicht gewundert, daß es ihr endlich gelang, aus den geheuchelten Gefühlen für Werneberg um Nicander ein Netz zu flechten, dem dieser nicht mehr entrinnen konnte.

Auch Nicander spielte bei diesen Gelegenheiten seine Rolle mit bemerkenswerther Gewandtheit.

Er äußerte sich über den Grafen gerade so, als sei ihm dieser persönlich so fremd wie der König von Dahomey. Er wollte allerhand Unvortheilhaftes über ihn gehört haben und betheuerte, daß, wenn der Graf wirklich ein so ungeregeltes und wildes Leben geführt und wirklich die vielen übereilten, gewaltsamen Handlungen begangen habe, die man ihm zur Last lege, er von seinem Charakter und moralischem Werthe unmöglich eine sehr günstige Meinung hegen könne.

Die Generalin war schlau genug, nicht Alles, was dem Rufe des Grafen nachtheilig gewesen, in Abrede zu stellen.

Es sei wahr, räumte sie ein, der Graf habe sich in der That Uebereilungen zu Schulden kommen lassen, die ihm den Tadel der Welt zuziehen konnten, aber weder ihr, der Generalin, noch ihm, Nicander, stehe es zu, ein Urtheil über ihn zu fällen. Man dürfe überhaupt keinen Menschen ungehört verdammen, wie es die Welt nur zu häufig thue; die Welt sei ungerecht und grausam, nur an die anstößige Handlung halte sie sich, wisse aber nichts von der Versuchung, die derselben vorausgegangen, noch von der Reue, die ihr gefolgt sei.

Die Generalin war mit einem Worte die Nachsicht selbst.

Sogar ihre auf dem Schloß wohnenden Verwandten nahm sie in Schutz; sie konnte sie auch selbst dann nur bedauern, wenn sie den Grafen lästerten und bei jeder Gelegenheit von ihm sprachen, als wäre er ihr Feind und nicht ihr Wohlthäter.

Es sei dies, meinte sie, zwar eine widerliche Aeußerung selbstsüchtiger und neidischer Gemüthsart, aber lange nicht so böse gemeint, als es oft den Anschein habe.

Nur gegen sich selbst war die Generalin strenge, unerbittlich strenge.

Sie hatte eines Abends, als sie und Nicander traulich beisammensaßen, den Muth, das Gespräch auf den dunklen Punkt in ihrem Leben zu lenken — man wird sich erinnern, daß es da einen ziemlich dunklen Punkt gab — und ihrem Zuhörer ein so offenes und mit der Wahrheit im Einklang stehen-

des Bekenntniß abzulegen, daß selbst ein genau Unterrichteter kaum im Stande gewesen wäre, das Truggewebe zu erkennen, mit dem sie ihre ganze Vergangenheit wie all ihre Pläne für die Zukunft umsponnen hatte.

Gewiß, die Generalin war sehr schlau; sie durfte voraussetzen, daß der Graf Werneberg von jenem dunklen Punkt recht wohl wisse, und indem sie diesen nicht wegleugnete, sondern vielmehr mit scheinbarer Aufrichtigkeit aufdeckte und beleuchtete, erreichte sie einen doppelten Zweck: sie gab Nicander einen schmeichelhaften Beweis ihrer Achtung und ihres Vertrauens, und sie nöthigte ihm die Anerkennung ab, die ein welterfahrener Mann der allveredelnden und allversöhnenden Tugend eines Weibes, das die Wahrheit spricht, nothwendig zollen muß.

Wer wird sich nach dem Gesagten noch wundern, daß sich in der Brust des Grafen — ich möchte nicht gern das Wort Herz gebrauchen — ein Gefühl — ich möchte es nicht gern Liebe nennen — entwickelte, das ihm gerade so verhängnißvoll zu werden drohte, wie seinem jungen Neffen jene oft belächelte Verliebtheit?

Fast jeden Abend fanden sich Onkel und Neffe bei der Generalin ein und jeden Abend steuerten Beide mit vollen Segeln um eine weitere Strecke dem Unvermeidlichen entgegen.

Einst fragte Nicander seine junge Nichte, wie lange sie noch auf Ronneburg zu bleiben gedenke.

Therese blickte zerstreut und träumerisch vor sich nieder, ihre Mutter aber antwortete für sie, daß ihr Onkel, der Geheimrath, auf eine baldige Rückkehr dringe, da er mit seiner Frau eine frühzeitige Badereise antreten wolle und Thereseus Begleitung sehr wünsche.

— In acht Tagen wirst Du uns wol auf jeden Fall schon verlassen müssen, liebes Kind, schloß sie mit einem zärtlich-wehmüthigen Blick auf ihre Tochter.

Diese erhob sich in etwas ungestümer Weise, machte sich schnell etwas am Theetisch zu schaffen und war dann im Nebenzimmer verschwunden.

Der arme Bernhard sah zum Erbarmen verdutzt aus, als er von der nahen Abreise seiner Cousine hörte.

Als gleich darauf die Generalin und Nicander bei ihrer gewöhnlichen Partie Piquet festsaßen, schlich auch er in das Nebenzimmer.

Hier sah er Therese in der Ecke eines Sofas halb sitzen, halb liegen. Ihr Haupt ruhte schwer auf ihrer Hand, ihr Busen wallte stürmisch, ihr zierlicher kleiner Fuß versteckte sich, als der Vetter eintrat, unter den Falten ihres Kleides.

— Kommen Sie, Bernhard, nehmen Sie hier neben mir Platz, sprach sie mit leidenschaftlicher Betonung.

Bernhard folgte der Einladung.

— Hörten Sie, daß Mama sagte, ich werde in acht Tagen nach D zurückkehren müssen?

— Ja, Cousine, ich hörte es.

— Nach weiteren acht Tagen werden Sie mich vergessen haben, oder, wenn Sie allenfalls noch hin und wieder an mich denken — wie werde ich Ihrer Erinnerung vorschweben? Sie halten mich ja nun einmal für das sonderbarste Mädchen von der Welt, für ein excentrisches, überspanntes Ding, voll der wunderlichsten Schrullen. Aber Sie thun mir Unrecht, denn ich bin nicht überspannt, ich gebe mich nur, wie mich der liebe Gott geschaffen hat; ich heuchle nicht, das ist Alles. Ja, Sie thun mir Unrecht, ich weiß es, und es betrübt mich.

Bernhard ergriff ihre Hand — eine sehr weiche und warme Hand — und sie blickte wahrhaft kläglich zu ihm auf.

Wie schön, wie verführerisch war sie doch, wenn Thränen in ihren Augen perlten!

— Ich könnte Ihnen nie Unrecht thun; was bringt Sie nur auf solche Gedanken? stammelte er bewegt.

— Ich kann es nicht sagen, entgegnete sie, aber ich bin so namenlos unglücklich!

Ein tiefer Seufzer aus Bernhard's Brust bezeugte, daß auch er sehr unglücklich sei.

— Sie wissen nicht, in welch traurigen Verhältnissen ich lebe! fuhr Therese fort.

— Sind die Verwandten, bei denen Sie sich aufhalten, nicht freundlich gegen Sie, Cousine?

— O doch — in ihrer Weise; aber sie leben in der großen Welt und unter lauter Menschen, die kein Herz besitzen. Sie selbst haben es längst verlernt, auf die Stimme des Herzens zu hören, sie sind erstarrt und eingefroren in der hohlen Form der Etikette. O, wie hasse ich diese sogenannte große Welt, die solche Formen schafft! Sie kennen sie nicht, Bernhard, und Sie dürfen von Glück sagen, sie nicht zu kennen. Dem Upasbaume könnte man sie vergleichen, dessen bloße Ausdünstung schon in der Ferne tödtet. Scheuen Sie sie stets wie die Pest, wagen Sie sich nie in den Bereich ihres verderblichen Gifthauches.

Machen Sie vor allen Dingen nie eine Badereise, fuhr sie nach einer Pause fort. Eine Badereise! Wissen Sie, was ein Badeort ist? Eine Schaubühne ist es, auf welcher fort und fort das ganz gleiche langweilige Possenspiel eitler, leerer Narrheit aufgeführt wird, ein Ort, an welchem man alle seine schönen Kleider auskramt und alle seine schönen Gedanken verbirgt; ein Ort, an welchem man jeden Tag den Leib wäscht, aber die

Seele beschmutzt. An einen solchen Ort wird man mich nun wieder schleppen, und ich werde die Maske des Frohsinns tragen müssen, während mein Herz trauert.

Ob ich Sie wol wiedersehen werde, Bernhard? unterbrach sie sich plötzlich selbst.

— Gewiß, wenn Sie es wünschen, antwortete er in unsäglicher Verwirrung.

— O, ich wünsche es so sehr, so sehr! sagte sie schluchzend. Im Herbst komme ich wieder. Werden Sie dann noch hier sein?

— Ich weiß es nicht, theuerste Cousine; es hängt davon ab, welche Arbeiten der Graf, unser Onkel, mir noch übertragen wird.

— Möchte er Ihnen so viele Arbeiten übertragen, wie einst Eurystheus dem Herkules! rief sie, indem sie in toller Aufregung ihre schwarzen Locken schüttelte.

Gleich darauf fügte sie in schmelzendem Tone hinzu:

— Aber jedenfalls könnten Sie ja als Gast hieherkommen — wenn auch vielleicht nur auf kurze Zeit — nicht wahr?

— Ich glaube wol, daß . . .

— Sie glauben — Sie glauben — aber ich will Gewißheit. Wollen Sie es versprechen, wollen Sie Ihr Wort dafür verpfänden? Ich weiß, daß Sie Ihr Wort halten würden. Geben Sie es mir?

Er gab es.

Sie richtete sich auf dem Sofa halb empor, sie beugte sich zu ihm hin, ihr Lockenköpfchen kam seinem Gesicht so nahe — es war so unverkennbar, was sie zur Besiegelung des Versprechens von ihm begehre, daß er noch weit unerfahrener hätte sein müssen, als er es war, um das nicht zu begreifen.

Seine Lippen berührten die ihrigen, ihre wallenden rabenschwarzen Locken legten sich wie ein Schleier über sein Gesicht — die Trunkenheit der Liebe legte sich wie ein Schleier über seinen Geist.

Schöne Leserin, Sie haben ganz Recht, es war unverantwortlich von Bernhard, daß er seine Cousine küßte. Daß sie ihm alle Veranlassung dazu gab, ist, wie Sie sehr richtig bemerken, keine genügende Entschuldigung.

Es würde mich aufrichtig freuen, wenn ich zu Ihrer Beruhigung hier gleich hinzufügen könnte, daß es wenigstens bei diesem einen Kusse blieb; doch leider kann ich das nicht.

In dieser wahren Geschichte soll nichts vertuscht werden, selbst die Küsse nicht, an welchen Sie und ich Anstoß nehmen.

Es war ein Glück für Bernhard, daß ihn Nicander, als Beide die Generalin verlassen hatten, nicht wieder fragte: „Wie gefällt Ihnen Ihre Cousine Therese, lieber Bernhard?" Der Onkel that es nicht, er war überhaupt sehr schweigsam.

Ich bin gar nicht sicher, ob er sich nicht hinsichtlich der Generalin eines gleichen Vergehens schuldig gemacht hatte.

Dreizehntes Capitel.

Der Baron hat kein Glück mit seiner Erbsensuppe.

Die allabendlichen Besuche Nicander's und Bernhard's bei der Generalin hatten natürlich die Aufmerksamkeit der übrigen Verwandten auf sich gezogen; sie bildeten seit mehreren Tagen das stehende Thema aller ihrer Gespräche.

Die Generalin that nie etwas ohne Grund; welch denkbaren Grund konnte sie nun haben, den Wallfischfänger an sich zu ketten?

Ei, es war leicht zu errathen: sie mußte ausgekundschaftet haben, daß er durch den Thranhandel reich geworden sei; es gab ja Leute genug, die auf ebenso schmierigem Wege zu Geld gekommen waren.

War aber Nicander wohlhabend, was hatte ihn dann bewogen, eine Zuflucht im Familienasyl zu suchen?

Diese Frage ließ sich nicht beantworten, aber darum hielt man doch die erste für entschieden: die Generalin hatte es darauf abgesehen, den Norweger zu heirathen — die vierzigjährige Frau den Sechziger! Es war unerhört, eigentlich ganz empörend, aber freilich in Anbetracht der Antecedentien der Generalin durfte sich Niemand darüber wundern.

Eine dritte Frage war die:

Was bestimmte die Generalin, Bernhard Günther in den Zauberkreis der koketten, raffinirten Therese zu locken? Früher hatte sie den jungen Mann vollständig ignorirt, als gehöre er gar nicht zur Familie; nun aber lag es ja auf der Hand, daß nach ihm „geangelt" werde.

Es mußte hier ein wichtiges Geheimniß verborgen liegen; ja gewiß, mit diesem Bernhard Günther hatte es eine eigene Bewandtniß, wie man ja auch gleich von Anfang an vermuthet. Denn warum ließ der Graf die neuen kostspieligen Parkanlagen herstellen? Und warum hatte er die Arbeit einem Gelbschnabel wie Bernhard Günther, und nicht einem älteren, erfahrenen Mann übertragen?

Sollte der Graf etwa bezüglich Bernhard's noch weitere Absichten hegen? Sollte er vielleicht zu seinen Gunsten testamentarische Bestimmungen

getroffen haben oder treffen wollen? Und sollte endlich die Generalin auch dies gewittert haben?

Es war hier eine weitere Frage berührt, um welche sich die Interessen der Familien-Mitglieder hauptsächlich drehten, die große, hochwichtige Frage wegen der Erbschaft. Der Graf Wernberg hatte keine Leibeserben; wem würde er seine ungeheuren Reichthümer hinterlassen? Der Major Rawald war der nächste Cognat. Es galt auf dem Schloß für eine ausgemachte Sache — vielleicht weil der Major selbst bei jeder Gelegenheit so zuversichtlich darauf pochte — daß er nach dem Tode des Grafen der Universalerbe sein werde, wogegen die Anderen nur auf entsprechende Legate hoffen durften. Zu diesen Anderen hatte aber bis jetzt Niemand den bürgerlichen Bernhard Günther gezählt.

Sollte nun dennoch durch dieses unechte Pfropfreis den edleren Zweigen des alten Stammes ein Theil der nährenden Säfte entzogen werden? Kaum glaublich!

Und doch, wenn man die eigenthümliche Gemüthsart des Grafen in Betracht zog, so durfte man sich nicht ganz der Furcht entschlagen, daß er den vielen regelwidrigen Handlungen und tückischen Streichen, die er im Leben begangen, im Tode noch die Krone aufsetzen würde, indem er die heiligen Rechte der sämmtlichen adeligen Verwandten durch Begünstigung des einzigen unadeligen mehr oder weniger beeinträchtige.

Und die Generalin wußte wirklich um diesen abscheulichen Plan?

Ganz sicher, denn wie käme sie sonst dazu, ihre Tochter an einen Gärtner zu verkuppeln?

— Der gute Junge würde übrigens nicht so leicht in die Falle gehen, wenn er wüßte, was wir wissen, liebe Blandina, sagte Frau v. Osten zu ihrer Cousine Bimbach, mit der sie auf dem Boden gemeinschaftlicher Feindschaft gegen die Generalin Frieden geschlossen hatte.

— Oder wenn er gar wüßte, was Ihr Stiefsohn weiß, Cousine v. Osten, lispelte das Fräulein mit der Miene tugendhafter Entrüstung.

— Ich hoffe, daß Sie damit keinen Tadel gegen meinen Stiefsohn aussprechen wollen, mein Fräulein, rief die kleine Frau mit einem Eifer, der deutlich kundgab, wie bereit sie sei, das eingescharrte Kriegsbeil sogleich wieder auszugraben.

Fräulein Blandina beeilte sich, eine zufriedenstellende Erklärung abzugeben.

— Mein Stiefsohn war noch sehr jung, als er jenes Verhältniß anknüpfte, sagte Frau v. Osten entschuldigend. Jungen Männern darf man Manches nachsehen. Daß er es rechtzeitig wieder löste, macht seinem Verstande Ehre.

— Kam es nicht zwischen den Beiden zu einem tüchtigen Eclat? fragte der Baron Odenfeld, indem er einen starren Blick eingewurzelter Uebellaunigkeit auf den Fußschemel der Frau v. Osten richtete.

— Allerdings, war die kurze Antwort der Frau v. Osten, die auch mit dem rauchenzeugenden Baron einen vorläufigen Waffenstillstand abgeschlossen hatte.

— Was gab denn eigentlich dazu die Veranlassung? fragte der Baron weiter, ohne seine Augen vom Fußschemel abzuwenden.

— Das wissen Sie wirklich nicht? fragte seinerseits der Major Näwald lachend.

— Nein.

— Nun so will ich es Ihnen sagen, Vetter. Unser junger Freund, der Kammerjunker, bemerkte, daß der Erbprinz Otto in ziemlich auffallender und wol nicht ganz erfolgloser Weise dem Fräulein den Hof machte. Er hatte durchaus keine Lust, mit Sr. Hoheit Visitis zu machen und gab die Partie auf.

— Hm! brummte der Baron.

— Es wäre ein Werk der Barmherzigkeit, dem jungen Rigaud, dem Bernhard Günther, mein' ich, in Betreff Thereseus die Augen zu öffnen, fuhr der Major fort.

— Und es wäre ein Werk der Gerechtigkeit, dadurch zugleich die Pläne der Generalin zunichte zu machen, fügte Fräulein Blandina hinzu.

— Darüber berathen wir uns einmal später unter vier Augen, flüsterte Frau v. Osten dem Fräulein ins Ohr.

Dieses Gespräch fand im Zimmer der Frau v. Osten statt, bei der seit einiger Zeit jeden Nachmittag beim Kaffee ein engerer Familienrath abgehalten wurde.

Mehrere Punkte waren hier schon endgiltig festgestellt worden. Vor allen Dingen wollte man sich von der läst'gen Bevormundung seitens der Generalin ein= für allemal lossagen.

Der erste Schritt in dieser Richtung sollte ohne Verzug gethan werden. Man wollte sich den Schlüssel zum Pavillon erbitten und, falls er nicht ausgeliefert würde, das Schloß mit Gewalt erbrechen. Bei günstiger Witterung wollte man dann Nachmittags den Kaffee daselbst einnehmen.

Ferner wollte man, ohne erst die Generalin zu fragen, die alte gelbe Staatscarrosse, an der eine Feder gesprungen war, repariren lassen, um sie zu einem gemeinsamen Ausfluge zu benützen.

Endlich — dies war ein Vorschlag des Barons — wollte man mit dem Ausfischen des Karpfenteiches nicht wie gewöhnlich warten, bis es der Generalin beliebe, das Signal dazu zu geben; nein, schon in den nächsten

Tagen sollte es ohne vorhergegangene Anzeige unter der Leitung des Barons stattfinden.

Man sieht, daß es Ergebnisse von nicht geringer Wichtigkeit waren, zu welchen die Berathungen führten.

Von noch höherer Bedeutung aber war der Entschluß, den man hinsichtlich des norwegischen Vetters faßte.

Das geheimnißvolle Treiben im Thurm mußte ein Ende nehmen, das mystische Dunkel, in welches sich die wahnsinnige Grönländerin hüllte, sollte aufgeklärt werden.

Man wollte sich jedoch nicht öfter der Unannehmlichkeit aussetzen, mit schmutzigem Wasser begossen zu werden oder Leitern zu erklimmern, um schließlich noch Gefahr zu laufen, von dem desperaten alten Kerl wie ein Dieb und Räuber niedergeschossen zu werden; nein, ganz offen wollte man auftreten.

Der Major und der Baron sollten sich zu Nicander begeben und ihm ohne alle Umschweife die Wahl stellen zwischen einer gutwilligen Lösung des Räthsels oder einer erzwungenen Erklärung vor Gericht. Von der Beschaffenheit der so erlangten Aufschlüsse sollte es dann abhängen, was ferner gethan werden könnte, um den fatalen Menschen zu zwingen, das Schloß wieder zu verlassen; denn auch darüber war man einig: man wollte nicht ruhen, ehe er vertrieben sei.

An diesen Berathungen betheiligten sich zwei Personen nicht: der Kammerjunker v. Osten und Fräulein Ernestine Bimbach.

Der Kammerjunker war seit einigen Tagen auffallend still und in sich gekehrt; er streifte mehr als sonst auf einsamen Spaziergängen in der Gegend umher.

Wohin er eigentlich seine Schritte lenkte, wußte man nicht, nur war er drei Abende nach einander im Tannengehölz gesehen worden und zwar jedesmal in Gesellschaft des Obermüllers Blattner.

Der neugierige Major zerbrach sich den Kopf mit Muthmaßungen über den Grund zu diesem sonderbaren Verhalten.

— Was in aller Welt mag er doch nur mit jenem liederlichen, versoffenen Menschen zu reden haben? sagte er zu dem Baron.

— Mir wäre es in der Nähe des Obermüllers nicht geheuer, brummte der Baron, indem er verstohlen einem von des Majors Rattenfängern, der um ihn herumsprang, einen Tritt versetzte. Der Kerl hat etwas Tückisches und Hinterlistiges in seinem Gesicht. Auch soll er ein Händelsucher und Raufbold sein.

— Wahrhaftig, ich möchte wissen, was die Beiden mit einander verhandeln, fuhr der Major fort.

— Fragen Sie den Kammerjunker.

— Oho, mein Lieber, der Schlaukopf läßt sich seine Geheimnisse nicht entlocken.

— Glauben Sie denn wirklich, daß es sich dabei um ein Geheimniß handelt? fragte der Baron, indem er einem anderen der Rattenfänger einen äußerst feindseligen Blick zuwarf.

— Ganz sicher handelt es sich um ein Geheimniß, meinte der Major. Ich werde mich ein wenig aufs Spioniren legen.

Fräulein Ernestine ihrerseits nahm an den Familien-Berathungen nicht Theil, weil diese hauptsächlich gegen den norwegischen Vetter gerichtet waren, und sie noch immer, trotz aller Abmahnungen ihrer Schwester, darauf hinarbeitete, seine Eroberung zu machen.

Man frage mich nicht, wie sie auf diese sonderbare Idee gekommen sei.

Ich habe dies nie begreifen können; aber freilich, das weibliche Herz ist mir immer ein Räthsel gewesen. Ich kann nur sagen, daß Fräulein Ernestine in ihrem Streben durchaus unermüdlich war; sie lief dem norwegischen Vetter überall nach, sie hing sich an ihn wie eine Klette, sie schwärmte mehr denn je über die unbekannten Schönheiten der Polarländer, sie schrieb ihm endlich anonyme Briefe, die ihm durch die Post zugeschickt wurden.

Diese Briefe enthielten geheimnißvolle Warnungen, zum Beispiel: „Man sinnt auf Unheil. Trauen Sie Niemandem, namentlich nicht der G........", oder: „Der M.... ließ gestern Worte fallen, die Schlimmes befürchten lassen. Sie sind von Fallstricken umgeben. Seien Sie auf Ihrer Huth. Gehen Sie nicht allein Abends in den Park."

Die Briefe enthielten hin und wieder auch Verse, zum Beispiel:

„Ich denk' an Dich mit heißer Sehnsuchtswonne,
Wie sie der Frühling haucht in jede Brust,
Wenn durch des Winters Nebel dringt die Sonne,
Erweckend die Natur zu neuer Lust.
Ich blick zu Dir, wie zum Polarensterne,
Du strahlst so mild wie er und bist wie er — so ferne!"

Wenn aber der Abend kam und der Mond, jener stumme Vertraute aller Verliebten mit seinem milden keuschen Antlitz auf Schloß Ronneburg niederblickte, dann sah man das Fräulein auf einem dem Thurme zugekehrten Balcon sitzen und mit entblößten Schultern und flatterndem Haar — ganz in der Attitude der Lorelei — ihre Lieder mit der Guitarre begleiten.

Ihre Stimme war so mitleiderweckend dünn, mager und hinfällig, daß sie den armen Nicander fast zur Verzweiflung brachte. Und es vermochte

ihn mit dem kläglichen Singsang keineswegs auszusöhnen, daß die Lieder fast ohne Ausnahme speciell für das Ohr eines Seemanns componirt zu sein schienen; zum Beispiel:

„Dort draußen auf tobenden Wellen
Schwankende Schiff' an Klippen zerschellen,
In Sturm und Schnee
Wird mir so weh,
Daß ich auf immer vom Liebchen geh'.'

Man wird mir hoffentlich unbedingt glauben, wenn ich sage, daß dem Grafen aus der zärtlichen Zuneigung der schwärmerischen Ernestine nach gerade weit mehr Ungemach erwuchs, als aus der Neugierde und Gehässigkeit des Majors, des Barons, der Frau v. Osten und des Fräuleins Blandina.

Eigentlich machte er sich aus der fortgesetzten Anfeindung der Letzteren blutwenig, ja manchmal schien sie ihn sogar zu belustigen, und immer stellte er derselben die ausgesuchteste Höflichkeit entgegen. Wenn er zu seinen Verwandten ging — und er that es, trotz ihrer Ungastlichkeit, hin und wieder — lenkte er gern das Gespräch auf den Grafen Werneberg, und es ergötzte ihn ungemein, durch das Lob, welches er ihm spendete, die Tadelsucht Jener herauszufordern.

Zum Beispiel:

— Aber bedenken Sie doch, Cousine v. Osten, wie viel wir bei dem Allen der Wohlthätigkeit des Grafen verdanken.

— Ach was, Wohlthätigkeit! Er sperrt uns in ein Familien-Hospital und setzt uns dadurch dem Gespötte aller Leute aus. Nennen Sie das eine Wohlthat? Ich nenne es eine boshafte Hohnneckerei. Aber um wieder auf den Thran zu kommen u. s. w.

Oder:

— Ich kann unmöglich zugeben, Major Nawald, daß der Graf so gar wenig für Sie thut. Sie haben hier freie Station und ...

— Einen Quark habe ich! Bedenken Sie gefälligst, daß ich der nächste Cognat bin. Sollte nicht der legitime Erbe eines solch colossalen Reichthums auf einem anständigen Fuß leben können? Der Graf ist ein Knauser — ich werde es ihm ins Gesicht sagen, wenn ich je mit ihm zusammentreffe — guten Morgen!

Oder:

— Sie führen hier doch eigentlich, Dank der Güte des Grafen, ein recht angenehmes sorgenfreies Leben, bester Baron, nicht wahr?

— Ein höchst unbehagliches — Dank der Güte des T....... Nehmen Sie Platz, Herr Nicander.

Diese letzten Worte wurden im Zimmer des Barons v. Obenfeld gesprochen, bei dem sich Nicander durch dessen Bedienten hatte anmelden lassen.

Der Baron war soeben damit beschäftigt gewesen, in einer großen Schüssel einen Teig zu Fleischklößen anzurühren, und er hatte, ehe Nicander eintrat, kaum Zeit gehabt, die Schüssel unter das Sofa zu schieben und seine Küchenschürze im Papierkorb zu verbergen.

— Ich finde es hier sehr warm; heizen Sie noch bei dieser milden Witterung?

— Ich koche.

— Sie kochen?

— Ja, ich ließ mir früher das Essen vom Castellan geben, konnte aber den Fraß nicht hinunterbringen. Ich koche jetzt selbst. Das ist — hier zeigte er auf einen großen Ofen von braunen Kacheln — das ist ein Kochofen. Wird von Außen geheizt — im Winter sehr zweckmäßig.

— Also Sie kochen selbst; nun begreife ich, woher das sonderbare Brodeln kommt.

— Hören Sie's brodeln?

— Ja, im Ofen, wie mich bedünken will; hören Sie's denn nicht? — Was war das?

— Der Esel, mein Bedienter, wird wieder nicht auf die Erbsen Acht haben, und da wirft denn der Dampf fortwährend den Deckel vom Topf hinunter. Entschuldigen Sie — Johann! — Wo steckst Du denn schon wieder? — Johann!

Der so Herbeigerufene, ein großer, plumper Bayernjunge mit Flachshaaren und dicken, aufgeblasenen Backen, die so dunkelroth waren, wie reife Kirschen, empfing den gemessenen Befehl, „das dumme Scherwenzeln zu lassen“ und dagegen auf die Erbsen Acht zu haben.

— Das Vieh liebäugelt immer mit der Köchin der Frau v. Osten, brummte der Baron, als sich Johann zurückgezogen hatte.

— Wir redeten von dem Grafen, knüpfte Nicander das Gespräch wieder an, und Sie wollten, glaube ich, sagen ...

— Ich? Nein, ich wollte nichts sagen; ich rede überhaupt nicht gern vom Grafen. Es ist hart, ein so armseliges Almosen annehmen zu müssen; wäre ebenso gern Scheerenschleifer oder Orgeldreher.

— Sie meinen also, daß der Graf ...

— Ich meine, daß er ein Filz ist. Wonach horchen Sie?

— Es brodelt schon wieder bedenklich im Ofen, lieber Baron.

Der Baron erhob sich und rief durch die halbgeöffnete Thür dem Johann zu, daß ihn der Henker holen solle, wenn er nicht nach den Erbsen sehe.

Johann antwortete — aber, wie es Nicander bedünken wollte, aus einer ziemlichen Höhe — daß der Deckel ganz gewiß nicht wieder hinunterfallen werde.

Der Baron kehrte knurrend und brummend auf seinen Platz zurück.

Nicander bemühte sich, mit dem mürrischen Menschen ein Gespräch zu unterhalten, doch es war unmöglich; der Baron lieh sein Ohr nur dem Brodeln im Ofen und richtete seine Blicke fortwährend verstohlen auf die Schüssel unter dem Sofa.

Plötzlich erfolgte ein Knall wie von einer Pistole.

Aus dem Ofen flog eine Kachel mitten ins Zimmer, und aus der so entstandenen Oeffnung sprühten Funken und quollen dicke Wolken von Dampf, Rauch und Asche.

Im Nu war das ganze Zimmer damit erfüllt, und Nicander stürzte, während der Baron eiligst hinausrannte, an das nächste Fenster und riß es auf.

— Johann, hörte er den Baron draußen in der Küche wüthend rufen, Johann, wo bist Du? Plauderst Du schon wieder mit dem Weibsbild? Hieher, Schafskopf, und sage mir, was Du mit dem Erbsentopf gemacht hast.

— Ich kann nichts dafür, Herr Baron, gewiß nicht! vertheidigte sich Johann.

— Was hast Du hier gemacht, frage ich; wo kommen die zwei großen Backsteine her?

— Ich hatte sie auf den Deckel gelegt, damit er nicht wieder hinunterfallen möchte.

— Und Du hast dadurch den Dampf eingezwängt, daß er den Topf auseinandersprengen mußte, Du Erzdummkopf. Da liegt nun die ganze Bescheerung in der Asche. Oeffne die Fenster, man erstickt ja hier. Tritt auch die Funken aus.

Hier wurde die Stimme des Barons von jener der Frau v. Osten übertäubt, die von droben hinunterrief:

— Feuer! Feuer! Der Unmensch hat das Haus angezündet — Hilfe! Hilfe! Marie, gieße schnell alles Wasser über die Fußböden aus — Hilfe! Hilfe!

Nicander hörte nichts mehr. Er hatte sich überzeugt, daß gar keine Gefahr vorhanden sei, und sich dann schnell aus der Dampf- und Rauchatmosphäre des Barons zurückgezogen.

Vierzehntes Capitel.

Der Major und der Baron kommen einem entsetzlichen Verbrechen auf die Spur.

Der Major und der Baron hatten, wie wir bereits wissen, beschlossen, zusammen zu Nicander zu gehen und ihm gebieterisch eine Erklärung in Betreff der Person abzufordern, die er im Thurm eingesperrt hielt und deren

lautes Wehklagen oft in schauerlicher Weise die nächtliche Ruhe der Schloßbewohner störte.

Nun hatten sie aber erfahren, daß die Unbekannte, wie jene Person allgemein genannt wurde, oder die wahnsinnige Grönländerin, wie sie der Major beharrlich nannte, ein paarmal spät Abends in Begleitung des Dieners Olaf Dahlbom außerhalb des Thurms gesehen worden sei, und sie hätten gar zu gern, ehe sie sich zu Nicander begaben, der sich wahrscheinlich aufs Leugnen legen würde, das räthselhafte Wesen näher in Augenschein genommen.

Sie faßten daher eines Abends in dem oftererwähnten Gebüsch Posto, welches sich in der Nähe des Thurms befand, und richteten mit Spannung ihre Blicke auf die gewölbte Thür, durch welche der Diener Olaf Dahlbom und die Unbekannte, wenn sie heute wieder ihre Promenade machten, kommen mußten.

Der Abend war kalt und windig, der Vollmond schien matt durch eine dünne Wolkenschicht.

Dem Baron war es äußerst unbehaglich zu Muthe.

— Mich fröstelt, klagte er verdrießlich, ich werde morgen den Schnupfen haben; wäre ich nur nicht mitgegangen, Vetter.

— Aber nun sind Sie einmal mitgegangen und müssen ein wenig Geduld haben.

— Ein wenig Geduld, sagen Sie? Wir stehen hier schon länger als eine Stunde — hol's der Henker!

— Es ist jetzt halb Elf vorbei; wenn es drüben auf dem Schloß elf Uhr schlägt und wir die Grönländerin noch nicht zu sehen bekommen haben, wollen wir nach Hause gehen, suchte ihn der Major zu trösten.

— Hm! brummte der Baron.

Noch zehn Minuten verstrichen in lautloser Stille; der Baron schüttelte sich vor Kälte.

— Es ist merkwürdig, daß wir heute Abend das Winseln und Wehklagen gar nicht hören, flüsterte der Major.

— Das ist mir ebenfalls schon längst aufgefallen, knurrte unwirsch der Baron.

— Jetzt höre ich etwas — sie kommen — pst!

In der That hörte man drinnen im Thurme ein Geräusch, als ob mehrere Personen die Wendeltreppe hinunterstiegen.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet und es zeigte sich in derselben eine baumlange Gestalt.

— Olaf Dahlbom, flüsterte der Baron seinem Gefährten zu, als die Gestalt aus dem dunklen Schatten des Thurms hervorgetreten war.

— Jetzt sehe ich auch die wahnsinnige Grönländerin, sagte leise der Major.

— Sie irren sich, es ist Nicander.

— Richtig, es ist Nicander, und sie tragen etwas — was Teufel mag das sein?

— Ein großer Wäschkorb ists.

— Wahrhaftig, Sie haben Recht, ein Wäschkorb ists. Was in aller Welt mögen Sie doch nur vorhaben?

— Still, sie kommen näher.

Nicander und sein Diener Olaf Dahlbom gingen schweigend dicht an der Stelle vorüber, an welcher sich der Major und der Baron verborgen hielten.

Sie trugen zwischen sich einen großen Wäschkorb, über welchen ein weißes Tuch gebreitet war.

Der Korb mußte etwas enthalten, das schwer wog, denn er knarrte und ächzte in der alten Körben eigenthümlichen Weise unter der Last.

— Wir müssen ihnen folgen, sagte der Major, als Jene eine kleine Strecke weit gegangen waren.

— Um wieder auf uns schießen zu lassen — ich danke dafür, entgegnete der Baron.

Hätte der Major das Gesicht seines Vetters in diesem Augenblicke deutlicher sehen können, so müßte ihm die Todtenblässe aufgefallen sein, die auf demselben lag.

Der gute Baron war zu jeder Zeit ein wenig hasenherzig; er war es aber namentlich Nachts im Dunkeln, wo er überall etwas Spukhaftes und Uebernatürliches zu sehen wähnte.

Nun war zwar das, was er soeben gesehen, gerade nichts Spukhaftes und Uebernatürliches, aber dennoch empfand er dabei ein unbeschreibliches Grausen.

Wie, wenn in dem Korbe eine Leiche läge?

Die Nähe einer Leiche erregte ihm schon bei hellem Tage ein grenzenloses Entsetzen, und nun sollte er in dunkler Nacht und an einem so unheimlichen Ort einer solchen nachschleichen! Seine Haare sträubten sich vor Angst bei dem bloßen Gedanken.

— Wir müssen ihnen folgen, mahnte der Major fest und nachdrücklich.

— Gehen Sie, wenn Sie Lust haben, ich . . . ich . . .

— Gut, ich gehe.

Und der Major schickte sich an, den Worten auch die That folgen zu lassen.

— Wie, Sie wollen wirklich gehen und mich hier an diesem grauenhaften Ort allein zurücklassen? jammerte der Baron im verzweiflungsvollen Tone, ihn am Rockschoß festhaltend. Ei, so warten Sie doch ein wenig, ich . . . ich . . .

Aber der Major wollte nicht warten, er riß sich los und eilte davon, denn Nicander und sein Diener stiegen gerade jetzt mit ihrer Bürde über eine niedrige Mauer, die einen Theil der weitläufigen Ruine ausmachte; im nächsten Augenblick konnten sie seinen Blicken entschwunden sein, und es würde dann vielleicht sehr schwer werden, sie zwischen dem mit Gebüsch überwucherten Mauerwerk wieder aufzufinden.

Der Major eilte wie gesagt davon, aber der Baron folgte ihm so schnell er konnte, denn lieber wäre er in seiner Gesellschaft zu hundert Leichen in die Morgue, oder in eine Katakombe, oder an irgend einen anderen gleich fürchterlichen Ort gegangen, als daß er jetzt, wo ihn der Schrecken fast toll machte, allein geblieben wäre.

Als Beide die niedrige Mauer erreicht hatten, über welche Nicander und Dahlbom gestiegen waren, sahen sie diese etwas weiter hin um den scharfen Vorsprung einer anderen, höheren Mauer biegen.

Als sie aber gleichfalls dort anlangten, waren Jene ihren Blicken entschwunden.

Es war hier ein großer offener Platz, wahrscheinlich der alte Schloßhof. Nach drei Seiten hin konnte man ziemlich weit sehen, längs der vierten jedoch erstreckte sich ein dichtes Gebüsch von Haselstauden und Hollunder.

Nicander und Dahlbom konnten unmöglich in so kurzer Zeit den offenen Platz überschritten haben; sie waren aller Wahrscheinlichkeit nach in das Gebüsch gegangen.

Dorthin lenkte also der Major seine Schritte.

Er und sein Begleiter mußten bei ihrem weiteren Vordringen die äußerste Behutsamkeit beobachten, denn der unebene Boden war mit faulendem Laub und dürren Zweigen bedeckt; das Rascheln des Laubes, das Brechen eines Zweiges unter ihren Füßen konnte sie verrathen. Sie schlichen auch in der That so geräuschlos wie zwei auf Raub ausgehende Katzen durch das Gestrüpp und strengten aufs Aeußerste ihr Gehör an, um von den Vorangegangenen einen Laut aufzufangen.

Sie vernahmen aber nichts.

Wohin mochten sich Jene gewendet haben?

Plötzlich stand der Major still und gab dem Baron ein Zeichen, gleichfalls stillzustehen.

Sie hatten das Gebüsch fast ganz durchschritten und befanden sich nunmehr am Rande eines kleinen freien Platzes, in einem Winkel, den hier die noch ziemlich hohe äußere Ringmauer bildete.

Das Licht des Mondes fiel gerade in diesen Winkel und es herrschte dort eine ziemliche Helle; nur die nächsten laublosen Bäume warfen lange schmale Schatten über den Boden und das Mauerwerk. Mitten auf dem kleinen Platze aber standen Nicander und sein Diener. Den Korb hatten sie neben sich hingestellt.

Der Major und der Baron duckten sich, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte von Jenen entfernt, seitwärts unter einen großen Hollunderbusch nieder.

Der Baron sank dabei auf die Knie und faltete unwillkürlich die Hände. Die Zähne klapperten ihm im Munde; er war halb ohnmächtig vor Angst.

Sie hörten nun, wie Nicander — auf Norwegisch, wie sie annahmen, denn sie verstanden kein Wort davon — seinem Diener etwas sagte, worauf dieser aus dem Korbe einen Spaten und eine Hacke nahm und zu graben anfing.

— Hab' ichs mir doch gedacht! flüsterte der Major zusammenschaudernd.

— Was haben Sie sich gedacht, Vetter? ächzte der Baron.

— Daß sie hier eine Leiche einscharren würden.

— Allmächtiger Gott, stöhnte der Baron, also wirklich eine Leiche!

— Es war gut, daß wir ihnen nachschlichen, um Zeugen dieser ruchlosen That zu sein, fuhr der Major fort; jetzt ist das Schicksal dieses Nicander besiegelt, er kann uns nicht mehr entrinnen.

— Glauben Sie, daß er an der Unglücklichen einen — einen Mord be — begangen hat, Vetter?

— Versteht sich; wäre die Grönländerin eines natürlichen Todes gestorben, so würde er sie wol in anderer Weise beerdigen.

— Jesus, Jesus! — ein Mord — hu! — und diese Schauderscene — ich werde das nie wieder verwinden!

Olaf Dahlbom grub mittlerweile mit allem Eifer, und die Grube wurde tiefer und immer tiefer.

Es mochte wol eine harte Arbeit sein, denn er stöhnte und schnaufte gewaltig dabei. Das Erdreich war voll von Steinen und Mauerbrocken, und er mußte oft die Hacke in Anwendung bringen, um es aufzulockern. Ein paarmal stieg er auch aus der Grube, um einige Augenblicke auszuruhen, dann setzte er mit erneuertem Eifer die Arbeit fort.

Sein Herr stand schweigend und regungslos daneben, kein Lebenszeichen gab er von sich, bis endlich Dahlbom völlig erschöpft sein Werkzeug beiseite legte und auf die Grube wies, als wolle er andeuten, daß sie nunmehr tief genug sein dürfte.

Nicander nickte mit dem Kopfe und zeigte auf den Korb.

Sie erfaßten nun je eine der zwei Handhaben desselben, trugen ihn nach der Grube und senkten ihn hinab.

Nicander sah einige Secunden lang wie in düstere Betrachtungen verloren auf den Korb nieder, stieß einen schweren Seufzer aus und gab dann dem Diener einen Wink, worauf dieser die Grube mit der aufgeworfenen Erde wieder zu füllen begann.

Als auch diese Arbeit gethan war, scharrte er eine große Menge dürres Laub zusammen und streute es auf den niedrigen Grabhügel.

Sie wechselten ernst und feierlich noch einige Worte in der fremden Sprache, dann warf Olaf Dahlborn Hacke und Spaten über die Schulter und sie schritten rasch in das Gebüsch hinein und dicht an den beiden Spähern vorüber.

Als ihre Schritte in der Ferne verhallt waren, kroch der Major aus seinem Versteck hervor.

Der Baron folgte zitternd und bebend seinem Beispiel und schmiegte sich dicht an ihn.

— Was wir hier gesehen haben, ist fürchterlich, sprach der Major schaudernd; es hat mich bis ins Innerste erschüttert.

— Ich bin mehr todt als lebendig, klagte der Baron.

— Aber die Unthat soll nicht ungestraft bleiben, fuhr der Major fort, so wahr Gott lebt, sie soll es nicht!

— Hüten wir uns vor Uebereilung, Vetter, mahnte der Baron; es ist gräßlich, mit Mordthaten zu thun zu haben, sei es auch nur als Ankläger. Man könnte uns nöthigen, bei der Ausgrabung der Leiche zugegen zu sein; wir müßten dann die Todte sehen — und — hu! — —

— Aber sind Sie von Sinnen, Odenfeld? Blos um eine Leiche nicht sehen zu müssen, wollen Sie dieses Unmenschen schonen?

— Nein, das nicht, aber ...

— Aber was?

— Ach ich weiß nicht; vielleicht ist es nichts so gar Schlimmes, so eine Grönländerin zu — zu ...

— Unsinn, Mord ist Mord. Bedenken Sie nur, daß nächstens die Reihe auch an uns kommen könnte; einmal hat er schon nach uns geschossen, er könnte es zum zweitenmal thun, und wir dürften dann nicht so gut davonkommen.

— Ich würde dennoch die fürchterliche Geschichte vertuschen, Vetter.

Der Major wurde sehr ungehalten und schwor, gleich morgen in aller Frühe der Gerichtsbehörde eine Anzeige von der verdächtigen Einscharrung zu machen.

Der Baron wollte nichts davon hören und sie stritten sich auf dem Rückwege zum Schloß heftig darüber.

Als sie in den Schloßhof traten, sahen sie Fräulein Ernestine im Mondschein auf dem Balcon sitzen. Sie sang mit einer Stimme, die dem Gesäusel einer schadhaften Aeolsharfe glich:

„Bedeckt mit Moos und Schorfe
Ein Eichbaum, hoch und stark.
Steht bei Wöbblin, dem Dorfe,
In Mecklenburger Mark;
Darunter ist von Steine
Ein neues Grab gemacht,
D'raus steigt im Mondenscheine
Ein Gespenst um Mitternacht."

— Herr Gott, muß denn heute Abends Alles Leichenduft athmen! rief der Baron so laut, daß Fräulein Ernestine es hörte und sogleich ihren Gesang einstellte. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Vetter, fügte er hinzu. Trinken wir mit einander noch ein Glas heißen Punsch, um uns die Schauergefühle aus den Gliedern zu treiben. Ich habe eine Flasche guten Rum; der Punsch wird schnell bereitet sein. Was sagen Sie dazu?

Der Major nahm den Vorschlag an und sie saßen noch lange in des Barons Zimmer beisammen und besprachen das entsetzliche Ereigniß dieses Abends.

Ende des ersten Bandes.

Ronneburger Mysterien.

Humoristischer Roman von Graf Ulrich Baudissin.

II. Band.

Erstes Capitel.

Der Mönchssprung.

Wie es eigentlich kam, daß Bernhard Günther eines schönen Nachmittags, statt seine Arbeiter im Park zu beaufsichtigen, aus dem Park hinausschlenderte und auf einen von Hecken eingefaßten Feldweg gerieth, der eine Strecke weit in Schlangenlinien durch Wiesen und Kornfelder führte und sich dann in dem Walde allmälig verlor: und wie es kam, daß der junge Kunstgärtner, diesen Weg verfolgend, bis zu einer Stelle im Walde gelangte, die ihm völlig fremd war — ich weiß es nicht. Es ist mitunter sehr schwer, die Beweggründe der Leute anzugeben, namentlich die Beweggründe Verliebter, die nicht selten gleich Nachtwandlern umherspazieren, und selber nicht wissen, was sie thun.

Glücklicherweise habe ich auch hier nicht Gründe, sondern Thatsachen anzuführen, und Thatsache ist es, daß Bernhard nicht eher Halt machte, als bis ein reißender Bach seinen Schritten gebieterisch ein Ziel setzte. Thatsache ist es ferner, daß er mehrere Minuten lang am Ufer dieses Baches stand und mit so ernster und tiefsinniger Miene einige dort wachsende Butterblumen betrachtete, als seien ihm diese ein botanisches Räthsel von ganz absonderlicher Art.

Bernhard Günther! schüttle ab von Dir den wachen Traum; es gibt jetzt etwas Besseres für Dich zu thun, als in Gedanken vertieft Butterblumen anzustarren, was mir überhaupt an einem Romanhelden gar nicht gefallen will.

Hörst Du nicht, wie durch das Tosen des kleinen Wasserfalls, der sich zweihundert Schritte weiter oben nach links befindet, eine weibliche Stimme dringt, die um Hilfe ruft?

Ja, dem Himmel sei Dank, endlich hat er es gehört, lieber Leser, und es steht zu hoffen, daß er sich nun in einer unseren billigen Wünschen entsprechenden Weise benehmen wird.

Bernhard Günther rannte, so schnell er konnte, der Stelle zu, von welcher der Hilferuf kam. Er erreichte den Wasserfall, eilte an diesem vorüber, kletterte über Steinblöcke und Baumwurzeln weg eine kleine schroffe Anhöhe

hinan und drang immer weiter vor, indem er sich dicht am Ufer des Baches hielt; denn vom Bache her erscholl — jetzt schon ganz nahe — der Hilferuf.

Er bog die Zweige des dichtverwachsenen Erlengebüsches auseinander und erblickte nun einen kleinen Kahn, den ein darin sitzendes junges Mädchen durch angestrengtes Rudern aus der heftigen Strömung hinauszubringen bemüht war. Es gelang ihr nicht; vielmehr trieb der Kahn, trotz der schnellen und kräftigen Ruderschläge, immer weiter hinunter, dem Wasserfalle zu; und je näher er diesem kam, desto reißender wurde die Strömung, desto ohnmächtiger wurde der Widerstand des flinken und muthigen Mädchens. Vielleicht war mit dem Sturz in den Wasserfall keine eigentliche Lebensgefahr verbunden, denn dieser hatte nur eine Höhe von zehn oder zwölf Fuß; aber es war eine beträchtliche Wassermasse, die hier hinunterschoß, der Kahn konnte umschlagen, das Mädchen konnte hinausgeschleudert werden und sich an den drunten liegenden Steinblöcken verletzen — gewiß, es war absolut nothwendig, ihr unverzüglich zu Hilfe zu kommen.

Aber wie es bewerkstelligen?

Bernhard rief dem Mädchen zu, daß sie ihm ein Tau zuwerfen möge, falls sie ein solches habe.

Es befand sich in der That im Kahn ein Tau, dessen eines Ende an demselben festgebunden war, und sie versuchte, als sie an der Stelle vorüberglitt, wo er stand, es ihm hinüberzuwerfen. Aber das Tau war zu kurz, es fiel ins Wasser.

Bernhard wollte nun, obgleich er sich kaum einen Erfolg davon versprechen durfte, in den Bach springen, um watend oder schwimmend den Kahn zu erreichen; als aber das Mädchen seine Absicht errieth, bat sie ihn, davon abzustehen und weiter hinunter zu eilen, wo er ihr wirksamer werde helfen können.

Er folgte mit den Augen der Richtung, nach welcher sie hindeutete, und sah, daß dicht oberhalb des Wasserfalles eine alte Weide ihren Stamm fast wagrecht über den Bach hinausdrängte.

Während das wackere Mädchen ihre letzte Kraft aufbot, um den Lauf des Kahnes möglichst aufzuhalten, rannte er in größter Eile der Weide zu. So behende wie ein Eichhörnchen erkletterte er den Stamm und befand sich nun fast genau über der Stelle, bei welcher im nächsten Moment der Kahn anlangen mußte.

Das Mädchen legte die Ruder beiseite und zog das Tau an sich. Sie warf es ihm mit sicherer Hand zu; er erfaßte es und schlang es schnell um einen starken Ast der Weide. Der Kahn machte eine Schwenkung und lag dann still; alle Gefahr war vorüber.

Aber was nun weiter thun, um das Mädchen auch aufs Trockene zu bringen?

Den Kahn ans Land ziehen, ging nicht wohl; das über den Bach hinunterreichende, fast undurchdringliche Gebüsch machte es so gut wie unmöglich. Das Mädchen mußte sich also entschließen, den Stamm der Weide als Steg zu benützen. Mit Bernhard's Hilfe hatte sie denn auch bald auf diesem festen Fuß gefaßt und, von seiner starken Hand geleitet, erreichte sie glücklich das Ufer.

Jetzt erst fand Bernhard Muße, seinen jungen Schützling genauer zu betrachten. Er versuchte auch, einige den Umständen entsprechende Worte an sie zu richten. Aber seltsam genug, je länger er sie anschaute, desto weniger wollte es ihm mit der Anrede gelingen.

Warum?

Ich wette, daß er diese Frage selbst nicht hätte beantworten können man darf also nicht erwarten, daß ich es thue. Muß ich denn auch für Alles Gründe angeben? Ich danke dafür. Habt Ihr etwa für Alles, was Ihr denkt, fühlt — oder gar schreibt — gleich einen genügenden Grund bei der Hand?

Genug, so gefaßt und schnell besonnen Bernhard sonst auch zu sein pflegte, fand er doch jetzt nicht die passende Form, ein Gespräch einzuleiten, wählte endlich unter allen, die ihm gerade in den Sinn kamen, die schlechteste und handhabte sie möglichst unbeholfen. Ja, er wußte nicht einmal, wie er das junge Mädchen betiteln solle. Sah er nämlich auf ihr schlichtes Kleid von Kattun und auf ihren einfachen Strohhut, so war er versucht, sie „liebes Kind“ zu nennen; sah er dagegen auf ihr feines, gebildetes Benehmen, so kam ihm unwillkürlich ein „mein Fräulein“ auf die Lippen, und so stolperte er denn über das „liebe Kind“ und prallte recht ungeschickt gegen das „Fräulein“ an.

Ob er übrigens durch seine Verlegenheit in ihren Augen verlor? Ich glaube nicht. Es ist sogar möglich, daß ihm seine Zaghaftigkeit bessere Dienste leistete, als es die vortrefflichste Rede gethan hätte; und jedenfalls schien ihr liebliches Lächeln anzudeuten, daß die Art und Weise, in welcher er seine Fragen und seine Aeußerungen des Bedauerns hervorstammelte, keinen ernstlichen Anstoß bei ihr errege.

Ihr Lächeln — es war das hübscheste Lächeln von der Welt — dankte ihm für seinen ritterlichen Dienst, und die süßeste Stimme, die man nur hören kann, that das Gleiche.

Das junge Mädchen war überhaupt ein gar reizendes Wesen. Ein frischer, blühender Teint, regelmäßige, sanft gerundete Züge, eine Röthe, welche kam und schwand wie der Sonnenblick durch leichtes Morgengewölk, eine Fülle von kastanienbraunen Haaren, die sich während des angestrengten Ruderns gelöst hatte und jetzt fessellos über ihren Nacken hinunterwallte, eine schlanke, symmetrische Gestalt von Mittelgröße, Augen endlich, die ich gar nicht beschreiben will, weil ich es nicht kann — dies waren die Reize, die

Bernhard in Verwirrung brachten, obgleich er sie, wie meine verehrten Leserinnen sehr richtig bemerken, eigentlich gar nicht hätte sehen sollen, da er schon in eine Andere sterblich verliebt war.

Sie haben ganz Recht, meine Damen, wie konnte er es Theresen gegenüber verantworten, daß er für die Schönheit dieses jungen Landmädchens Augen hatte?

Unmöglich kann man die Entschuldigung gelten lassen, mit der er später sein Gewissen zu beschwichtigen suchte, daß nämlich die Fremde in ihren Zügen, ihrer Gestalt, ja in ihrem Benehmen und sogar in der Stimme eine auffallende Aehnlichkeit mit Theresen hatte, und daß es eben diese Aehnlichkeit war, die ihn verwirrte. Pah, jungen Männern fehlt es nie an Entschuldigungen, wenn sie eine Treulosigkeit begehen, aber unbestechliche Sittenrichter, wie Sie, meine Damen, und der Verfasser dieser Geschichte, wissen, was davon zu halten ist.

Eine der vielen Fragen, welche Bernhard dem jungen Mädchen vorlegte, war die nach ihrer Wohnung.

Sie sagte ihm, daß sie bei ihrem Großvater, dem Müller Sievers, in der Aumühle wohne, die eine Viertelmeile oberhalb des Wasserfalles liege.

Bernhard hatte von der Mühle gehört; er wußte, daß sie droben im Thal, von herrlichen Wäldern umgeben, sehr malerisch gelegen sei, aber er war noch nie dort gewesen.

— Wie kam es, daß Sie mit Ihrem Kahn in den Strudel geriethen? fragte er weiter.

Das war bald erklärt. Im Mühlbach gab es Forellen und Barben, und sie war eine große Freundin vom Angeln. Fast alle Tage, wenn die Witterung günstig war, pflegte sie diesem Vergnügen ein Stündchen zu widmen. Sonst hütete sie sich immer, sich zu weit von der Mühle zu entfernen, denn sie hegte eine große Furcht vor dem Wasserfall; heute aber hatte sie, nachdem sie ihre Angel ausgeworfen, seltsamerweise an den Wasserfall gar nicht gedacht, bis sie plötzlich bemerkte, daß der Kahn reißend schnell den Bach hinunterfahre. Da hatte sie augenblicklich die Angel fallen lassen und die Ruder ergriffen, und, als sie sich überzeugt, daß alle ihre Anstrengungen nutzlos seien, voll Entsetzen um Hilfe gerufen, obgleich es doch mehr als unwahrscheinlich war, daß ihr in diesem von Menschen so wenig besuchten Wald Jemand zu Hilfe kommen würde.

— Es war übrigens nicht die Furcht vor Gefahr, so schloß sie, die mir die Hilferufe erpreßte, es war vielmehr, wie ich zu meiner Beschämung gestehen muß, eine recht kindische, abergläubische Vorstellung.

Die Worte waren ihr unwillkürlich entschlüpft; sie fühlte, daß sie durch dieselben das Verdienst Bernhard's herabsetze, und fügte mit lieblicher Verwirrung hinzu:

— Aber denken Sie nicht, daß ich Ihnen darum für Ihre gütige Hilfe, die ich nie vergessen werde, weniger dankbar bin.

— Ich habe allen Grund, Ihrem Aberglauben sehr verpflichtet zu sein, entgegnete Bernhard lächelnd, wenn er es war, der mir Gelegenheit verschaffte, Ihnen den kleinen Dienst zu leisten, und ich wäre wirklich begierig, seine nähere Bekanntschaft zu machen.

— Sie sollen es, wenn Sie mir versprechen wollen, mich nicht auszulachen.

— Ich kann Ihnen das versprechen, mein Fräulein, denn ich fühle, daß es mir unmöglich sein würde, über etwas leichthin zu denken, oder gar über etwas zu lachen, das Ihnen Unruhe verursacht.

Oh, oh, Freund Bernhard, die Aehnlichkeit der jungen Dame mit Deiner angebeteten Therese verleitet Dich zu ziemlich starken Erklärungen. Wenn das so fortgeht, bin ich wirklich begierig, was Du ihr noch Alles sagen wirst, ehe Du sie, wie sie Dir schon erlaubt hat, zur Mühle begleitet hast. Und wie es scheint, hast Du auch gar keine große Eile, die Mühle zu erreichen, denn Ihr habt Euch erst um einige hundert Schritte vom Bach entfernt, und bereits forderst Du Deine Begleiterin auf, sich auf den Stamm eines gefällten Baumes niederzulassen, um nach der überstandenen Anstrengung ein wenig auszuruhen. Freilich, sie ist sichtbar ermüdet, ich kann es nicht leugnen, aber Du brauchst das ja nicht gewahr zu werden.

— Sie wollten mir also von Ihrem Aberglauben erzählen, mein Fräulein?

— Ich muß wol, da ich es versprochen habe; aber Sie werden eine recht alberne Geschichte zu hören bekommen.

— Eine Sage vielleicht, die sich von alter Zeit her unter dem Volk erhalten hat?

— So ists, hören Sie nur einmal. Es war einst auf Schloß Ronneburg . . . .

Das Mädchen blickte ihm mit heiterer Miene ins Gesicht und lachte, als sie im Tone eines alten Mütterchens, das aufmerksam lauschenden Kindern ein Märchen vorträgt, diese Worte gesprochen hatte, hell auf.

— Es ist doch eigentlich gar zu drollig, rief sie, daß ich Ihnen zum Dank dafür, daß Sie mich einer großen Gefahr entrissen haben, ein Ammenmärchen auftische. Muß ich wirklich erzählen?

— Gewiß, ich halte Sie beim Wort.

Und sie erzählte:

— Es war einmal auf Schloß Ronneburg — aber wohl zu merken, auf dem ehemaligen Schloß — ein Rittersmann, der, nachdem er viele kriegerische Thaten vollbracht hatte, in seinen alten Tagen ins Kloster ging. Das Kloster lag hier im Walde; es ist jetzt fast spurlos verschwunden, nur ein-

zelne Steinhaufen auf der Anhöhe droben bezeichnen die Stelle, wo es gestanden hat.

Der zum Mönch gewordene Ritter war sehr gelehrt. Er las fleißig in der Bibel und ließ es sich angelegen sein, seinen Ordensbrüdern darin Alles zu erklären, was ihnen unverständlich war. Er führte aber zugleich ein äußerst frommes, enthaltsames Leben und erfüllte so genau wie kein Anderer die strengen Vorschriften des Klosters. Darum genoß er denn auch ein großes Ansehen, der Ruf seiner Gelehrsamkeit verbreitete sich über das ganze Land und es liefen von Fern und Nah Briefe an ihn ein, mit der Bitte, Stellen in der Bibel auszulegen.

Er entschloß sich endlich, diese ins Deutsche zu übertragen, und begann auch alsobald die Arbeit. Und sie gelang ihm anfangs recht wohl, später aber stieß er auf viele Schwierigkeiten und er konnte das Werk nicht zu Ende führen.

Eines Abends im Sommer erging er sich im Walde und grübelte über seine mühevolle Arbeit nach. Da sah er dicht am Wasserfall einen alten Mann sitzen, der ein Buch in der Hand hielt, welches seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln schien.

Der Mönch ging auf ihn zu und fragte ihn, was er so eifrig lese.

Der Fremde antwortete ihm, daß es das Buch der Erkenntniß sei.

Es entspann sich nun zwischen Beiden ein längeres Gespräch, und der Mönch machte bald die Wahrnehmung, daß, so klug und gelehrt er auch sei, er doch an dem Fremden seinen Meister gefunden habe, denn selbst die schwersten Stellen in der heiligen Schrift wußte dieser mit Leichtigkeit zu deuten, und auf keine der an ihn gestellten Fragen blieb er die Antwort schuldig.

Das Erstaunen des Mönches wuchs immer mehr, und er fragte endlich den Fremden, wie er zu all der Gelehrsamkeit gekommen sei.

Dieser sagte ihm, daß er sie einem Manne verdanke, den er in seiner Jugend habe kennen gelernt und der ihn die Bereitung eines Trankes lehrte, nach dessen Genuß man hellsehend werde.

„Von jener Zeit an,“ so schloß der Fremde, „waren mir alle Geheimnisse der Natur und alle Tiefen des Wissens erschlossen.“

Der Mönch wurde nun sehr begierig, die Wirkung dieses Trankes zu erproben, und der Fremde zeigte sich auch sogleich willig, ihm die gewünschte Anleitung zur Bereitung desselben zu geben. Er solle, sagte er, wenn der Neumond am Himmel stehe, Nachts auf den Kirchhof gehen und dort auf den Gräbern der Todten Dillkraut, Quendel und Löwenzahn pflücken. Dann solle er diese Kräuter kochen und ein weißes Pulver hinzuthun.

„Dieses Pulver trage ich bei mir,“ fügte der Fremde hinzu, „und ich will Euch, wenn Ihr es wünscht, ein wenig davon überlassen.“

Er gab dem Mönch das Pulver und sagte, indem er von ihm Abschied nahm:

„Wenn Ihr sonst noch Fragen an mich zu richten habt, so könnt Ihr mich in jeder Neumondsnacht an dieser Stelle treffen.“

Sobald nun der Neumond sich am Himmel zeigte, ging der Mönch auf den Kirchhof und pflückte die Kräuter, von welchen ihm der Greis gesagt. Er kochte sie, that das Pulver hinzu und genoß den Trank.

Darauf zog er sich in seine Zelle zurück und verließ sie so gut wie gar nicht wieder.

Die Klosterbrüder wunderten sich hierüber.

Sie schlichen oft Nachts an seine Thür und horchten. Und da kam es ihnen vor, als hörten sie drinnen Jemand auf- und abgehen, der dem Mönch dictire, was er schreiben solle.

So vergingen vier Wochen. Seit mehreren Tagen war der Mönch nicht mehr zum Vorschein gekommen. Seine Thüre hatte er verschlossen gehalten und auf die lauten Fragen, die seine Ordensbrüder an ihn richteten, keine Antwort gegeben.

Da erbrachen diese endlich mit Gewalt die Thür. Was sie erblickten, machte sie schaudern. Der Mönch stand mit verstörtem Gesicht und wild rollenden Augen vor ihnen und schrie wie ein Besessener, daß ihn der böse Feind verleitet habe, Zauberkünste zu üben und gotteslästerliche Dinge zu schreiben.

Sie zweifelten nicht, daß er den Verstand verloren habe und versuchten, ihn zu beruhigen; er aber riß sich von ihnen los und rannte in den Wald, so schnell, daß sie ihm nicht folgen konnten. Erst beim Wasserfall, über welchem der Neumond am Himmel glänzte, sahen sie ihn wieder. Da aber war ein ihnen unbekannter Greis bei ihm, mit dem er heftig stritt und dann in einen wüthenden Kampf gerieth. Und der Greis stürzte sich endlich vor ihren Augen in den Bach und riß ihn mit sich hinunter.

Die Mönche hofften, ihren Ordensbruder noch retten zu können, aber er war ihren Blicken völlig entschwunden, und als sie mit langen Stangen den Bach unterhalb des Falles untersuchten, fanden sie keinen Boden. Seit jenem Tage heißt der Wasserfall der Mönchssprung, und wer das Unglück hat, hineinzufallen, der verschwindet darin so spurlos, wie einst der Mönch.

Das junge Mädchen mochte sich, indem sie die letzten Worte sprach, recht lebhaft in die mißliche Lage zurückversetzt haben, in welcher sie sich soeben noch befunden, denn sie erblaßte und schauderte innerlich zusammen. Doch schon in der nächsten Secunde zeigten sich wieder die frischen Rosen auf ihren Wangen und sie brach wie vorhin in ein helles, fröhliches Lachen aus.

Sie entband nun auch ihren Retter seines Versprechens und forderte ihn auf, mitzulachen.

Und er that es, indem er jedoch mit Wärme betheuerte, daß er sich sehr glücklich schätze, sie aus einer so ungeahnt furchtbaren Gefahr errettet zu haben.

— O, aus einer entsetzlichen! rief das ausgelassene Mädchen. Ich wäre wie weiland Proserpina geradewegs in die Unterwelt hinabgerissen worden.

— Was wissen denn Sie von Proserpina? fragte Bernhard mit mehr Verwunderung als Galanterie.

— Nur was ich aus dem Gedichte von Schiller: „Die Klage der Ceres", gelernt habe, antwortete sie. Aber ich sitze hier und schwatze allerhand unkluges Zeug und vergesse darüber ganz, daß ich nach Hause muß. Die Großeltern werden sich schon über mein langes Ausbleiben geängstigt haben. Was werden sie erst sagen, wenn sie von meinem heutigen Abenteuer hören!

Sie sprang auf: Bernhard that das Gleiche, und Beide gingen schnell von dannen.

Aber schon nach wenigen Schritten blieb sie wieder stehen und wendete sich an ihren Begleiter.

— Eines möchte ich doch wissen, sagte sie, nämlich wie Sie heißen. Mein Name ist Helene Sievers.

— Und der meinige Bernhard Günther.

— Wie, Sie sind also der Kunstgärtner, der droben auf Schloß Nouneburg den Park verschönert?

— Allerdings, der bin ich.

— Wissen Sie, was man uns hat weißmachen wollen? fragte sie, ihn aufmerksam betrachtend.

— Nun, Fräulein Helene?

— Daß Sie auch zu der Verwandtschaft des Grafen gehörten.

— Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt; ich bin in der That weitläufig mit dem Grafen verwandt.

— Ach, das thut mir leid!

Bernhard blickte sie erstaunt und fragend an.

Sie wurde feuerroth.

— Achten Sie nicht auf mein thörichtes Geschwätz, bat sie verlegen. Ich bin es nun einmal gewohnt, zu sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und das ist gewiß recht schlimm, denn so entschlüpft mir oft ein unbedachtes Wort, das ich lieber hätte unterdrücken sollen. Sind Sie mir böse?

— Gewiß nicht, liebes . . .

Beinahe hätte er wieder „Kind" gesagt; er besann sich jedoch schnell eines Besseren.

— Gewiß nicht, Fräulein Helene, aber ich begreife nur nicht, was Ihnen an meiner Verwandtschaft mit dem Grafen Werneberg mißfällig sein kann.

— Ich will es Ihnen gestehen, stammelte sie noch ganz verwirrt. Mein Großvater wird weniger freundlich gegen Sie sein, wenn er weiß, daß Sie zu jener Familie gehören. Daran dachte ich, als ich sagte, es thue mir leid.

— Was hat denn Ihr Großvater gegen die Familie?

— Ich weiß es nicht. Er ist sonst so gut, so von Herzen gut — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie wohlgesinnt er gegen alle Menschen ist. Nur die Familie auf dem Schloß kann er nun einmal nicht leiden. Man sollte denken, daß sie ihm Gott weiß was zu Leide gethan hätten, und gewiß, es müssen auch recht böse Leute sein, da der Großvater — — aber verstehen Sie mich recht, ich meine ja nur Jene, denn Sie, Herr Günther, sind sicherlich ganz anders.

— Es ist sehr gütig von Ihnen, eine Ausnahme zu meinem Gunsten zu machen. Sollte Ihr Großvater das nicht auch thun?

— Darauf ist nicht zu rechnen, sagte sie, traurig den Kopf schüttelnd.

— Nun, seien Sie ohne Sorge, ich gedenke gar nicht zu Ihrem Großvater zu gehen.

— O das müssen Sie! Glauben Sie denn, daß er Ihnen für den Dienst, den Sie mir erwiesen haben, nicht danken will?

— Ich glaube wol, daß er das will, aber ich begehre keinen Dank, es gebührt mir keiner. Worin besteht mein ganzes Verdienst? Ich bin auf einen Baum gestiegen und habe mir von Ihnen ein Tau zuwerfen lassen. Das ist doch keine besonders kühne That!

— Es ist jedenfalls eine dankenswerthe, da sie mich von dem Sturz in den Wasserfall bewahrte. Der Großvater wird Ihnen also jedenfalls seinen Dank abstatten wollen, und wenn er auch gezwungen sein sollte, Sie auf dem Schloß Ronneburg aufzusuchen, wohin ihn doch sonst keine Macht der Erde brächte.

Bernhard sagte sich im Stillen, daß der Großvater ein eigenthümlicher Kauz sein müsse, um solche Vorurtheile zu hegen und seine Enkelin zu einem so wunderbaren Naturkinde zu erziehen.

Er mußte endlich versprechen, in den nächsten Tagen den alten Müller zu besuchen, um ihm den verhaßten Gang nach Schloß Ronneburg zu ersparen. Das junge Mädchen klatschte voll Freude in die Hände, als er sein Wort gegeben hatte.

Während dieses Gespräches waren sie an eine erhöhte Stelle am Ufer des Baches gekommen, wo plötzlich der Wald lichter wurde; nur einzelne hohe

Bäume umgaben hier einen kleinen kreisrunden Hügel. Es war dies der Platz, auf welchem nach des jungen Mädchens Aussage in uralter Zeit das Kloster gestanden haben sollte.

In der That ragte auch aus der oberen, mit Moos und zahllosen Waldblumen bedeckten Fläche des Hügels ein Stück alten Gemäuers hervor. Eine aus dünnen Stangen kunstlos geformte Laube lehnte sich an die Mauer und Epheu und blühendes Geißblatt überrankten beide gemeinschaftlich. Von der Anhöhe zog sich ein steil abwärts führender Pfad zwischen Haselbüschen, jungen Buchen und wuchernden Farrenkräutern in das Thal hinab. Die Aussicht war nach dieser Seite hin offen; man sah weit hinaus über das Land mit seinen wechselnden Höhenzügen und Thälern, und in blauer Ferne glänzte das von der Abendsonne goldig angehauchte Meer. Tief unten im Grunde aber erblickte man die Mühle.

Die Sonne fiel hier nur gebrochen und in langen Streiflichtern herein; sie glühte feurig auf den Schindeldächern und Baumwipfeln, während dunkle, abendliche Schatten den Bach und die Mühlräder, über welche er sich schäumend und tosend stürzte, wie in einen magischen Schleier hüllten.

Der Wind säuselte lind und dufterfüllt, bunte Käfer, wie Edelsteine funkelnd, schwirrten umher, hoch oben auf den höchsten Bäumen kurrten die Ringeltauben, und weiter drinnen im Walde ließ der Eichelheher seinen scharfen Schrei hören.

Es war ein köstlicher Abend, und es war ein köstliches Bild ländlicher Ruhe, das sich hier vor Bernhard's Augen ausbreitete. Er besaß, wie wir wissen, einen regen Sinn für Naturschönheiten und er konnte sich nicht satt daran sehen.

Das junge Mädchen bemerkte mit innigem Wohlgefallen sein freudiges Staunen.

— Nicht wahr, wir wohnen hier recht artig? sagte sie, ihn mit strahlenden Blicken betrachtend. Ich sage mir immer, daß, wer sich hier nicht glücklich zu fühlen vermag, es wol nirgends, nirgends in der ganzen Welt könnte.

— Sie aber fühlen sich gewiß recht glücklich, Fräulein Helene?

— Ich? rief sie verwundert, als sei das eine recht sonderbare Frage. Ei freilich, ich fühle mich sehr glücklich!

— Und Sie tragen gar kein Verlangen, aus dem engen Kreise, in welchem Sie hier Ihr Leben verbringen, herauszutreten und sich ein wenig in der Welt umzusehen?

— O nein. Zwar, wenn ich einsam am Bache sitze und die Wellen schnell an mir vorüberrauschen, oder wenn ich am Ufer des Meeres stehe und auch dort die Wogen sich fortwälzen und nimmer rasten, und am Himmel die Wolken ziehen, und Wasservögel in langen Bogenlinien über die endlose Fläche hin ihren Flug nehmen — ach, dann denke ich wol manchmal unruhig

darüber nach, wie schön und herrlich es wol dort sein mag, wo Alles in duftiges Blau sich hüllt und wohin meine Augen nicht reichen.

— Und Sie hätten dann selbst gern Schwingen, um mit den Vögeln und den Wolken und den Wogen weit, weit hinaus nach fernen, fremden Gestaden zu ziehen?

— Nein, nein, das nicht! rief sie mit fast schmerzlicher Erregung. Der Gedanke macht mir Angst, ich fühle, daß das, was ich hier zurückließe, mir nie ersetzt werden würde; ja es ist mir, als könnte ich mich niemals ganz von hier trennen, als müsse immer ein Theil meines Ichs hier zurückbleiben. — Sehen Sie, Herr Günther, sagte sie in plötzlich verändertem Tone, dies hier ist mein Lieblingsplatz; die Laube habe ich mir selbst gebaut. Ich sitze hier oft in schönen Abendstunden ganz allein, und nie bin ich glücklicher, als gerade in solchen Stunden.

Bernhard hatte sich auf die kleine Bank gesetzt, die in der Laube angebracht war.

Helene nahm unter dem grünen Schirmdach neben ihm Platz.

— Dann gehen mir, fuhr sie vertraulich plaudernd fort, so viele Gedanken durch den Kopf — oder Träume sollte ich wol lieber sagen, gewiß, recht thörichte, kindische Träume, aber ich kann sie nun einmal nicht von mir abwehren; und warum sollte ich auch? Sie unterhalten mich so angenehm.

— Der Ort ist wie geschaffen, um glückliche Träume in der Seele hervorzurufen, Fräulein Helene.

— Und wie ungestört man hier mit den Geistern des Waldes verkehren kann — o, davon wüßt' ich Ihnen gar Manches zu erzählen.

— Mit den Geistern des Waldes?

— Ach, Sie glauben nicht daran — ich wol eigentlich auch nicht — und doch — doch ...

— Soll ich Ihnen sagen, was ich glaube? sprach er lachend. Ich glaube, daß eben Sie die Fee dieser Wälder sind. Wahrhaftig, es würde mich nicht wundern, wenn Sie plötzlich aus diesem alten Gemäuer hier einen von Bergkrystall, Gold und Edelsteinen schimmernden Palast entstehen ließen, selbst aber, von überirdischer Glorie umstrahlt, mich, den in einen irrenden Ritter Umgewandelten, in Ihrem Zauberreiche willkommen hießen.

— Unsinn, schalt sie, ich rede im vollsten Ernst, da sollten doch auch Sie hübsch vernünftig sein.

— Sie reden im vollsten Ernst von den Waldgeistern? Verzeihen Sie, ich wußte das nicht. Ich will ganz vernünftig sein, wenn Sie mir von Ihren Geistern erzählen wollen.

— Ei nun, es sind ganz einfach Elfen und Nixen mit Silberschleiern und flatternden Haaren, und es sind Wichtelmännchen mit rothen Mäntelchen,

ehrlichen, breiten Gesichtern und Entenfüßen, und dann auch bärtige, säbelbeinige Alräunchen, nicht länger als mein Finger — Alle ganz so, wie sie in den Volkssagen und Märchen leben und weben.

— Und die sehen Sie Alle hier, Fräulein Helene?

— Ich bilde mir ein, sie zu sehen und mit ihnen zu reden; ich bilde mir ein, daß sie mich lieben und mich in ihren besonderen Schutz genommen haben. Nun lachen Sie schon wieder! Ist denn das, was ich sage, so sonderbar? Ich kann mir nun einmal die Natur nicht so todt, so seelenlos denken, wie es manche kluge Leute thun, und ich könnte sie nicht so lieben, wie ich es thue, wenn ich mir den Glauben aneignen müßte, daß der Bach drunten, der Hügel hier und alle Bäume und alle Blumen ringsumher nur ein trauriges, empfindungsloses Scheinleben führten. Nein, ich mag nichts davon hören, mögen Andere hundertmal gescheiter sein als ich, ich beneide sie nicht darum, ich bleibe gern so dumm, wie ich bin, denn da brauche ich nicht meine lieben Waldgeister aufzugeben. — Habe ich denn wirklich so ganz Unrecht?

— Sie haben gewissermaßen Recht, Helene. Die Natur ist nicht in jedem Sinne todt, es lebt in ihr ein großer, erhabener Geist, der Geist Gottes, der sie schuf. Und dieser allwaltende, allmächtige Geist gibt sich in tausendfältiger und millionenfältiger Weise kund, anders im Baum wie in der Blume, und wieder anders im Rauschen des Windes und im Murmeln des Baches. Wir Menschen aber, die wir von diesem nämlichen Geiste beseelt sind, fühlen die Verwandtschaft mit der uns umgebenden sogenannten leblosen Natur, und aus diesem richtigen Gefühl entsprang der Glaube an Ihre Elfen, Nixen und Wichtelmännchen.

— Also ist dieser Glaube doch auch etwas Natürliches. Nun, es freut mich, das von Ihnen zu hören, denn, damit Sie's nur wissen, mit dem so und anders sich offenbarenden großen Weltgeiste, von dem Sie reden, kann ich mich nicht so recht befreunden; mir thut etwas noth, was Form und Gestalt hat, etwas, dem ich einen Namen geben und wovon ich mir eine rechte Vorstellung machen kann. Und so wird es denn mit meinen schönen, freundlichen Elfen und Nixen und den drolligen kleinen Kobolden beim Alten bleiben. Ach Himmel, was thäte ich denn auch, wenn ich die vielen wunderbaren Märchen entbehren sollte, die sie mir alle Tage erzählen?

Sie schien an die Unruhe der Großeltern, von welcher sie vorhin gesprochen, gar nicht mehr zu denken, und es ist daher sehr ungewiß, wie lange sie in der angeführten Weise noch fortgeplaudert hätte, wenn nicht gerade jetzt von der Mühle herauf das Läuten einer Glocke erklungen wäre.

— Mein Gott, rief sie, da läutet schon die Glocke zum Abendessen; jetzt muß ich nur gleich machen, daß ich nach Hause komme.

Sie sprang von ihrem Sitze auf und reichte ihrem neuen Freunde mit lieblicher Unbefangenheit die Hand zum Abschied:

— Wann wollen Sie uns besuchen, Herr Günther? fragte sie.

— Morgen oder übermorgen, Fräulein Helene.

— Kommen Sie aber Nachmittags zwischen vier und fünf Uhr. Kämen Sie später, so dürfte ich nicht zu Hause sein.

Er versprach es und sie hüpfte leicht und behende wie ein Reh den steilen gewundenen Pfad hinunter.

Seine Augen hefteten sich auf die flüchtige Gestalt und sonderbare Empfindungen durchzuckten sein Herz.

Als er sie nicht länger sehen konnte, wendete er sich langsam zum Gehen.

— Wie naiv mir dieses Kind Alles sagte, was es denkt, sprach er gedankenvoll für sich, und wie es auch darin Theresen gleicht! Seltsam, daß mir zwei so liebliche, von Anderen so verschiedene, unter sich aber so gleiche Erscheinungen fast zur gleichen Zeit begegnen mußten; seltsam in der That, da doch ...

Hier wurde er durch den Kammerjunker v. Osten, der plötzlich dicht vor ihm stand und ihn mit einem verwunderten: „Sie hier?“ anredete, aus seinen Betrachtungen gerissen.

— Finden Sie es sonderbar, daß ich hier bin? fragte seinerseits Bernhard.

— Ich traf Sie hier noch nie, Herr Günther.

— Und Sie kommen doch sehr häufig hieher, Herr Kammerjunker.

— Finden Sie etwa dies sonderbar? Ich kenne seit Jahren die Leute in der Mühle und besuche sie gern. Auch werde ich dort, wie ich wol sagen darf, nicht ungern gesehen.

Bernhard dachte bei sich:

— Ich darf mich nicht wundern, daß Sie da gern gesehen werden; Sie gehören ja nicht zur Familie des Grafen.

— Sie kommen soeben aus der Mühle? fragte der Kammerjunker weiter.

— Nein, ich war noch nie dort.

— Ich meinte nur so, weil ich — doch ich muß mich wol geirrt haben.

Bernhard hatte keine Lust, das Gespräch fortzusetzen und machte Miene, weiterzugehen; doch der Kammerjunker fügte seinen letzten Worten schnell hinzu:

— Als ich den Fußsteig herunterkam, glaubte ich Sie im Gespräche mit einer Dame zu sehen, die ich der Gestalt nach für Fräulein Helene Sievers hielt. Ich muß mich natürlich geirrt haben, denn da Sie nie in der Mühle waren und mithin die Großeltern des jungen Mädchens nicht kennen, werden Sie ja auch dieses selbst nicht kennen.

— Sie haben sich nicht geirrt; die junge Dame, mit welcher ich sprach, war in der That Fräulein Helene Sievers.

Hätte Bernhard das insolente Erstaunen, mit welchem ihn der Kammerjunker fixirte, allein auf sich beziehen dürfen, so wäre er wol in Versuchung gerathen, seinem Aerger Luft zu machen; doch er hatte auf das junge Mädchen Rücksicht zu nehmen, und er glaubte es ihr schuldig zu sein, den Zufall aufzuklären, der ihn mit ihr zusammengeführt hatte. Er that dies in kurzen einfachen Worten.

Sein Bericht schien den Kammerjunker ungemein zu belustigen.

— Eine herrliche Situation, um die ich Sie beneide, Herr Günther, rief er lachend, ja in der That sehr beneide, weil — wollte sagen obgleich sie so gänzlich gefahrlos war. Wahrhaftig, Sie müssen ein köstliches Sujet für ein Genrebild abgegeben haben, als Sie auf dem Baumstamm hockten, der sich fast wie ein Schlagbaum quer über den Bach hinausbeugt und wo Sie weiter nichts zu thun hatten, als nur den Strick festzubinden, den Ihnen das Mädchen zuwarf. Das nenne ich eine Lebensrettung ohne Gefährdung des eigenen lieben Ichs, eine so harmlose und bequeme Annexion auf dem Gebiete der Romantik, wie man sie sich nur immer wünschen kann.

— Ich habe mich keiner Heldenthat gerühmt, Herr Kammerjunker.

— O nein, Sie sind die Bescheidenheit selbst; aber eben darum werden Sie es mir auch nicht übelnehmen, daß ich mich des Lachens nicht enthalten kann. Wie werden erst Ihre Verwandten auf dem Schloß lachen, wenn sie hören . . .

— Meine Verwandten werden keinen Anlaß zum Lachen haben, Herr v. Osten, denn ich gedenke gegen Niemand des unerheblichen Vorfalls Erwähnung zu thun; und Sie werden hoffentlich meine Bitte berücksichtigen, gleichfalls darüber zu schweigen.

— Recht gern, Herr Günther, denn allerdings thut man wohl daran, ein junges Mädchen nicht unnöthigerweise zum Gegenstand müßigen Geredes zu machen. Ich werde so verschwiegen sein wie das Grab.

Die beiden jungen Männer trennten sich.

Der Kammerjunker schritt, noch immer lachend, der Mühle zu und Bernhard ging in sehr gereizter Stimmung den Pfad hinauf, der durch den Wald nach Ronneburg führte.

Aus dem Obigen kann man schließen, daß Bernhard und der Kammerjunker im Ganzen genommen keine besonders freundlichen Gefühle für einander hegten. Sie empfanden sogar eine recht gründliche Abneigung gegen einander.

Was eigentlich dem Kammerjunker an dem jungen Kunstgärtner so zuwider war, ist schwer zu sagen.

Mit Befremden hatte er das vertrauliche Verhältniß beobachtet, das sich zwischen diesem und seiner früheren Flamme, Fräulein Therese, so schnell entspann; war es eine Regung von Eifersucht, welche ihn gegen Bernhard einnahm?

Kann sein, denn das menschliche Herz ist ja nun einmal voller Widersprüche und die Eifersucht überdauert nicht selten die Liebe. In dem vorliegenden Falle wäre freilich die Eifersucht doppelt ungerechtfertigt gewesen; denn dem Kammerjunker war, wie ich meinen Lesern nicht verhehlen will, von dem Augenblicke an, da die Mittheilung des Obermüllers Blattner all seine Gedanken und Wünsche in neue Bahnen gelenkt, nichts willkommener, als eine möglichst vollständige Lösung der Bande, die ihn noch an Theresen ketteten. Dennoch konnte er sich eines gewissen Neides gegen Bernhard nicht enthalten, und seine Blicke, seine Mienen und manche leicht hingeworfene, nur halb verständliche Bemerkung von sarkastischem Beigeschmack waren darauf berechnet gewesen, das gute Einvernehmen Bernhard's und seiner Cousine zu stören.

Therese hatte ihm seine Bosheit mit eisiger Kälte und schneidendem Hohn vergolten, und Bernhard, so arglos er auch war, hatte endlich erkannt, wo der Kammerjunker hinauswolle, und darüber einen heftigen Aerger empfunden.

Das soeben geführte Gespräch gab Bernhard, während er rasch durch den Wald schritt, viel zu denken.

Was hatte der Kammerjunker beabsichtigt, als er das Abenteuer am Wasserfall ins Lächerliche zog? Denn daß er damit eine bestimmte Absicht verbunden, konnte er unmöglich bezweifeln.

Wollte ihm Jener zu verstehen geben, wie auch andere Leute das kleine Verdienst, welches er sich um Helenen erworben, von der komischen Seite auffassen und bespötteln könnten, und ihn so veranlassen, über die Sache zu schweigen?

Wol möglich; aber durch welche Motive hatte sich der Kammerjunker hiebei leiten lassen?

Manches war in den letzten Tagen auf dem Schloß eifrig besprochen worden, was Bernhard's Interesse nicht sonderlich gefesselt hatte, woran er aber jetzt unwillkürlich denken mußte.

Man hatte gesagt, daß der Kammerjunker tagtäglich die Mühle besuche, und man hatte die Frage aufgeworfen, warum er dies wol thue; ob er für die alten Müllersleute eine so große Freundschaft hege, oder ob nicht vielmehr die hübsche Helene der Magnet sei, der ihn anziehe.

Bei der Generalin war öfters die Rede davon gewesen, daß der Müller Sievers reich und Helene seine einzige Erbin sei. Der Kammerjunker besaß aber so viel wie gar nichts, und seine Aussichten auf Beförderung im Staats-

dienste waren keineswegs glänzend. Da mochte denn der adelige Herr sogar die Enkelin eines schlichten Müllers, wenn sie nur recht viel Geld besaß, als eine wünschenswerthe Eroberung betrachten.

Hatte nicht die Generalin etwas dem Aehnliches gegen den Onkel Nicander geäußert?

Ja, er irrte sich nicht, nur konnte er sich auf die einzelnen Worte nicht mehr besinnen.

— Helene ist viel zu gut für diesen Menschen, o viel zu gut! sagte Bernhard zu sich selbst.

Er hatte dabei ein Gefühl, das sehr der Eifersucht glich, welche der Kammerjunker in Bezug auf ihn hegen mochte.

Und nun fing er wieder an, zwischen Helene und Therese Vergleiche anzustellen.

— Eine auffallende, eine wunderbare Aehnlichkeit, dachte er, nur daß Therese noch schöner, noch blendender ist.

Ja, Therese war schöner, war blendender, war bezaubernder, das wiederholte er sich mit Entzücken, als er nach dem Schloß zurückgekehrt war und sich wie gewöhnlich zur Theestunde bei der Generalin eingefunden hatte. Und sie war nie schöner, nie blendender und bezaubernder gewesen, als gerade an diesem Abend, und nie hatte sie so sehr ihre hinreißende Liebenswürdigkeit entfaltet, um ihn für immer an sich zu fesseln.

Zweites Capitel.

Eine Mordthat und ein Gespenst.

Wir wissen, daß der Major Rawald und der Baron v. Odenfeld nach dem unheimlichen Abenteuer auf der Ruine im Zimmer des Letzteren eine Bowle Punsch tranken, um sich die Schaudergefühle aus den Gliedern zu treiben, welche ihnen die nächtliche Leichenbestattung erweckt hatte

Es ist wunderbar — diese Bemerkung dient zur Belehrung junger Leserinnen — wie schnell ein guter Punsch den Muth belebt. Der bei jener Gelegenheit bereitete Punsch war aber ein ganz vortrefflicher; schon beim zweiten Glase fühlte der Baron, wie alle Zaghaftigkeit von ihm weiche, und nach dem dritten regte sich in seiner Brust eine Art von trotziger Entschlossenheit, die sich namentlich dadurch bekundete, daß er in die dunklen Winkel des Zimmers dreiste, herausfordernde Blicke warf, als wolle er den etwa dort verborgenen Gespenstern zu verstehen geben, daß er sie für recht verächtliches Lumpenpack halte.

Der Major benützte die erhöhte Stimmung seines Gefährten, um ihm beim vierten Glase das Versprechen zu entlocken, früh am nächsten Morgen gemeinschaftlich mit ihm beim Landgericht die Anzeige von dem begangenen Verbrechen zu machen. Und da Beide aus langer Erfahrung wußten, mit welcher Plauderhaftigkeit auf dem Schloß jede Neuigkeit weitergetragen werde, so wurden sie darüber einig, ihre Kenntniß der Sache keiner Seele zu verrathen, damit der Missethäter nicht gewarnt werde.

Ich habe nie ergründen können, wie es trotzdem kam, daß am nächsten Morgen, als kaum der Major und der Baron zusammen nach dem Sitz des Landgerichts aufgebrochen waren, allerhand seltsame Gerüchte auftauchten, durch welche das ganze Schloß in Aufruhr versetzt wurde. Auf den Treppen und Corridoren liefen dünne, crinolinenlose Frauengestalten in Nachtjacken und Nachthauben und mit bleichen, verstörten Gesichtern auf und ab und hin und her, in allen Ecken und Winkeln hörte man heimliches, ängstliches Geflüster und dazwischen laute Ausrufe des Erstaunens, des Entsetzens und der Entrüstung.

In der Nacht, so hieß es, habe sich auf dem Schloß Schreckliches zugetragen, der Major und der Baron wüßten darum; es handle sich um einen unter den schauderhaftesten Umständen verübten Mord.

Eine halbe Stunde lang erhielt sich der Glaube, Nicander habe seinen Diener Olaf Dahlbom erstochen; da aber Olaf Dahlbom an einem Fenster des Thurmes gesehen wurde, behauptete man, daß umgekehrt der Diener seinen Herrn erschlagen habe.

Doch auch hievon kam man bald zurück und stellte eine dritte Hypothese auf, die nämlich, daß Herr und Diener gemeinschaftlich die unglückliche Grönländerin umgebracht hätten. Und da es aufgefallen war, daß der Castellan Böhme, als man ihn befragt, eine entsetzliche Angst und Unruhe an den Tag gelegt hatte, so hielten Viele seine Mitschuld an der verübten Unthat für so gut wie erwiesen.

Schließlich wurde auch noch die Generalin mit hineingezogen, denn man fand es gar nicht unwahrscheinlich, daß ihrer Eifersucht die Grönländerin zum Opfer gefallen sei.

Und damit nichts fehle, die Aufregung aufs Höchste zu steigern, kam nun auch noch ein Gerede hinzu, das schon seit mehreren Tagen unter den Dienstboten aufgetaucht war. Das Burggespenst, betheuerte man, habe sich wieder gezeigt, wie immer, wenn ein Todesfall bevorstehe oder ein anderes schweres Unglück im Anzuge sei.

Man hatte es in der mondhellen Nacht vom Donnerstag auf den Freitag gesehen, als es leicht wie ein vom Zugwinde fortgetragenes Spinnengewebe über den inneren Schloßhof schwebte; auch in der folgenden Nacht war es beobachtet worden, als es, einem halbdurchsichtigen Schatten gleich, auf der offenen Galerie, welche die zwei Flügel mit einander verband, auf- und

abschritt; und endlich auch in der vergangenen Nacht zwischen zwei und drei Uhr, als es mitten auf dem Schloßhofe wie aus der Erde emporstieg und in drohender Weise die Arme gegen den Thurm ausstreckte, in welchem der Schiffscapitän Nicander wohnte.

Die Köchin der Frau v. Osten, die es mit eigenen Augen gesehen, behauptete, daß sie durch die nebelhafte Gestalt hindurch ganz deutlich das Licht, welches im Schlafgemach der Generalin brannte, habe schimmern sehen, und die Kammerjungfer der Generalin schwor Stein und Bein, daß das Gespenst, als es im Hofe an ihr vorüberhuschte, wie Phosphor geleuchtet und auch so gerochen habe. Beide aber beriefen sich auf den Herrn Baron v. Osten, der zwar das Gespenst nicht gesehen, aber, als von demselben die Rede gewesen, schaudernd gesagt habe, daß nichts unzweifelhafter sei, als die Existenz dieses unheimlichen Wesens.

Man kann sich leicht denken, welch ungeheuren Eindruck auf die so gestimmten Schloßbewohner die Nachricht machen mußte, daß der Landrichter und zwei Gerichtsdiener in Begleitung des Majors und des Barons den Hohlweg hinaufgefahren und vor dem Thurm abgestiegen seien. Die Wenigen, die noch gezweifelt hatten, daß ein Verbrechen verübt worden, gaben ihren Widerspruch auf; selbst der skeptische Kammerjunker, der soeben noch über „den thörichten Lärm“ gespottet hatte, wurde stutzig, und Fräulein Ernestine, die jeden Angriff gegen den Vetter Nicander mit Entrüstung bekämpft hatte, fühlte sich wie von Polarkälte durchfröstelt und verfiel in Krämpfe.

Alles drängte sich nun dem Thurme zu.

Die Diener der Gerechtigkeit waren hinaufgegangen, der Major und der Baron dagegen standen drunten.

Man bestürmte sie mit Fragen, doch der Major antwortete nur mit triumphirender Miene, daß es sich nun alsobald zeigen werde, wohin ein gewisser Jemand gehöre, man möge nur ein wenig Geduld haben, und aus dem Baron war vollends nichts herauszubringen, als ein dumpfes, unwirsches Knurren.

Die Geduld der Harrenden sollte auf keine harte Probe gestellt werden. Schon nach wenigen Minuten öffnete sich die gewölbte Thür des Thurms und Nicander und sein Diener erschienen, begleitet von dem Landrichter und dessen Unterbeamten.

Einer der Letzteren war mit einem Spaten und einer Hacke versehen.

Aller Augen richteten sich gespannt auf die beiden Angeklagten.

An Nicander war nichts Besonderes wahrzunehmen; er erschien so ruhig und kaltblütig wie immer, nur der Zug von Spott, der sich so oft auf seinem intelligenten Gesichte zeigte, war stärker ausgeprägt als sonst, und als sein Blick dem des Majors begegnete, zuckte ein überaus höhnisches Lächeln um seinen Mund. Von Scham, Reue, Zerknirschung — nicht die geringste

Spur; gewiß, so frech konnte sich nur ein Verbrecher der allerschlimmsten Art benehmen.

Da war doch sein Diener Olaf Dahlbom nicht völlig so verstockt. Man bemerkte doch wenigstens an ihm äußere Zeichen eines nicht gewöhnlichen Gemüthszustandes.

Nie hatte man ihn nämlich so stocksteif, so automatenartig gesehen wie heute; es war, als seien unter dem Einfluß des bösen Gewissens seine Nerven erstarrt, so daß sie nur gleich Stahlfedern wirken konnten. Also hatte er doch ein Gewissen, wenn auch nur eines, das gleichsam den inneren Organismus incrustirte oder petrificirte.

Vom Thurm aus wendete sich unter des Majors Anführung die ganze Schaar nach den oberen Theilen der Ruine.

Es wollte während dieses Ganges Einigen auffallen, daß der Landrichter gegen den Angeklagten Meander ein sehr rücksichtsvolles Benehmen beobachtete, dagegen dem Major eine ausnehmend ernste, ja strenge Miene zeigte. Der Major mochte dies gleichfalls bemerkt haben, denn er zog sich aus der unmittelbaren Nähe des Richters zurück und redete flüsternd ein paar Worte mit einem der Unterbeamten.

Darauf näherte er sich dem Baron, der mit geisterhaft blassem Gesicht, zu Boden gesenkten Augen und in der sichtbar übelsten Laune dicht neben Dahlbom herschritt.

— Er soll nichts gestanden haben, raunte ihm der Major zu.

— Ein fürchterlicher Mensch, brummte der Baron.

— Angesichts der Leiche wird ihm schon der freche Muth sinken.

— Hu! stöhnte der Baron, innerlich erbebend.

— Pundhufond! sagte halblaut Olaf Dahlbom, der die letzten Worte gehört hatte.

Der Major und der Baron sahen zu ihm auf, doch er wendete den Kopf nicht nach ihnen hin, sondern marschirte so ruckweise, als gehorchten seine Glieder einem inneren Getriebe von schlechter Arbeit, hinter seinem Herrn drein.

— Was bedeutet das Wort „Pundhufond"? fragte flüsternd der Baron.

— Ich habe dasselbe schon einmal von ihm gehört, entgegnete der Major, und damals hatte ich allen Grund zu der Annahme, daß es so viel heiße als: Mein Herr ist ein großer Missethäter.

— Hm! brummte der Baron.

Man war nun auf dem Platze angekommen, wo nach Aussage der Ankläger in der Nacht die Leiche eingescharrt worden war. Trotz des darüber ausgestreuten dürren Laubes war doch der frischaufgeworfene Grabhügel auf den ersten Blick erkennbar.

Grenzenlose Spannung lag auf den Gesichtern der Zuschauer, während der Gerichtsdiener mit dem Spaten die lockere Erde entfernte. Alle sahen mit zurückgehaltenem Athem der Arbeit zu, nur der Baron hatte sich abgewendet und starrte angstvoll die Mauer an.

Er schien entschlossen, so lange wie irgend möglich sich den gräßlichen Anblick der Leiche zu ersparen.

— Der Gerichtsdiener legt den Spaten weg, sagte dicht neben ihm Jemand leise zu seinem Nachbar.

— Was hat er entdeckt? fragte der Letztere, sich vordrängend.

— Einen Korb, so viel ich sehe, erwiderte der Andere. Ein weißes Tuch ist darüber gebreitet.

Der Baron schauderte zusammen, seine Knie schlotterten.

— Nun heben sie den Korb aus der Gruft — gib Acht, jetzt ziehen sie das Tuch weg — mein Gott im Himmel, was ist das?

Der Baron stützte sich mit der Hand an die Mauer, um nicht umzusinken.

— Die Leiche ist ja ganz schwarz!

Dem Baron rieselten große Schweißtropfen von der Stirne.

— Ein Thier ists — ein Affe!

Die fahle Blässe des Barons ging in dunkle Purpurröthe über.

Den Worten: „Ein Affe — ein großer Affe!", welche von Mund zu Mund gingen, folgte eine tiefe Stille.

Dann hörte der noch immer die Mauer anstarrende Baron, wie Nicander laut und vernehmlich sprach:

— Ich bedaure von Herzen, Herr Landrichter, zu diesem in gewisser Hinsicht höchst lächerlichen Auftritt, wenn auch ganz unschuldigerweise, Anlaß gegeben zu haben. Hätte ich ihn aber noch im letzten Augenblick verhindern können, mir hätte der Wille dazu gefehlt, denn ich war mir und meinem braven Diener die Genugthuung schuldig, vor möglichst vielen Augen die Richtigkeit der gegen mich erhobenen Anklage darzuthun. Und wahrlich, schonende Rücksicht gegen meine Ankläger konnte mich hievon nicht abhalten. Hätten diese Herren, statt mich argwöhnisch zu überwachen, sich in geeigneter Weise um Auskunft an mich gewendet, so hätte ich ihnen gesagt, daß ich dieses arme Thier, das mir im Leben so anhänglich war, wie es selten ein Mensch gewesen ist, mit hiehergenommen, weil es an einer schmerzhaften Krankheit litt und ich es fremder Pflege nicht anvertrauen mochte. Sie hätten dadurch Ihnen, Herr Landrichter, viele Mühe, sich selber aber eine große Beschämung erspart.

— Und auch die Gerichtskosten, brummte der Baron mürrisch in den Bart.

— Pundhufond! erscholl es aus dem Munde Dahlbom's.

Der Major war im Begriff, voller Wuth gegen Nicander aufzufahren, doch ein strenger, abmahnender Blick des Richters band ihm die Zunge.

Der Baron überlegte mittlerweile bei sich, ob nicht trotz der gegentheiligen Behauptung des Majors „Pundhufond“ so viel heiße wie: „Ihr seid Beide rechte Schafsköpfe.“ Mit einem halblaut hervorgemurmelten Fluch, der dem Major galt, schlich er dann längs der Mauer fort und verschwand im dichten Gebüsch, ohne auf die Worte zu hören, die jetzt der Landrichter sprach.

Auch die Uebrigen verließen bald den Platz; nur einer der Gerichtsdiener blieb zurück, um mit Dahlbom's Hilfe das Grab des Affen wieder herzustellen.

Ungern spreche ich gegen Jemand einen Tadel aus, namentlich aber möchte ich den Major Rawald, der als nächster Cognat in meiner Geschichte eine so hervorragende Rolle spielt, möglichst milde beurtheilen. Was kann ich indeß als Entschuldigung dafür anführen, daß er in Folge der Aufklärungen dieses Morgens einen verdoppelten Haß auf Nicander warf? Etwa das Bewußtsein, dem norwegischen Vetter ein bitteres Unrecht zugefügt zu haben? Oder die Scham über seine Niederlage?

Dem strengen Moralisten dürften solche Rechtfertigungsgründe doch schwerlich genügen.

Ei nun, ich kann weiter nichts thun, als den Major der Nachsicht des gütigen Lesers empfehlen und in meiner Erzählung fortfahren.

— Wie Sie nur auf die verwünschte Idee gekommen sind, daß Nicander eine wahnsinnige Grönländerin in seinem Thurm beherberge, schnaubte der Baron den Major an, als ihn dieser kurz vor dem Frühstück in seiner Küche besuchte, wo er gerade mit der Bereitung einer französischen Eier-Omelette beschäftigt war.

— Sie haben es so gut geglaubt wie ich, entgegnete der Major, indem er von dem Küchenstuhl eine eiserne Pfanne entfernte und sich selbst darauf placirte.

— Weil Sie es mir sagten, brummte der Baron.

— Mir hatte es ein Anderer gesagt, entschuldigte sich der Major.

— Der Andere war aber der spitzbübische Olaf Dahlbom. Sie hätten sich mit diesem Hallunken nicht einlassen sollen. Er hat Sie die ganze Zeit bei der Nase herumgeführt. Wer stieß die Leiter weg, so daß Sie hinunterstürzten? Glauben Sie, daß dies der kranke Affe vermocht hätte? Nein, der schurkische Olaf Dahlbom selbst that es, verlassen Sie sich darauf.

Das Alles hatte sich der nächste Cognat schon selber gesagt. Er gab keine Antwort.

Der Baron aber that zwei Löffel voll Milch und drei Eidotter in die Schale, welche den aus vier Loth rohen Schinken, zwei Loth Champignons, einem halben Löffel voll Schnittlanch und zwei Loth Butter bestehenden Teig enthielt, und rührte das Ganze mit einem Kochlöffel gehörig durch.

Er blickte dabei den Major von der Seite so finster und heimtückisch an, als mische er für ihn ein schnell wirkendes Gift.

Nachdem er dann noch mit einem abscheulichen Lächeln ein beträchtliches Quantum Arsenik — Salz, wollte ich sagen — hinzugethan hatte, griff er nach der obenerwähnten eisernen Pfanne und schwenkte sie mit cannibalischem Grimm.

— Aber das sag' ich Ihnen, Vetter, rief er wuthschnaubend, daß, wenn es Ihnen künftig einmal wieder in den Sinn kommen sollte, gegen Nicander zu intriguiren, und Sie etwa dabei auf meine Betheiligung rechnen sollten, ich mich wohl hüten würde, auf Ihren — Ihren Unsinn einzugehen. Was haben wir nun von unserer Denunciation? Nichts als Schimpf und Schande und obendrein noch die Tragung der Gerichtskosten. Diese freilich mögen Sie nur immerhin allein entrichten, denn ich gebe keinen Pfennig dazu her.

Nach dieser energischen Erklärung stellte er die Pfanne auf das Feuer und that ein großes Stück Butter, sowie auch, nachdem dieses geschmolzen war, den angerührten Teig hinein.

— Ich begreife überhaupt nicht, was Sie gegen Nicander haben, fuhr er mit steigender Erbitterung fort. Womit hat er Sie beleidigt? Alles wohl erwogen, ist er ein Ehrenmann.

— Alles wohl erwogen, ist er ein hämischer, boshafter alter Gauner rief der Major aufspringend, ein listiger, frecher Eindringling, den ich hier nicht dulden will — nun erst recht nicht. Wir lebten hier in leidlicher Eintracht bis zu dem Tage, da er aufs Schloß zog — mit welchem Recht, das wissen wir eigentlich gar nicht. Wer hat seine Ermächtigung dazu geprüft? Vielleicht hat er gar keine. Und hätte er auch eine, so würde mich dies doch nicht abhalten, ihn wieder zu vertreiben. Fort muß er, sag' ich Ihnen, ja fort muß er, so gewiß ich . . .

Er wollte wahrscheinlich sagen: „der nächste Cognat bin"; doch er hielt plötzlich inne und rannte in großer Hast aus der Küche, indem er so dicht an dem Kochherde vorbeistreifte, daß er gegen den über den Rand desselben hinausragenden langen Stiel der Pfanne anstieß und diese umwarf. Ein erstickender Qualm entstieg der ins Feuer gefallenen französischen Eier-Omelette; der Baron aber griff wüthend nach dem ersten, dem besten Küchengeschirr, vermuthlich um es seinem Vetter an den Kopf zu schleudern, doch dieser war schon außer Wurfweite.

Die sonstigen Ereignisse dieses Tages — es war in jeder Beziehung ein wahrer Unglückstag — übergehe ich aus Schonung der Gefühle meiner Leser mit Stillschweigen.

Am Abend jedoch begab sich etwas, das ich als gewissenhafter Berichterstatter nicht verheimlichen darf, zumal nun endlich das Burggespenst, von dem ich, wenn mir recht ist, gleich im ersten Capitel dieser wahren Geschichte geredet habe, handelnd auftreten wird.

Ueberdies darf ich aber auch hoffen, dem Leser einen erklecklichen Schauder zu erregen, und ich rathe ihm, die folgenden Seiten in einer ruhigen Stunde und in dem stillsten und heimlichsten Winkel seiner Wohnung, am liebsten Abends im Bette, zu lesen, dann aber gleich die Lampe auszulöschen und die Bettdecke schnell über den Kopf zu ziehen, damit ihn kein gräßliches Gerippe durchs Fenster angrinse und ihm keine eisigkalte Todtenhand über das Gesicht fahre.

Es war spät Abends, die weiblichen Bewohner von Ronneburg waren zur Ruhe gegangen, Grabesstille herrschte in allen Räumen des Schlosses, während draußen gespenstische Fledermäuse um die Mauerecken huschten und im nahen Park der Kauz sein unheimliches Gekrächze hören ließ. Der Vollmond stand am Himmel, seine blassen Strahlen streiften über die mit Kupfer belegten Dächer und zackigen Giebel hin und trafen in schräger Richtung einen Theil der hohen Mauern, welche den inneren Schloßhof umgaben.

Die offene Galerie, welche die beiden Flügel des Gebäudes mit einander verband, lag im vollen Licht, und die Marmorstatuen, die sie schmückten, stachen, obwol ihre Umrisse nur undeutlich zu erkennen waren, grell, fast blendend gegen das nächtliche Dunkel ab, in das sich die unteren und weiter zurückliegenden Partien des vielfach gegliederten Baues hüllten.

In einer offenen Thür des südlichen Flügels, welcher im tiefsten Schatten lag, stand regungslos eine menschliche Gestalt. Es war der Major Rawald, der nach der Aufregung des Tages einer Abkühlung in der frischen Abendluft bedürftig sein mochte. Seit einigen Minuten sah er sinnend zur Galerie hinauf.

Welche Gedanken mochte denn eigentlich der Anblick der dort befindlichen Statuen in seinem Geiste hervorrufen, daß er kein Auge von ihnen verwendete?

Ich weiß es nicht.

Er hatte die alten Götter tausendmal betrachtet, ohne sich irgend etwas dabei zu denken. Er kannte sie so genau, wie sein eigenes Spiegelbild — was viel sagen will.

Er wußte, daß die Themis schon seit Jahren keine Wagschale mehr in der Hand halte, daß der Flügelhelm des Mercur sehr defect sei und daß die

Ceres die untere Hälfte des einen Armes eingebüßt habe, so daß die Kornähren, welche er ehedem trug, nur noch wie aus purer Gefälligkeit an ihrem Gewande festklebten.

Er wußte auch, daß der Götter vor Zeiten acht gewesen, daß aber seitdem Apollo umgefallen und den Hals gebrochen, und später auch Diana, weil sie zu altersschwach geworden und gar zu bedenklich wackelte, von ihrem Postament entfernt werden mußte, daher nur noch sechs der Götter übrig waren.

Er wußte endlich, wo in der Reihe der Götter die zwei Lücken sich befanden.

Oft hatte er die Statuen unwillkürlich gezählt.

Er that es auch jetzt instinctmäßig: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — sieben!

Sieben?

Es war ja gar nicht möglich. Woher kam denn die siebente?

Er zählte von Neuem und — das Blut gerann ihm in den Adern, das Haar sträubte sich ihm vor Entsetzen auf dem Kopf — es waren *ihrer* wirklich sieben.

Und nun — träumte er oder wachte er? — die überzählige siebente verließ ihren Platz; sie bewegte sich langsam, feierlich, wie schwebend; sie glitt dicht an die Themis heran, stand hier einen Augenblick still und schwebte dann weiter bis zum Mercur.

Nun schien es, als habe sie ihn gesehen — nicht den Mercur, sondern den Major — sie erhob den rechten Arm und schüttelte diesen wie drohend gegen ihn.

Der Major, obgleich eigentlich kein feiger Mann, war bei diesem Anblick so gänzlich von Schrecken gelähmt, daß er kein Glied zu regen vermochte; doch nun verschwand die gespenstische Erscheinung, es war ihm, als höre er ihren leisen, geisterhaften Tritt auf der Treppe, die in den Thorweg hinunterführte.

Wie, wenn sie ihm einen Besuch zugedacht hätte?

Er erbebte innerlich bei dem Gedanken, erzwang sich aber durch eine gewaltsame Anstrengung die Herrschaft über seine Glieder und rannte ins Haus.

Unter Zittern und Zagen trat er in das Zimmer des Kammerjunkers v. Osten.

Dieser war gerade im Begriff sich auszukleiden.

— Mein Gott, was ist Ihnen, lieber Major? rief er, als er das todtenbleiche, verstörte Gesicht seines späten Besuches sah.

— Kommen Sie, kommen Sie schnell! war Alles, was der Major hervorstammeln konnte.

Einen Augenblick später befanden sich Beide in der auf den Hof führenden Thür.

Das Gespenst stand wieder regungslos, wie es der Major zuerst gesehen hatte, in einer der Lücken zwischen den Statuen; es glich diesen hinsichtlich der Größe, sowie auch hinsichtlich der weißen Farbe und sogar des Costüms vollkommen.

Der Major deutete mit zitternder Hand darauf hin.

— Sehen Sie's? flüsterte er ängstlich.

— Ich sehe nichts.

— Wie viele Statuen gibt es da?

— Ei nun — sechs.

— Zählen Sie.

— Sonderbar, sagte der Kammerjunker, ich zähle sieben; ist denn eine der zwei fehlenden — — aber, mein Gott — es bewegt sich!

In diesem Moment hörten sie einen gellenden Schrei, der aus dem Thorwege zu kommen schien.

Er rührte von der Köchin der Frau v. Osten her, die den Abend angenehm genug gefunden hatte, um mit Johann, dem Diener des Barons, eine späte Promenade zu machen. Wie toll rannte das Mädchen an dem Major und dem Kammerjunker vorbei ins Haus, während ihr Liebhaber nicht weniger eilig durch den Thorweg zurück in die Wohnung des Castellans lief.

Gleich darauf trat er mit dem alten Böhme in den inneren Schloßhof. Ihnen folgten fast auf dem Fuße Nicander und Olaf Dahlbom. Alle sahen nun, wie das Gespenst langsam und gravitätisch längs der Galerie auf- und abschritt; Nicander und sein Diener hatten es bereits vom Thurm aus wahrgenommen.

Während die Männer noch sprachlos auf das unheimliche Wunder hinstarrten, gesellte sich ihnen auch noch Bernhard Günther zu.

— Wir müssen das näher untersuchen, sagte Nicander; wer von Ihnen, meine Herren, geht mit mir auf die Galerie?

Der Major wendete sich ängstlich und mißlaunig von dem Sprecher ab, der Kammerjunker zögerte, der alte Böhme war so erschrocken, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, und Johann schwor, daß er um keinen Preis der Welt mit Gespenstern anbinden wolle. Bernhard dagegen erklärte sich bereit, seinen Onkel zu begleiten, und sie verließen mit dem steif und stramm hinter ihnen dreinmarschirenden Olaf Dahlbom die Uebrigen. Gleich darauf sah man sie im hellen Mondschein auf der Galerie.

Sie näherten sich dem Gespenst; dieses wich langsam zurück, indem es wie abwehrend die Arme gegen sie ausstreckte. Plötzlich aber wurde es

von den drei Männern umringt und gepackt. Es brach unter ihrem Griff zusammen und stieß ein schauerliches schrilles Geheul aus. Nicander aber hörte man rufen:

— Sie sinds, Baron? Aber was zum Henker fällt denn Ihnen ein, daß Sie hier solche Possen treiben?

Lieber Leser, ich sage nicht, daß der Baron ein Nachtwandler war. Wenn Du Dir das denkst und vielleicht weiter schließest, daß er zu dem ganzen Gerede von dem Burggespenst Anlaß gegeben, so ist das Deine Sache. Nie könnte es mir einfallen, Dir eine so hübsche Geistergeschichte zu erzählen, um gleich darauf die erzielte Wirkung zunichte zu machen. Ich sage nur, daß Nicander die obenstehenden Worte lachend hervorstieß. Man täuscht sich aber sehr leicht im Mondschein, und wenn Du zufälligerweise zu den gläubigen Lesern der von dem Doctor Karl Andreas Berthelen redigirten Zeitschrift „Psyche“ gehören solltest, so bleibt es Dir unbenommen, an das Burggespenst zu glauben, zumal Du überzeugt sein darfst, daß Dich der Herr Doctor, um alle Deine Zweifel zu widerlegen, auf das vorhin von mir angeführte Zeugniß zweier sehr zuverlässiger Personen verweisen würde, die mehr als einmal das Gespenst mit unbeirrten Augen beobachtet haben: ich *meine* die Köchin der Frau v. Osten und die Kammerjungfer der Generalin.

Drittes Capitel

Mutter und Tochter.

Hoffentlich ist Euch das Boudoir der Generalin noch erinnerlich und ich brauche es Euch dann nicht zum zweitenmal zu beschreiben.

An dem kleinen zierlichen Schreibtisch mit der Rückwand von Flechtwerk, durch welches sich Epheu schlang, saß in einer eleganten und sehr kleidsamen Morgentoilette die Generalin. Ihre Beschäftigung war eine harmlosere als das erstemal, wo wir sie belauschten, denn sie machte keine geschickten Manipulationen mit den Briefen anderer Leute, sondern schrieb selbst welche. Der goldene Köcher eines holdselig lächelnden Amors von Alabaster diente ihr als Tintenfaß, und wir wollen annehmen, daß der Inhalt ihrer Briefe der Quelle Ehre machte, aus welcher ihre Feder getränkt wurde.

Hinter der schönen Generalin ruhte auf einem Canapé in halb sitzender, halb liegender Stellung ihre noch schönere Tochter.

Sie hielt ein Buch in der Hand und ihre Augen waren unverwandt auf dasselbe gerichtet.

Da sie aber während der ganzen Zeit, in welcher ihre Mutter drei Briefe schrieb, kein einzigesmal umblätterte, bleibt es zweifelhaft, ob sie sich

nicht weit mehr mit ihren eigenen schnell kommenden und schwindenden Gedanken, als mit den im Buche festgebannten unterhielt.

Sie schrak, als die Generalin endlich ihre Briefmappe zuklappte, zusammen und blickte verstört auf, als sei sie durch das Geräusch aus einem Traum geweckt worden. Und es verbreitete sich über ihre lieblichen Züge ein Ausdruck von innerer Unbehaglichkeit, als die Mutter mit dem auf Rollen ruhenden Sessel eine Schwenkung machte und sich anschickte, das Wort an sie zu richten.

— Ich habe an Deinen Onkel geschrieben und ihn gebeten, seine Abreise noch um eine Woche hinauszuschieben, begann die Generalin in kaltem, gemessenem Tone. Ich habe zur Motivirung dieser Bitte mich der Nothlüge bedient, daß Du an einem heftigen Kartarrh leidest.

— Ich danke Dir, entgegnete Therese zerstreut.

— Dieser Aufschub ist der letzte und muß in jedem Falle benützt werden, Therese.

— Benützt?

— Um endlich zum Ziele zu kommen.

Wo war heute die sonst so bezaubernde und gewinnende Milde der Generalin?

Sie sprach mit herbem Ernst und starkem Nachdruck, und sie sah dabei gar nicht aus, als habe sie soeben noch den Köcher des Liebesgottes zur Verdolmetschung ihrer Gefühle verwendet.

— Hängt das von mir ab? fragte langsam und zögernd Therese.

— Von Dir, allerdings, war die feste, entschiedene Antwort. Es hängt immer von einem mit Deinen Vorzügen ausgestatteten Mädchen ab, ob es in einer gegebenen Zeit einen so verliebten und dabei so unerfahrenen jungen Mann, wie Bernhard Günther, zu seinen Füßen sehen will oder nicht.

Diese Worte machten sicherlich auf Therese einen äußerst peinlichen Eindruck, denn eine lebhafte Röthe stieg ihr in die Wangen und ihre Brauen zogen sich leicht zusammen.

Die Generalin fuhr fort;

— Du selbst warst dieser Ansicht, als Du hieherkamst und ich Dir meinen Plan auseinandergesetzt hatte. Du wärst auch sonst wol nicht so bereitwillig auf denselben eingegangen.

— Vergiß nicht, Mutter, daß ich nur unter gewissen Bedingungen darauf einging, entgegnete Therese mit Empfindlichkeit, indem sie sich aus ihrer halb liegenden Stellung emporrichtete.

— Eben weil ich das nicht vergessen habe, ist mir Dein jetziges Zögern unbegreiflich, sagte die Generalin frostig. Deine Bedingung bezog sich auf die Persönlichkeit, den Charakter des jungen Kunstgärtners. Nun, er gefiel

Dir in jeder Hinsicht; Du gestandest mir sogar, daß Du für ihn eine wahre, aufrichtige Liebe fassen könntest. Ja, wie es scheint, liebst Du ihn jetzt wirklich, fast, möchte ich sagen, schwärmerisch — — oder sollte ich mich irren?

Therese preßte ihre kleine weiße Hand aufs Herz und erwiderte mit zu Boden gesenkten Augen und bebenden Lippen, jedoch mit fester, vernehmlicher Stimme:

— Du irrst Dich nicht.

Um den feingeformten Mund der Generalin zuckte ein eigenthümliches Lächeln; es schwand jedoch sogleich wieder, als ihre Tochter plötzlich stolz das Haupt hob und sie entschlossenen Blickes ansah.

— Aber eben darum, fügte das junge Mädchen in sehr entschiedenem Tone hinzu, kann ich jetzt Bernhard gegenüber keine mir vorgeschriebene Rolle mehr spielen.

— Ist Dir diese Ueberzeugung erst heute gekommen, Therese?

— Nein, nicht erst heute.

— Wie erkläre ich mir alsdann Dein bisheriges Benehmen gegen ihn? Noch gestern war es fast ganz das nämliche, wie am ersten Tage.

— Und dennoch war es schon seit einiger Zeit kein durchdachtes, wie am ersten Tage.

— Es beliebt Dir, in Räthseln mit mir zu sprechen.

— Ich will mich deutlicher ausdrücken, Mutter, denn ich wünsche recht sehr, von Dir verstanden zu werden. Als der Wunsch in mir aufstieg, Bernhard Interesse für mich einzuflößen — Gott im Himmel weiß, mit welchem Widerstreben ich dies ausspreche — mußte ich darauf bedacht sein, mein Benehmen mit seinem schlichten, einfachen Wesen in Einklang zu bringen. Unberührt von der Einwirkung einer herzlosen, eitlen, nur an Formen hängenden Welt, wie er mir vom ersten Augenblick an erschien, konnten die in jener Welt üblichen Künste der Koketterie nur abstoßend auf ihn wirken, und insofern spielte ich — o Schande, daß ich es gestehen muß! — ihm gegenüber instinctmäßig eine mir neue Rolle. Ich wußte aber nicht — so sehr hatte man mir von Kindheit an die Verstellung zur Gewohnheit gemacht — daß ich gerade dadurch auf das mir Natürliche zurückgeführt wurde. Eben weil ich täuschen wollte, zeigte ich mich, wie ich meinem eigentlichen Wesen nach bin, oder vielmehr einst war und gern wieder sein möchte, offen, hingebend und vertrauend; und so wurde das, was von Anfang an nur ein verächtliches Spiel war, bald der ungefälschte Ausdruck meines ursprünglich besseren Ichs.

Therese saß jetzt in hochaufgerichteter stolzer Haltung da, ihre dunklen Augen leuchteten.

Die zwar zurückgedrängte, aber nicht unterdrückte, nun wieder zum vollen Bewußtsein gelangte Würdigung ihres moralischen Werthes sprach sich beredt in jeder ihrer Mienen aus und verlieh ihr ein Gepräge — man könnte sagen von Erhabenheit. Und die Liebe, welche in ihrem Inneren diese Umwandlung zum Besseren bewirkt hatte, schien sie auch äußerlich zu verschönern und zu verklären.

Die Generalin dagegen verrieth auch nicht die leiseste Gemüthsbewegung.

Sie legte die Hand an den Mund, wie um ein Gähnen zu verbergen, und sah zu ihrer Tochter hinüber, als wolle sie fragen, ob der Sermon jetzt zu Ende sei.

Therese fuhr fort:

— Du wirst nun begreifen, Mutter, was ich vorhin sagte: daß mein Benehmen gegen Bernhard, obgleich fast das nämliche wie am ersten Tage, doch seit längerer Zeit kein nur angenommenes ist. Du wirst mir wol auch beipflichten, wenn ich Dir wiederhole, daß ich ihm gegenüber keine Vorschrift mehr befolgen kann, die nur auf kluge Berechnung begründet ist. Sollte er aber aus eigenem, freiem Antriebe den Schritt thun, zu welchem Du ihn durch mich verlocken möchtest, so würde ich darin die Verwirklichung meiner theuersten Hoffnungen erblicken. Mein ganzes Lebensglück hängt ja davon ab und meine ...

— Deine ...? fragte die Generalin, sie scharf ansehend.

Therese war vom Canapé aufgesprungen und stand mit hochgerötheten Wangen und flammenden Augen ihrer Mutter gegenüber. Jetzt aber sank sie wieder auf die Kissen nieder und barg schaudernd das Antlitz in ihre Hände.

— Meine Rettung! stammelte sie innerlich erbebend.

Es war unzweifelhaft, daß die Generalin die letzten Worte ihrer Tochter gehört hatte, sie nahm indeß nicht die mindeste Notiz von denselben.

— Ich hatte geglaubt, sagte sie in trockenem, geschäftsmäßigem Tone, ich hatte geglaubt, diese ganze Angelegenheit von Anfang bis zu Ende in ruhiger, vernünftiger Weise mit Dir besprechen zu können, wie es denn auch die Erreichung eines so überaus wünschenswerthen Zieles erheischt. Mit Verliebten wäre es jedoch vergeblich, streng logisch reden zu wollen, denn wo das Gefühl eine unberechtigte Alleinherrschaft erlangt hat, muß freilich die Vernunft zurückstehen. Ich werde also die Sache nehmen, wie sie gerade liegt, und für Dich handeln.

— Was willst Du thun, Mutter? rief Therese, indem sie mit einer leidenschaftlichen Geberde ihre schwarzen Locken zurückstrich.

— Sie haben sich nicht geirrt; die junge Dame, mit welcher ich sprach, war in der That Fräulein Helene Sievers.

Hätte Bernhard das insolente Erstaunen, mit welchem ihn der Kammerjunker fixirte, allein auf sich beziehen dürfen, so wäre er wol in Versuchung gerathen, seinem Aerger Luft zu machen; doch er hatte auf das junge Mädchen Rücksicht zu nehmen, und er glaubte es ihr schuldig zu sein, den Zufall aufzuklären, der ihn mit ihr zusammengeführt hatte. Er that dies in kurzen einfachen Worten.

Sein Bericht schien den Kammerjunker ungemein zu belustigen.

— Eine herrliche Situation, um die ich Sie beneide, Herr Günther, rief er lachend, ja in der That sehr beneide, weil — wollte sagen obgleich sie so gänzlich gefahrlos war. Wahrhaftig, Sie müssen ein köstliches Sujet für ein Genrebild abgegeben haben, als Sie auf dem Baumstamm hockten, der sich fast wie ein Schlagbaum quer über den Bach hinausbeugt und wo Sie weiter nichts zu thun hatten, als nur den Strick festzubinden, den Ihnen das Mädchen zuwarf. Das nenne ich eine Lebensrettung ohne Gefährdung des eigenen lieben Ichs, eine so harmlose und bequeme Annexion auf dem Gebiete der Romantik, wie man sie sich nur immer wünschen kann.

— Ich habe mich keiner Heldenthat gerühmt, Herr Kammerjunker.

— O nein, Sie sind die Bescheidenheit selbst; aber eben darum werden Sie es mir auch nicht übelnehmen, daß ich mich des Lachens nicht enthalten kann. Wie werden erst Ihre Verwandten auf dem Schloß lachen, wenn sie hören . . .

— Meine Verwandten werden keinen Anlaß zum Lachen haben, Herr v. Osten, denn ich gedenke gegen Niemand des unerheblichen Vorfalls Erwähnung zu thun; und Sie werden hoffentlich meine Bitte berücksichtigen, gleichfalls darüber zu schweigen.

— Recht gern, Herr Günther, denn allerdings thut man wohl daran, ein junges Mädchen nicht unnöthigerweise zum Gegenstand müßigen Geredes zu machen. Ich werde so verschwiegen sein wie das Grab.

Die beiden jungen Männer trennten sich.

Der Kammerjunker schritt, noch immer lachend, der Mühle zu und Bernhard ging in sehr gereizter Stimmung den Pfad hinauf, der durch den Wald nach Ronneburg führte.

Aus dem Obigen kann man schließen, daß Bernhard und der Kammerjunker im Ganzen genommen keine besonders freundlichen Gefühle für einander hegten. Sie empfanden sogar eine recht gründliche Abneigung gegen einander.

Was eigentlich dem Kammerjunker an dem jungen Kunstgärtner so zuwider war, ist schwer zu sagen.

Mit Befremden hatte er das vertrauliche Verhältniß beobachtet, das sich zwischen diesem und seiner früheren Flamme, Fräulein Therese, so schnell entspann; war es eine Regung von Eifersucht, welche ihn gegen Bernhard einnahm?

Kann sein, denn das menschliche Herz ist ja nun einmal voller Widersprüche und die Eifersucht überdauert nicht selten die Liebe. In dem vorliegenden Falle wäre freilich die Eifersucht doppelt ungerechtfertigt gewesen; denn dem Kammerjunker war, wie ich meinen Lesern nicht verhehlen will, von dem Augenblicke an, da die Mittheilung des Obermüllers Blattner all seine Gedanken und Wünsche in neue Bahnen gelenkt, nichts willkommener, als eine möglichst vollständige Lösung der Bande, die ihn noch an Theresen ketteten. Dennoch konnte er sich eines gewissen Neides gegen Bernhard nicht enthalten, und seine Blicke, seine Mienen und manche leicht hingeworfene, nur halb verständliche Bemerkung von sarkastischem Beigeschmack waren darauf berechnet gewesen, das gute Einvernehmen Bernhard's und seiner Cousine zu stören.

Therese hatte ihm seine Bosheit mit eisiger Kälte und schneidendem Hohn vergolten, und Bernhard, so arglos er auch war, hatte endlich erkannt, wo der Kammerjunker hinauswolle, und darüber einen heftigen Aerger empfunden.

Das soeben geführte Gespräch gab Bernhard, während er rasch durch den Wald schritt, viel zu denken.

Was hatte der Kammerjunker beabsichtigt, als er das Abenteuer am Wasserfall ins Lächerliche zog? Denn daß er damit eine bestimmte Absicht verbunden, konnte er unmöglich bezweifeln.

Wollte ihm Jener zu verstehen geben, wie auch andere Leute das kleine Verdienst, welches er sich um Helenen erworben, von der komischen Seite auffassen und bespötteln könnten, und ihn so veranlassen, über die Sache zu schweigen?

Wol möglich; aber durch welche Motive hatte sich der Kammerjunker hiebei leiten lassen?

Manches war in den letzten Tagen auf dem Schloß eifrig besprochen worden, was Bernhard's Interesse nicht sonderlich gefesselt hatte, woran er aber jetzt unwillkürlich denken mußte.

Man hatte gesagt, daß der Kammerjunker tagtäglich die Mühle besuche, und man hatte die Frage aufgeworfen, warum er dies wol thue; ob er für die alten Müllersleute eine so große Freundschaft hege, oder ob nicht vielmehr die hübsche Helene der Magnet sei, der ihn anziehe.

Bei der Generalin war öfters die Rede davon gewesen, daß der Müller Sievers reich und Helene seine einzige Erbin sei. Der Kammerjunker besaß aber so viel wie gar nichts, und seine Aussichten auf Beförderung im Staats-

dienste waren keineswegs glänzend. Da mochte denn der adelige Herr sogar die Enkelin eines schlichten Müllers, wenn sie nur recht viel Geld besaß, als eine wünschenswerthe Eroberung betrachten.

Hatte nicht die Generalin etwas dem Aehnliches gegen den Onkel Nicander geäußert?

Ja, er irrte sich nicht, nur konnte er sich auf die einzelnen Worte nicht mehr besinnen.

— Helene ist viel zu gut für diesen Menschen, o viel zu gut! sagte Bernhard zu sich selbst.

Er hatte dabei ein Gefühl, das sehr der Eifersucht glich, welche der Kammerjunker in Bezug auf ihn hegen mochte.

Und nun fing er wieder an, zwischen Helene und Therese Vergleiche anzustellen.

— Eine auffallende, eine wunderbare Aehnlichkeit, dachte er, nur daß Therese noch schöner, noch blendender ist.

Ja, Therese war schöner, war blendender, war bezaubernder, das wiederholte er sich mit Entzücken, als er nach dem Schloß zurückgekehrt war und sich wie gewöhnlich zur Theestunde bei der Generalin eingefunden hatte. Und sie war nie schöner, nie blendender und bezaubernder gewesen, als gerade an diesem Abend, und nie hatte sie so sehr ihre hinreißende Liebenswürdigkeit entfaltet, um ihn für immer an sich zu fesseln.

Zweites Capitel.

Eine Mordthat und ein Gespenst.

Wir wissen, daß der Major Rawald und der Baron v. Odenfeld nach dem unheimlichen Abenteuer auf der Ruine im Zimmer des Letzteren eine Bowle Punsch tranken, um sich die Schaudergefühle aus den Gliedern zu treiben, welche ihnen die nächtliche Leichenbestattung erweckt hatte

Es ist wunderbar — diese Bemerkung dient zur Belehrung junger Leserinnen — wie schnell ein guter Punsch den Muth belebt. Der bei jener Gelegenheit bereitete Punsch war aber ein ganz vortrefflicher; schon beim zweiten Glase fühlte der Baron, wie alle Zaghaftigkeit von ihm weiche, und nach dem dritten regte sich in seiner Brust eine Art von trotziger Entschlossenheit, die sich namentlich dadurch bekundete, daß er in die dunklen Winkel des Zimmers dreiste, herausfordernde Blicke warf, als wolle er den etwa dort verborgenen Gespenstern zu verstehen geben, daß er sie für recht verächtliches Lumpenpack halte.

Der Major benützte die erhöhte Stimmung seines Gefährten, um ihm beim vierten Glase das Versprechen zu entlocken, früh am nächsten Morgen gemeinschaftlich mit ihm beim Landgericht die Anzeige von dem begangenen Verbrechen zu machen. Und da Beide aus langer Erfahrung wußten, mit welcher Plauderhaftigkeit auf dem Schloß jede Neuigkeit weitergetragen werde, so wurden sie darüber einig, ihre Kenntniß der Sache keiner Seele zu verrathen, damit der Missethäter nicht gewarnt werde.

Ich habe nie ergründen können, wie es trotzdem kam, daß am nächsten Morgen, als kaum der Major und der Baron zusammen nach dem Sitz des Landgerichts aufgebrochen waren, allerhand seltsame Gerüchte auftauchten, durch welche das ganze Schloß in Aufruhr versetzt wurde. Auf den Treppen und Corridoren liefen dünne, crinolinenlose Frauengestalten in Nachtjacken und Nachthauben und mit bleichen, verstörten Gesichtern auf und ab und hin und her, in allen Ecken und Winkeln hörte man heimliches, ängstliches Geflüster und dazwischen laute Ausrufe des Erstaunens, des Entsetzens und der Entrüstung.

In der Nacht, so hieß es, habe sich auf dem Schloß Schreckliches zugetragen, der Major und der Baron wüßten darum; es handle sich um einen unter den schauderhaftesten Umständen verübten Mord.

Eine halbe Stunde lang erhielt sich der Glaube, Nicander habe seinen Diener Olaf Dahlbom erstochen; da aber Olaf Dahlbom an einem Fenster des Thurmes gesehen wurde, behauptete man, daß umgekehrt der Diener seinen Herrn erschlagen habe.

Doch auch hievon kam man bald zurück und stellte eine dritte Hypothese auf, die nämlich, daß Herr und Diener gemeinschaftlich die unglückliche Grönländerin umgebracht hätten. Und da es aufgefallen war, daß der Castellan Böhme, als man ihn befragt, eine entsetzliche Angst und Unruhe an den Tag gelegt hatte, so hielten Viele seine Mitschuld an der verübten Unthat für so gut wie erwiesen.

Schließlich wurde auch noch die Generalin mit hineingezogen, denn man fand es gar nicht unwahrscheinlich, daß ihrer Eifersucht die Grönländerin zum Opfer gefallen sei.

Und damit nichts fehle, die Aufregung aufs Höchste zu steigern, kam nun auch noch ein Gerede hinzu, das schon seit mehreren Tagen unter den Dienstboten aufgetaucht war. Das Burggespenst, betheuerte man, habe sich wieder gezeigt, wie immer, wenn ein Todesfall bevorstehe oder ein anderes schweres Unglück im Anzuge sei.

Man hatte es in der mondhellen Nacht vom Donnerstag auf den Freitag gesehen, als es leicht wie ein vom Zugwinde fortgetragenes Spinnengewebe über den inneren Schloßhof schwebte; auch in der folgenden Nacht war es beobachtet worden, als es, einem halbdurchsichtigen Schatten gleich, auf der offenen Galerie, welche die zwei Flügel mit einander verband, auf- und

abschritt; und endlich auch in der vergangenen Nacht zwischen zwei und drei Uhr, als es mitten auf dem Schloßhofe wie aus der Erde emporstieg und in drohender Weise die Arme gegen den Thurm ausstreckte, in welchem der Schiffscapitän Nicander wohnte.

Die Köchin der Frau v. Osten, die es mit eigenen Augen gesehen, behauptete, daß sie durch die nebelhafte Gestalt hindurch ganz deutlich das Licht, welches im Schlafgemach der Generalin brenne, habe schimmern sehen, und die Kammerjungfer der Generalin schwor Stein und Bein, daß das Gespenst, als es im Hofe an ihr vorüberhuschte, wie Phosphor geleuchtet und auch so gerochen habe. Beide aber beriefen sich auf den Herrn Baron v. Osten, der zwar das Gespenst nicht gesehen, aber, als von demselben die Rede gewesen, schaudernd gesagt habe, daß nichts unzweifelhafter sei, als die Existenz dieses unheimlichen Wesens.

Man kann sich leicht denken, welch ungeheuren Eindruck auf die so gestimmten Schloßbewohner die Nachricht machen mußte, daß der Landrichter und zwei Gerichtsdiener in Begleitung des Majors und des Barons den Hohlweg hinaufgefahren und vor dem Thurm abgestiegen seien. Die Wenigen, die noch gezweifelt hatten, daß ein Verbrechen verübt worden, gaben ihren Widerspruch auf; selbst der skeptische Kammerjunker, der soeben noch über „den thörichten Lärm“ gespottet hatte, wurde stutzig, und Fräulein Ernestine, die jeden Angriff gegen den Vetter Nicander mit Entrüstung bekämpft hatte, fühlte sich wie von Polarkälte durchfröstelt und verfiel in Krämpfe.

Alles drängte sich nun dem Thurme zu.

Die Diener der Gerechtigkeit waren hinaufgegangen, der Major und der Baron dagegen standen drunten.

Man bestürmte sie mit Fragen, doch der Major antwortete nur mit triumphirender Miene, daß es sich nun alsobald zeigen werde, wohin ein gewisser Jemand gehöre, man möge nur ein wenig Geduld haben, und aus dem Baron war vollends nichts herauszubringen, als ein dumpfes, unwirsches Knurren.

Die Geduld der Harrenden sollte auf keine harte Probe gestellt werden. Schon nach wenigen Minuten öffnete sich die gewölbte Thür des Thurms und Nicander und sein Diener erschienen, begleitet von dem Landrichter und dessen Unterbeamten.

Einer der Letzteren war mit einem Spaten und einer Hacke versehen.

Aller Augen richteten sich gespannt auf die beiden Angeklagten.

An Nicander war nichts Besonderes wahrzunehmen; er erschien so ruhig und kaltblütig wie immer, nur der Zug von Spott, der sich so oft auf seinem intelligenten Gesichte zeigte, war stärker ausgeprägt als sonst, und als sein Blick dem des Majors begegnete, zuckte ein überaus höhnisches Lächeln um seinen Mund. Von Scham, Reue, Zerknirschung — nicht die geringste

Spur; gewiß, so frech konnte sich nur ein Verbrecher der allerschlimmsten Art benehmen.

Da war doch sein Diener Olaf Dahlbom nicht völlig so verstockt. Man bemerkte doch wenigstens an ihm äußere Zeichen eines nicht gewöhnlichen Gemüthszustandes.

Nie hatte man ihn nämlich so stocksteif, so automatenartig gesehen wie heute; es war, als seien unter dem Einfluß des bösen Gewissens seine Nerven erstarrt, so daß sie nur gleich Stahlfedern wirken konnten. Also hatte er doch ein Gewissen, wenn auch nur eines, das gleichsam den inneren Organismus incrustire oder petrificire.

Vom Thurm aus wendete sich unter des Majors Anführung die ganze Schaar nach den oberen Theilen der Ruine.

Es wollte während dieses Ganges Einigen auffallen, daß der Landrichter gegen den Angeklagten Meander ein sehr rücksichtsvolles Benehmen beobachtete, dagegen dem Major eine ausnehmend ernste, ja strenge Miene zeigte. Der Major mochte dies gleichfalls bemerkt haben, denn er zog sich aus der unmittelbaren Nähe des Richters zurück und redete flüsternd ein paar Worte mit einem der Unterbeamten.

Darauf näherte er sich dem Baron, der mit geisterhaft blassem Gesicht, zu Boden gesenkten Augen und in der sichtbar übelsten Laune dicht neben Dahlbom herschritt.

— Er soll nichts gestanden haben, raunte ihm der Major zu.

— Ein fürchterlicher Mensch, brummte der Baron.

— Angesichts der Leiche wird ihm schon der freche Muth sinken.

— Hu! stöhnte der Baron, innerlich erbebend.

— Pundhufond! sagte halblaut Olaf Dahlbom, der die letzten Worte gehört hatte.

Der Major und der Baron sahen zu ihm auf, doch er wendete den Kopf nicht nach ihnen hin, sondern marschirte so ruckweise, als gehorchten seine Glieder einem inneren Getriebe von schlechter Arbeit, hinter seinem Herrn drein.

— Was bedeutet das Wort „Pundhufond“? fragte flüsternd der Baron.

— Ich habe dasselbe schon einmal von ihm gehört, entgegnete der Major, und damals hatte ich allen Grund zu der Annahme, daß es so viel heiße als: Mein Herr ist ein großer Missethäter.

— Hm! brummte der Baron.

Man war nun auf dem Platze angekommen, wo nach Aussage der Ankläger in der Nacht die Leiche eingescharrt worden war. Trotz des darüber ausgestreuten dürren Laubes war doch der frischaufgeworfene Grabhügel auf den ersten Blick erkennbar.

Grenzenlose Spannung lag auf den Gesichtern der Zuschauer, während der Gerichtsdiener mit dem Spaten die lockere Erde entfernte. Alle sahen mit zurückgehaltenem Athem der Arbeit zu, nur der Baron hatte sich abgewendet und starrte angstvoll die Mauer an.

Er schien entschlossen, so lange wie irgend möglich sich den gräßlichen Anblick der Leiche zu ersparen.

— Der Gerichtsdiener legt den Spaten weg, sagte dicht neben ihm Jemand leise zu seinem Nachbar.

— Was hat er entdeckt? fragte der Letztere, sich vordrängend.

— Einen Korb, so viel ich sehe, erwiderte der Andere. Ein weißes Tuch ist darüber gebreitet.

Der Baron schauderte zusammen, seine Knie schlotterten.

— Nun heben sie den Korb aus der Gruft — gib Acht, jetzt ziehen sie das Tuch weg — mein Gott im Himmel, was ist das?

Der Baron stützte sich mit der Hand an die Mauer, um nicht umzusinken.

— Die Leiche ist ja ganz schwarz!

Dem Baron rieselten große Schweißtropfen von der Stirne.

— Ein Thier ists — ein Affe!

Die fahle Blässe des Barons ging in dunkle Purpurröthe über.

Den Worten: „Ein Affe — ein großer Affe!", welche von Mund zu Mund gingen, folgte eine tiefe Stille.

Dann hörte der noch immer die Mauer anstarrende Baron, wie Nicander laut und vernehmlich sprach:

— Ich bedaure von Herzen, Herr Landrichter, zu diesem in gewisser Hinsicht höchst lächerlichen Auftritt, wenn auch ganz unschuldigerweise, Anlaß gegeben zu haben. Hätte ich ihn aber noch im letzten Augenblick verhindern können, mir hätte der Wille dazu gefehlt, denn ich war mir und meinem braven Diener die Genugthuung schuldig, vor möglichst vielen Augen die Richtigkeit der gegen mich erhobenen Anklage darzuthun. Und wahrlich, schonende Rücksicht gegen meine Ankläger konnte mich hievon nicht abhalten. Hätten diese Herren, statt mich argwöhnisch zu überwachen, sich in geeigneter Weise um Auskunft an mich gewendet, so hätte ich ihnen gesagt, daß ich dieses arme Thier, das mir im Leben so anhänglich war, wie es selten ein Mensch gewesen ist, mit hiehergenommen, weil es an einer schmerzhaften Krankheit litt und ich es fremder Pflege nicht anvertrauen mochte. Sie hätten dadurch Ihnen, Herr Landrichter, viele Mühe, sich selber aber eine große Beschämung erspart.

— Und auch die Gerichtskosten, brummte der Baron mürrisch in den Bart.

— Pundhufond! erscholl es aus dem Munde Dahlbom's.

Der Major war im Begriff, voller Wuth gegen Nicander aufzufahren, doch ein strenger, abmahnender Blick des Richters band ihm die Zunge.

Der Baron überlegte mittlerweile bei sich, ob nicht trotz der gegentheiligen Behauptung des Majors „Pundhufond“ so viel heiße wie: „Ihr seid Beide rechte Schafsköpfe.“ Mit einem halblaut hervorgemurmelten Fluch, der dem Major galt, schlich er dann längs der Mauer fort und verschwand im dichten Gebüsch, ohne auf die Worte zu hören, die jetzt der Landrichter sprach.

Auch die Uebrigen verließen bald den Platz; nur einer der Gerichtsdiener blieb zurück, um mit Dahlbom's Hilfe das Grab des Affen wieder herzustellen.

Ungern spreche ich gegen Jemand einen Tadel aus, namentlich aber möchte ich den Major Rawald, der als nächster Cognat in meiner Geschichte eine so hervorragende Rolle spielt, möglichst milde beurtheilen. Was kann ich indeß als Entschuldigung dafür anführen, daß er in Folge der Aufklärungen dieses Morgens einen verdoppelten Haß auf Nicander warf? Etwa das Bewußtsein, dem norwegischen Vetter ein bitteres Unrecht zugefügt zu haben? Oder die Scham über seine Niederlage?

Dem strengen Moralisten dürften solche Rechtfertigungsgründe doch schwerlich genügen.

Ei nun, ich kann weiter nichts thun, als den Major der Nachsicht des gütigen Lesers empfehlen und in meiner Erzählung fortfahren.

— Wie Sie nur auf die verwünschte Idee gekommen sind, daß Nicander eine wahnsinnige Grönländerin in seinem Thurm beherberge, schnaubte der Baron den Major an, als ihn dieser kurz vor dem Frühstück in seiner Küche besuchte, wo er gerade mit der Bereitung einer französischen Eier-Omelette beschäftigt war.

— Sie haben es so gut geglaubt wie ich, entgegnete der Major, indem er von dem Küchenstuhl eine eiserne Pfanne entfernte und sich selbst darauf placirte.

— Weil Sie es mir sagten, brummte der Baron.

— Mir hatte es ein Anderer gesagt, entschuldigte sich der Major.

— Der Andere war aber der spitzbübische Olaf Dahlbom. Sie hätten sich mit diesem Hallunken nicht einlassen sollen. Er hat Sie die ganze Zeit bei der Nase herumgeführt. Wer stieß die Leiter weg, so daß Sie hinunterstürzten? Glauben Sie, daß dies der kranke Affe vermocht hätte? Nein, der schurkische Olaf Dahlbom selbst that es, verlassen Sie sich darauf.

Das Alles hatte sich der nächste Cognat schon selber gesagt. Er gab keine Antwort.

Der Baron aber that zwei Löffel voll Milch und drei Eidotter in die Schale, welche den aus vier Loth rohen Schinken, zwei Loth Champignons, einem halben Löffel voll Schnittlauch und zwei Loth Butter bestehenden Teig enthielt, und rührte das Ganze mit einem Kochlöffel gehörig durch.

Er blickte dabei den Major von der Seite so finster und heimtückisch an, als mische er für ihn ein schnell wirkendes Gift.

Nachdem er dann noch mit einem abscheulichen Lächeln ein beträchtliches Quantum Arsenik — Salz, wollte ich sagen — hinzugethan hatte, griff er nach der obenerwähnten eisernen Pfanne und schwenkte sie mit cannibalischem Grimm.

— Aber das sag' ich Ihnen, Vetter, rief er wuthschnaubend, daß, wenn es Ihnen künftig einmal wieder in den Sinn kommen sollte, gegen Nicander zu intriguiren, und Sie etwa dabei auf meine Betheiligung rechnen sollten, ich mich wohl hüten würde, auf Ihren — Ihren Unsinn einzugehen. Was haben wir nun von unserer Denunciation? Nichts als Schimpf und Schande und obendrein noch die Tragung der Gerichtskosten. Diese freilich mögen Sie nur immerhin allein entrichten, denn ich gebe keinen Pfennig dazu her.

Nach dieser energischen Erklärung stellte er die Pfanne auf das Feuer und that ein großes Stück Butter, sowie auch, nachdem dieses geschmolzen war, den angerührten Teig hinein.

— Ich begreife überhaupt nicht, was Sie gegen Nicander haben, fuhr er mit steigender Erbitterung fort. Womit hat er Sie beleidigt? Alles wohl erwogen, ist er ein Ehrenmann.

— Alles wohl erwogen, ist er ein hämischer, boshafter alter Gauner rief der Major aufspringend, ein listiger, frecher Eindringling, den ich hier nicht dulden will — nun erst recht nicht. Wir lebten hier in leidlicher Eintracht bis zu dem Tage, da er aufs Schloß zog — mit welchem Recht, das wissen wir eigentlich gar nicht. Wer hat seine Ermächtigung dazu geprüft? Vielleicht hat er gar keine. Und hätte er auch eine, so würde mich dies doch nicht abhalten, ihn wieder zu vertreiben. Fort muß er, sag' ich Ihnen, ja fort muß er, so gewiß ich . . .

Er wollte wahrscheinlich sagen: „der nächste Cognat bin"; doch er hielt plötzlich inne und rannte in großer Hast aus der Küche, indem er so dicht an dem Kochherde vorbeistreifte, daß er gegen den über den Rand desselben hinausragenden langen Stiel der Pfanne anstieß und diese umwarf. Ein erstickender Qualm entstieg der ins Feuer gefallenen französischen Eier-Omelette; der Baron aber griff wüthend nach dem ersten, dem besten Küchengeschirr, vermuthlich um es seinem Vetter an den Kopf zu schleudern, doch dieser war schon außer Wurfweite.

Die sonstigen Ereignisse dieses Tages — es war in jeder Beziehung ein wahrer Unglückstag — übergehe ich aus Schonung der Gefühle meiner Leser mit Stillschweigen.

Am Abend jedoch begab sich etwas, das ich als gewissenhafter Berichterstatter nicht verheimlichen darf, zumal nun endlich das Burggespenst, von dem ich, wenn mir recht ist, gleich im ersten Capitel dieser wahren Geschichte geredet habe, handelnd auftreten wird.

Ueberdies darf ich aber auch hoffen, dem Leser einen erklecklichen Schauder zu erregen, und ich rathe ihm, die folgenden Seiten in einer ruhigen Stunde und in dem stillsten und heimlichsten Winkel seiner Wohnung, am liebsten Abends im Bette, zu lesen, dann aber gleich die Lampe auszulöschen und die Bettdecke schnell über den Kopf zu ziehen, damit ihn kein gräßliches Gerippe durch's Fenster angrinse und ihm keine eisigkalte Todtenhand über das Gesicht fahre.

Es war spät Abends, die weiblichen Bewohner von Nonneburg waren zur Ruhe gegangen, Grabesstille herrschte in allen Räumen des Schlosses, während draußen gespenstische Fledermäuse um die Mauerecken huschten und im nahen Park der Kauz sein unheimliches Gekrächze hören ließ. Der Vollmond stand am Himmel, seine blassen Strahlen streiften über die mit Kupfer belegten Dächer und zackigen Giebel hin und trafen in schräger Richtung einen Theil der hohen Mauern, welche den inneren Schloßhof umgaben.

Die offene Galerie, welche die beiden Flügel des Gebäudes mit einander verband, lag im vollen Licht, und die Marmorstatuen, die sie schmückten, stachen, obwol ihre Umrisse nur undeutlich zu erkennen waren, grell, fast blendend gegen das nächtliche Dunkel ab, in das sich die unteren und weiter zurückliegenden Partien des vielfach gegliederten Baues hüllten.

In einer offenen Thür des südlichen Flügels, welcher im tiefsten Schatten lag, stand regungslos eine menschliche Gestalt. Es war der Major Nawald, der nach der Aufregung des Tages einer Abkühlung in der frischen Abendluft bedürftig sein mochte. Seit einigen Minuten sah er sinnend zur Galerie hinauf.

Welche Gedanken mochte denn eigentlich der Anblick der dort befindlichen Statuen in seinem Geiste hervorrufen, daß er kein Auge von ihnen verwendete?

Ich weiß es nicht.

Er hatte die alten Götter tausendmal betrachtet, ohne sich irgend etwas dabei zu denken. Er kannte sie so genau, wie sein eigenes Spiegelbild — was viel sagen will.

Er wußte, daß die Themis schon seit Jahren keine Wagschale mehr in der Hand halte, daß der Flügelhelm des Mercur sehr defect sei und daß die

Ceres die untere Hälfte des einen Armes eingebüßt habe, so daß die Kornähren, welche er ehedem trug, nur noch wie aus purer Gefälligkeit an ihrem Gewande festklebten.

Er wußte auch, daß der Götter vor Zeiten acht gewesen, daß aber seitdem Apollo umgefallen und den Hals gebrochen, und später auch Diana, weil sie zu altersschwach geworden und gar zu bedenklich wackelte, von ihrem Postament entfernt werden mußte, daher nur noch sechs der Götter übrig waren.

Er wußte endlich, wo in der Reihe der Götter die zwei Lücken sich befanden.

Oft hatte er die Statuen unwillkürlich gezählt.

Er that es auch jetzt instinctmäßig: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — sieben!

Sieben?

Es war ja gar nicht möglich. Woher kam denn die siebente?

Er zählte von Neuem und — das Blut gerann ihm in den Adern, das Haar sträubte sich ihm vor Entsetzen auf dem Kopf — es waren ihrer wirklich sieben.

Und nun — träumte er oder wachte er? — die überzählige siebente verließ ihren Platz; sie bewegte sich langsam, feierlich, wie schwebend; sie glitt dicht an die Themis heran, stand hier einen Augenblick still und schwebte dann weiter bis zum Mercur.

Nun schien es, als habe sie ihn gesehen — nicht den Mercur, sondern den Major — sie erhob den rechten Arm und schüttelte diesen wie drohend gegen ihn.

Der Major, obgleich eigentlich kein feiger Mann, war bei diesem Anblick so gänzlich von Schrecken gelähmt, daß er kein Glied zu regen vermochte; doch nun verschwand die gespenstische Erscheinung, es war ihm, als höre er ihren leisen, geisterhaften Tritt auf der Treppe, die in den Thorweg hinunterführte.

Wie, wenn sie ihm einen Besuch zugedacht hätte?

Er erbebte innerlich bei dem Gedanken, erzwang sich aber durch eine gewaltsame Anstrengung die Herrschaft über seine Glieder und rannte ins Haus.

Unter Zittern und Zagen trat er in das Zimmer des Kammerjunkers v. Osten.

Dieser war gerade im Begriff sich auszukleiden.

— Mein Gott, was ist Ihnen, lieber Major? rief er, als er das todtenbleiche, verstörte Gesicht seines späten Besuches sah.

— Kommen Sie, kommen Sie schnell! war Alles, was der Major hervorstammeln konnte.

Einen Augenblick später befanden sich Beide in der auf den Hof führenden Thür.

Das Gespenst stand wieder regungslos, wie es der Major zuerst gesehen hatte, in einer der Lücken zwischen den Statuen; es glich diesen hinsichtlich der Größe, sowie auch hinsichtlich der weißen Farbe und sogar des Costüms vollkommen.

Der Major deutete mit zitternder Hand darauf hin.

— Sehen Sie's? flüsterte er ängstlich.

— Ich sehe nichts.

— Wie viele Statuen gibt es da?

— Ei nun — sechs.

— Zählen Sie.

— Sonderbar, sagte der Kammerjunker, ich zähle sieben; ist denn eine der zwei fehlenden — — aber, mein Gott — es bewegt sich!

In diesem Moment hörten sie einen gellenden Schrei, der aus dem Thorwege zu kommen schien.

Er rührte von der Köchin der Frau v. Osten her, die den Abend angenehm genug gefunden hatte, um mit Johann, dem Diener des Barons, eine späte Promenade zu machen. Wie toll rannte das Mädchen an dem Major und dem Kammerjunker vorbei ins Haus, während ihr Liebhaber nicht weniger eilig durch den Thorweg zurück in die Wohnung des Castellans lief.

Gleich darauf trat er mit dem alten Böhme in den innern Schloßhof. Ihnen folgten fast auf dem Fuße Nicander und Olaf Dahlbom. Alle sahen nun, wie das Gespenst langsam und gravitätisch längs der Galerie auf- und abschritt; Nicander und sein Diener hatten es bereits vom Thurm aus wahrgenommen.

Während die Männer noch sprachlos auf das unheimliche Wunder hinstarrten, gesellte sich ihnen auch noch Bernhard Günther zu.

— Wir müssen das näher untersuchen, sagte Nicander; wer von Ihnen, meine Herren, geht mit mir auf die Galerie?

Der Major wendete sich ängstlich und mißlaunig von dem Sprecher ab, der Kammerjunker zögerte, der alte Böhme war so erschrocken, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte, und Johann schwor, daß er um keinen Preis der Welt mit Gespenstern anbinden wolle. Bernhard dagegen erklärte sich bereit, seinen Onkel zu begleiten, und sie verließen mit dem steif und stramm hinter ihnen dreinmarschirenden Olaf Dahlbom die Uebrigen. Gleich darauf sah man sie im hellen Mondschein auf der Galerie.

Sie näherten sich dem Gespenst; dieses wich langsam zurück, indem es wie abwehrend die Arme gegen sie ausstreckte. Plötzlich aber wurde es

von den drei Männern umringt und gepackt. Es brach unter ihrem Griff zusammen und stieß ein schauerliches schrilles Geheul aus. Nicander aber hörte man rufen:

— Sie sinds, Baron? Aber was zum Henker fällt denn Ihnen ein, daß Sie hier solche Possen treiben?

Lieber Leser, ich sage nicht, daß der Baron ein Nachtwandler war. Wenn Du Dir das denkst und vielleicht weiter schließest, daß er zu dem ganzen Gerede von dem Burggespenst Anlaß gegeben, so ist das Deine Sache. Nie könnte es mir einfallen, Dir eine so hübsche Geistergeschichte zu erzählen, um gleich darauf die erzielte Wirkung zunichte zu machen. Ich sage nur, daß Nicander die obenstehenden Worte lachend hervorstieß. Man täuscht sich aber sehr leicht im Mondschein, und wenn Du zufälligerweise zu den gläubigen Lesern der von dem Doctor Karl Andreas Berthelen redigirten Zeitschrift „Psyche“ gehören solltest, so bleibt es Dir unbenommen, an das Burggespenst zu glauben, zumal Du überzeugt sein darfst, daß Dich der Herr Doctor, um alle Deine Zweifel zu widerlegen, auf das vorhin von mir angeführte Zeugniß zweier sehr zuverlässiger Personen verweisen würde, die mehr als einmal das Gespenst mit unbeirrten Augen beobachtet haben: ich meine die Köchin der Frau v. Osten und die Kammerjungfer der Generalin.

Drittes Capitel

Mutter und Tochter.

Hoffentlich ist Euch das Boudoir der Generalin noch erinnerlich und ich brauche es Euch dann nicht zum zweitenmal zu beschreiben.

An dem kleinen zierlichen Schreibtisch mit der Rückwand von Flechtwerk, durch welches sich Epheu schlang, saß in einer eleganten und sehr kleidsamen Morgentoilette die Generalin. Ihre Beschäftigung war eine harmlosere als das erstemal, wo wir sie belauschten, denn sie machte keine geschickten Manipulationen mit den Briefen anderer Leute, sondern schrieb selbst welche. Der goldene Köcher eines holdselig lächelnden Amors von Alabaster diente ihr als Tintenfaß, und wir wollen annehmen, daß der Inhalt ihrer Briefe der Quelle Ehre machte, aus welcher ihre Feder getränkt wurde.

Hinter der schönen Generalin ruhte auf einem Canapé in halb sitzender, halb liegender Stellung ihre noch schönere Tochter.

Sie hielt ein Buch in der Hand und ihre Augen waren unverwandt auf dasselbe gerichtet.

Da sie aber während der ganzen Zeit, in welcher ihre Mutter drei Briefe schrieb, kein einzigesmal umblätterte, bleibt es zweifelhaft, ob sie sich

nicht weit mehr mit ihren eigenen schnell kommenden und schwindenden Gedanken, als mit den im Buche festgebannten unterhielt.

Sie schrak, als die Generalin endlich ihre Briefmappe zuklappte, zusammen und blickte verstört auf, als sei sie durch das Geräusch aus einem Traum geweckt worden. Und es verbreitete sich über ihre lieblichen Züge ein Ausdruck von innerer Unbehaglichkeit, als die Mutter mit dem auf Rollen ruhenden Sessel eine Schwenkung machte und sich anschickte, das Wort an sie zu richten.

— Ich habe an Deinen Onkel geschrieben und ihn gebeten, seine Abreise noch um eine Woche hinauszuschieben, begann die Generalin in kaltem, gemessenem Tone. Ich habe zur Motivirung dieser Bitte mich der Nothlüge bedient, daß Du an einem heftigen Kartarrh leidest.

— Ich danke Dir, entgegnete Therese zerstreut.

— Dieser Aufschub ist der letzte und muß in jedem Falle benützt werden, Therese.

— Benützt?

— Um endlich zum Ziele zu kommen.

Wo war heute die sonst so bezaubernde und gewinnende Milde der Generalin?

Sie sprach mit herbem Ernst und starkem Nachdruck, und sie sah dabei gar nicht aus, als habe sie soeben noch den Köcher des Liebesgottes zur Verdolmetschung ihrer Gefühle verwendet.

— Hängt das von mir ab? fragte langsam und zögernd Therese.

— Von Dir, allerdings, war die feste, entschiedene Antwort. Es hängt immer von einem mit Deinen Vorzügen ausgestatteten Mädchen ab, ob es in einer gegebenen Zeit einen so verliebten und dabei so unerfahrenen jungen Mann, wie Bernhard Günther, zu seinen Füßen sehen will oder nicht.

Diese Worte machten sicherlich auf Therese einen äußerst peinlichen Eindruck, denn eine lebhafte Röthe stieg ihr in die Wangen und ihre Brauen zogen sich leicht zusammen.

Die Generalin fuhr fort;

— Du selbst warst dieser Ansicht, als Du hieherkamst und ich Dir meinen Plan auseinandergesetzt hatte. Du wärst auch sonst wol nicht so bereitwillig auf denselben eingegangen.

— Vergiß nicht, Mutter, daß ich nur unter gewissen Bedingungen darauf einging, entgegnete Therese mit Empfindlichkeit, indem sie sich aus ihrer halb liegenden Stellung emporrichtete.

— Eben weil ich das nicht vergessen habe, ist mir Dein jetziges Zögern unbegreiflich, sagte die Generalin frostig. Deine Bedingung bezog sich auf die Persönlichkeit, den Charakter des jungen Kunstgärtners. Nun, er gefiel

Dir in jeder Hinsicht; Du gestandest mir sogar, daß Du für ihn eine wahre, aufrichtige Liebe fassen könntest. Ja, wie es scheint, liebst Du ihn jetzt wirklich, fast, möchte ich sagen, schwärmerisch — — oder sollte ich mich irren?

Therese preßte ihre kleine weiße Hand aufs Herz und erwiderte mit zu Boden gesenkten Augen und bebenden Lippen, jedoch mit fester, vernehmlicher Stimme:

— Du irrst Dich nicht.

Um den feingeformten Mund der Generalin zuckte ein eigenthümliches Lächeln; es schwand jedoch sogleich wieder, als ihre Tochter plötzlich stolz das Haupt hob und sie entschlossenen Blickes ansah.

— Aber eben darum, fügte das junge Mädchen in sehr entschiedenem Tone hinzu, kann ich jetzt Bernhard gegenüber keine mir vorgeschriebene Rolle mehr spielen.

— Ist Dir diese Ueberzeugung erst heute gekommen, Therese?

— Nein, nicht erst heute.

— Wie erkläre ich mir alsdann Dein bisheriges Benehmen gegen ihn? Noch gestern war es fast ganz das nämliche, wie am ersten Tage.

— Und dennoch war es schon seit einiger Zeit kein durchdachtes, wie am ersten Tage.

— Es beliebt Dir, in Räthseln mit mir zu sprechen.

— Ich will mich deutlicher ausdrücken, Mutter, denn ich wünsche recht sehr, von Dir verstanden zu werden. Als der Wunsch in mir aufstieg, Bernhard Interesse für mich einzuflößen — Gott im Himmel weiß, mit welchem Widerstreben ich dies ausspreche — mußte ich darauf bedacht sein, mein Benehmen mit seinem schlichten, einfachen Wesen in Einklang zu bringen. Unberührt von der Einwirkung einer herzlosen, eitlen, nur an Formen hängenden Welt, wie er mir vom ersten Augenblick an erschien, konnten die in jener Welt üblichen Künste der Koketterie nur abstoßend auf ihn wirken, und insofern spielte ich — o Schande, daß ich es gestehen muß! — ihm gegenüber instinctmäßig eine mir neue Rolle. Ich wußte aber nicht — so sehr hatte man mir von Kindheit an die Verstellung zur Gewohnheit gemacht — daß ich gerade dadurch auf das mir Natürliche zurückgeführt wurde. Eben weil ich täuschen wollte, zeigte ich mich, wie ich meinem eigentlichen Wesen nach bin, oder vielmehr einst war und gern wieder sein möchte, offen, hingebend und vertrauend; und so wurde das, was von Anfang an nur ein verächtliches Spiel war, bald der ungefälschte Ausdruck meines ursprünglich besseren Ichs.

Therese saß jetzt in hochaufgerichteter stolzer Haltung da, ihre dunklen Augen leuchteten.

Die zwar zurückgedrängte, aber nicht unterdrückte, nun wieder zum vollen Bewußtsein gelangte Würdigung ihres moralischen Werthes sprach sich beredt in jeder ihrer Mienen aus und verlieh ihr ein Gepräge — man könnte sagen von Erhabenheit. Und die Liebe, welche in ihrem Inneren diese Umwandlung zum Besseren bewirkt hatte, schien sie auch äußerlich zu verschönern und zu verklären.

Die Generalin dagegen verrieth auch nicht die leiseste Gemüthsbewegung.

Sie legte die Hand an den Mund, wie um ein Gähnen zu verbergen, und sah zu ihrer Tochter hinüber, als wolle sie fragen, ob der Sermon jetzt zu Ende sei.

Therese fuhr fort:

— Du wirst nun begreifen, Mutter, was ich vorhin sagte: daß mein Benehmen gegen Bernhard, obgleich fast das nämliche wie am ersten Tage, doch seit längerer Zeit kein nur angenommenes ist. Du wirst mir wol auch beipflichten, wenn ich Dir wiederhole, daß ich ihm gegenüber keine Vorschrift mehr befolgen kann, die nur auf kluge Berechnung begründet ist. Sollte er aber aus eigenem, freiem Antriebe den Schritt thun, zu welchem Du ihn durch mich verlocken möchtest, so würde ich darin die Verwirklichung meiner theuersten Hoffnungen erblicken. Mein ganzes Lebensglück hängt ja davon ab und meine ...

— Deine ...? fragte die Generalin, sie scharf ansehend.

Therese war vom Canapé aufgesprungen und stand mit hochgerötheten Wangen und flammenden Augen ihrer Mutter gegenüber. Jetzt aber sank sie wieder auf die Kissen nieder und barg schaudernd das Antlitz in ihre Hände.

— Meine Rettung! stammelte sie innerlich erbebend.

Es war unzweifelhaft, daß die Generalin die letzten Worte ihrer Tochter gehört hatte, sie nahm indeß nicht die mindeste Notiz von denselben.

— Ich hatte geglaubt, sagte sie in trockenem, geschäftsmäßigem Tone, ich hatte geglaubt, diese ganze Angelegenheit von Anfang bis zu Ende in ruhiger, vernünftiger Weise mit Dir besprechen zu können, wie es denn auch die Erreichung eines so überaus wünschenswerthen Zieles erheischt. Mit Verliebten wäre es jedoch vergeblich, streng logisch reden zu wollen, denn wo das Gefühl eine unberechtigte Alleinherrschaft erlangt hat, muß freilich die Vernunft zurückstehen. Ich werde also die Sache nehmen, wie sie gerade liegt, und für Dich handeln.

— Was willst Du thun, Mutter? rief Therese, indem sie mit einer leidenschaftlichen Geberde ihre schwarzen Locken zurückstrich.

— Du sollst es sogleich erfahren, entgegnete die Generalin kalt und ruhig, nur gestatte mir vorerst eine Bemerkung, die als Antwort auf einige Deiner leidenschaftlichen Aeußerungen gelten mag. Von Anfang an habe ich Dein wahres Wohl ins Auge gefaßt. Indem ich Dich mit dem Erben eines unermeßlichen Vermögens zu verbinden trachtete, wollte ich Dir zugleich einen Mann geben, der Deiner, wie ich nicht bezweifelte, auch in jeder anderen Beziehung würdig war. In jeder Beziehung, sage ich, denn die nichtigen Vorurtheile unserer Standesgenossen theile ich nicht. Hätte ich — merke Dir dies wohl — selbstsüchtigerweise nur nach Glanz und Reichthum gestrebt, so hätten mir andere, vielleicht nicht schwerere Mittel zu Gebote gestanden, um zum Ziele zu gelangen. Doch nicht Habsucht, nicht Ehrgeiz allein lenkten meine Schritte. Es mag Dir aus meinem Munde fremd und seltsam klingen, aber dennoch ist es wahr: die Mutterliebe, oder, wenn Dir das Wort passender dünkt, der Mutterstolz hatte auf meinen Entschluß so gut einen Einfluß, als die kluge Berechnung, die Du jetzt nicht mehr zur Richtschnur nehmen willst. Ich wollte Dich zu einer geachteten Frau machen, um Dich der Gefahr zu entreißen, eine . . .

— O, sprich nicht davon, unterbrach sie Therese, verzweiflungsvoll die Hände ringend, sprich nicht davon, denn beim Himmel, ich muß es vergessen, soll mir in dem Augenblick, wo ein edler und geliebter Mann um mein Jawort bittet, nicht die Scham ein Nein erpressen!

— Thörin! sagte halblaut und mit einem spöttischen Lächeln die Generalin.

— Was aber willst Du thun, Mutter? fragte Therese in furchtbarer Aufregung. Du sagtest, daß Du für mich handeln wollest.

— Ich werde mit Alexander reden

— Mit dem Grafen?

— Er interessirt sich mehr für Dich, als Du denkst, und er wünscht so gut wie ich, Dich mit Bernhard Günther vereinigt zu sehen. Eure Ehe wäre eine weitere Garantie dafür, daß er Bernhard definitiv zu seinem Erben bestimmte. Ich werde ihn veranlassen — natürlich muß er glauben, seinem eigenen Antriebe zu folgen — der Naivetät und Unerfahrenheit seines Neffen ein wenig zu Hilfe zu kommen, indem er ihm vorstellt, daß die Fortdauer eines so intimen Verhältnisses wie das, welches sich zwischen Euch gestaltet hat, nicht länger durch die bloße Beziehung eines jungen Mannes zu seiner Cousine gerechtfertigt ist. Liebt Dich Bernhard so sehr, wie ich annehme, und besitzt er das hohe Ehrgefühl, das wir ihm zuschreiben, so wird er den Wink beherzigen, seine Zaghaftigkeit und Schüchternheit überwinden und endlich das entscheidende Wort sprechen. Hast Du hiegegen etwas einzuwenden?

Therese schwankte einen Augenblick, dann antwortete sie mit Festigkeit:

— Nein.

Gleich darauf erhob sie sich und verließ mit einer kalten und förmlichen Verneigung gegen die Mutter das Zimmer.

Die Generalin sah, als sich ihre Tochter entfernt hatte, sinnend vor sich nieder.

— Sie liebt diesen jungen Mann mit dem ganzen Feuer ihrer leidenschaftlichen Natur, sagte sie für sich. Thäte sie es nicht, so wäre er, das große, leicht zu behandelnde Kind, wahrscheinlich schon längst ihr Bräutigam. Wie sonderbar, daß die Liebe so oft die schlimmste Feindin unserer klügsten Vorsätze ist.

Auf ihrem eigenen Zimmer angelangt, warf sich Therese mit allen Zeichen der heftigsten Gemüthsbewegung in ein Fauteuil.

Aber schon nach wenigen Minuten sprang sie, wie von innerer Unruhe getrieben, wieder auf.

— O, wie martern mich diese Zweifel, sagte sie halblaut für sich, aber Du, Mutter, Du trägst die Schuld; hättest Du meine erste Jugend sorgsamer überwacht, so brauchte ich mich jetzt nicht zu fragen, ob ich der Liebe eines so edlen Mannes würdig bin.

Mit hastigen Schritten, schwer athmend, als laste eine unerträgliche Bürde auf ihrer Brust, ging sie im Zimmer auf und ab; dann blieb sie plötzlich wieder stehen.

— Es ist hier entsetzlich schwül, sagte sie, ich ersticke, ich muß hinaus in die frische Luft!

Schnell drückte sie einen Strohhut auf den Kopf, warf ein warmes Tuch um die Schultern und verließ das Zimmer.

Es war sicherlich ihr Wunsch, jedem Begegnen mit Anderen auszuweichen, denn sie lenkte, sobald sie den Park betreten hatte, ihre Schritte nach dem entlegensten und am wenigsten besuchten Theile desselben.

Es befand sich hier dicht an dem hohen Zaune, der den Park von dem Walde trennte, unter einem wilden Apfelbaume eine kleine Grasbank. Der Platz bot wenig des Angenehmen und war ringsumher von Gebüsch umgeben.

Er mußte von einem besonders misanthropischen Bewohner des Schlosses zum heimlichen Schmollwinkel ausersehen worden sein, und zwar vor sehr langer Zeit, denn die Bank war fast zu einem formlosen Haufen zusammengesunken und erhob sich nur wenig über dem unebenen Boden.

Daß Therese den Platz kannte, war daraus zu ersehen, daß sie auf dem kürzesten Wege darauf zuschritt.

Und hier saß sie nun, während Stunde auf Stunde verstrich, und die Sonne immer höher stieg und ihre Strahlen matt und gebrochen durch das noch nicht völlig entwickelte Laub und das knorrige Geäste des alten Apfelbaumes in den feuchten, kalten Winkel dringen ließ.

Hier saß sie mit tiefgebeugtem Haupt und starr auf den Boden gehefteten Blick.

Sie riß mit der Hand mechanisch die Grashalme und die Blümchen ab, die in ihrem Bereiche wuchsen; sie zerzupfte sie und streute sie rund umher und riß wieder andere ab und grub mitunter die Hand tief in die aufgewühlte Erde ein und schloß und öffnete sie krampfhaft und begann dann wieder die nämliche zerstörende Arbeit.

Hier saß sie, bis zum Tode betrübt, über Vergangenes und Zukünftiges grübelnd und in ihrem unruhigen Geiste erwägend, welchen Entschluß sie fassen solle.

War wirklich die Stunde der Entscheidung nahe?

Wol möglich, sogar wahrscheinlich, da ihre Mutter sich vorgenommen, sie herbeizuführen.

Aber von wem hing die Entscheidung ab?

Schließlich doch nur von ihr selber.

Welch furchtbar schwere Wahl würde ihr dann anheimgestellt sein!

Sollte sie ihren ganzen Stolz, ihre ganze Selbstverleugnung zusammenraffen und ohne ihm, den sie liebte, ihr Inneres zu erschließen, auf das Glück verzichten, welches sie an seiner Seite und nur da finden konnte? Oder sollte sie reden und, indem sie seine schönste Illusion zerstörte, ihr Schicksal demüthig von seiner großherzigen Nachsicht abhängig machen? Oder sollte sie endlich schweigend ihm ihre Hand reichen und sich die Lebensaufgabe stellen, den Betrug, der in der Verheimlichung liege, durch die innigste Liebe wieder gutzumachen, die je ein Weib veredelte und mit sich selbst aussöhnte?

Und während dieser entsetzliche Kampf — ein Kampf, der zugleich mit der Liebe für Bernhard entbrannt war — in ihrem Innern tobte, strömten Thränen aus ihren des Weinens entwöhnten Augen und fielen auf die geknickten Blumen zu ihren Füßen.

Es waren Thränen der tiefsten, schmerzlichsten Wehmuth, Thränen, wie sie nur Scham und bittere Reue erpressen.

Plötzlich schrak sie zusammen — Schritte wurden dicht neben ihr vernehmbar.

Sie fuhr mit der Hand über die Augen, die Verräther ihrer Gemüthsbewegung zu entfernen, und blickte auf.

Bernhard stand vor ihr.

— Sie hier, Cousine? fragte er verwundert.

— An diesem Platz spielte ich oft als Kind, ich liebe ihn und besuche ihn oft, sagte sie, indem sie mühsam nach Fassung rang.

— Es ist hier aber feucht und kalt wie in einem Keller, fuhr er fort.

— Man ist hier allein und ungestört, Vetter.

— Wenn das ein Wink für mich sein soll, mich zu entfernen ... es war ganz zufällig, daß ich ...

— Reden Sie doch nicht so, Bernhard. Sie wissen recht gut, daß meine Worte nicht auf Sie Bezug hatten.

Sie rückte auf der Bank ein wenig zur Seite und lud ihn durch eine Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Er that es.

— Was ist Ihnen, Cousine? fragte er theilnehmend, als er nun erst in ihr von dem breitrandigen Strohhut überschattetes Gesicht sah. Sie weinen, theuerste Therese, fügte er bewegt hinzu, wollen Sie mir sagen, was Sie betrübt?

Sie gab keine Antwort; ihre Thränen flossen nur noch reichlicher.

Ein unsäglich zärtliches Gefühl für das schöne Mädchen regte sich in seinem Herzen; es war das erstemal, daß er den Ausdruck von Kummer und herbem Schmerz in ihren Zügen sah, und der Gedanke, daß sie des Trostes, vielleicht des Schutzes bedürfe, verlieh ihr in seinen Augen einen neuen Reiz.

Er wiederholte die Frage, was es sei, das sie so sehr betrübe, aber sie schwieg noch immer.

— Wenn meine Frage indiscret ist, sagte er endlich, so habe ich keine Entschuldigung, denn als eine solche dürfte ich nicht einmal Ihre bisherige Offenheit anführen.

— Meine Offenheit? entgegnete sie in leisem Tone. Nun ja, ich war bis jetzt offen und aufrichtig gegen Sie, Bernhard, so weit es die Umstände gestatteten und — erheischten.

— Wollen Sie es immer sein, Therese?

Sie senkte das Haupt und flüsterte ein kaum vernehmbares:

— Ja.

— Selbst dann, wenn ich eine noch weit wichtigere Frage, als die eben gestellte, an Sie richte, eine Frage, zu der ich noch weit weniger berechtigt bin, obgleich ich mein Leben darum gäbe, sie in einem mir günstigen Sinne beantwortet zu hören. Erlauben Sie mir, zu sprechen?

Seine Stimme bebte vor innerer Bewegung; er wußte kaum, was er sagen wolle, doch er war sich bewußt, daß jedes Wort aus dem Herzen kommen werde.

— Sie gebieten mir nicht, zu schweigen, sagte er mit einer ehrerbietigen Zurückhaltung, die nichts mit dem fröhlichen, vertraulichen Wesen gemein hatte, welches sonst zwischen ihnen herrschte. Ich danke Ihnen für die Güte, die Sie mir erweisen; fürchten Sie nicht, daß ich dieselbe mißbrauchen werde. Therese, fuhr er fort, indem er ihre Hand schüchtern ergriff, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich Sie liebe; ich fühle, daß Sie es schon längst wissen, und wollte ich es auch aussprechen, es würden mir die Worte

dafür fehlen. Es ist nicht von einer über jeden Ausdruck innigen Liebe, daß ich jetzt mit Ihnen reden möchte, nein, es drängt mich, vor allen Dingen die Ueberhebung, womit ich mich an Sie wende, wenn ich es kann, zu entschuldigen. Werde ich es können? Ich bin ein Bürgerlicher — Manche nennen mich einen Handwerker — Sie sind ein adeliges Fräulein, für das Leben in der großen Welt erzogen; berechtigt mich der Umstand, daß ich weitläufig mit Ihnen verwandt bin, berechtigen mich die Verhältnisse, die unsere Bekanntschaft begünstigten, zu den Wünschen, welche ich hege? Schon oft legte ich mir diese Frage vor. Eine kühne Hoffnung wollte mir Muth einflößen, eine nur zu natürliche Schüchternheit raubte sie mir immer wieder, und so schwieg ich bis zu diesem Augenblicke. Entscheiden Sie nun, theuerste Therese. Sagen Sie Nein — und ich verlasse Sie — will Sie um kein Wort, nicht einmal um einen Blick bitten — aber, falls ich Ihnen trotz der weiten Kluft, die zwischen uns liegt, als kein ganz Unwürdiger erscheine, so geben Sie mir ein schwaches Zeichen der Aufmunterung und ich will . . .

Bernhard's Aufmerksamkeit wurde hier durch ein Geräusch wie von schnell nahenden Schritten abgelenkt.

In dem schadhaften alten Zaune, der den Park von dem Walde trennte, war unmittelbar vor der Grasbank eine breite Lücke. Dieser schien sich ein Fußgänger vom Walde aus rasch zu nähern.

Auch trat nun wirklich aus dem dunklen Schatten der Bäume eine männliche Gestalt hervor.

Es war der Kammerjunker.

Er sah die auf der Bank Sitzenden nicht, sondern nahm einen kurzen Anlauf und sprang über den ziemlich breiten Graben, der jenseits der Zaunlücke hinlief.

Kaum aber hatte er den Sprung vollführt, als er aufblickte und Therese und Bernhard gewahr wurde. Ein spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund; er lüftete grüßend den Hut, wendete sich mit einem kurzen „Pardon!“ um, machte mit großer Behendigkeit den Sprung zurück und war verschwunden.

Dies Alles war so überraschend schnell gekommen, daß die beiden Liebenden noch wie vom Blitz gerührt dasaßen, als schon die Fußtritte des Davoneilenden in der Ferne verhallten.

Bernhard war so gänzlich aus der Fassung gebracht, daß es ihm unmöglich wurde, den abgerissenen Faden seiner Rede sogleich wieder anzuknüpfen. Während er sich vergeblich mühte, seiner Verlegenheit Herr zu werden, entzog ihm plötzlich Therese ihre Hand und stand mit einer raschen Bewegung auf.

Er blickte verwundert zu ihr empor.

Welch neue Gemüthsbewegung hatte sich ihrer bemächtigt?

Ihr soeben noch von tiefer Röthe flammendes Gesicht war todtenbleich geworden und in ihren soeben noch mit lieblicher Verwirrung zu Boden gesenkten Augen loderte jetzt ein seltsames Feuer.

— Bernhard, sprach sie mit zitternder Stimme, ich kann, ich darf Ihnen jetzt nicht Gehör geben, denn ich wäre unvermögend, Ihnen zu antworten, wie — wie Sie es wünschen möchten — oder wie es eine heilige Pflicht mir gebietet. Mißverstehen Sie mich nicht, theuerster Bernhard, Alles, um was ich Sie bitte, ist Zeit, kurze Zeit nur, um mich zu sammeln. Morgen, wann Sie wollen, zu jeder Stunde sollen Sie das aussprechen hören, was Sie mir noch zu sagen haben, und dann — ja dann, so wahr Gott lebt! — sollen Sie eine Antwort erhalten, so aufrichtig, wie ich sie zu geben vermag. Jetzt aber gehen Sie, lieber, lieber Bernhard — o bitte, gehen Sie!

Er wagte eine Einsprache, allein es lag in ihrem Wesen etwas so sanft Drängendes und zugleich Gebietendes, daß er sich endlich fügte und sie verließ.

Welch unerklärlicher Druck lastete von diesem Augenblick an auf seinem Herzen, so oft er sich den eben stattgehabten Auftritt vergegenwärtigte und an die gänzliche Umwandlung dachte, die derselbe in dem Benehmen Theresens hervorgerufen hatte?

Drängte sich ihm wol auch die Frage auf, ob der störende Zwischenfall, wäre er durch einen Anderen, als gerade den Kammerjunker veranlaßt worden, die ganz gleiche Wirkung geäußert hätte?

Viertes Capitel.

In einer Kunstmühle.

Ich bedaure von Herzen, meinen jungen Leserinnen nicht sagen zu können, daß Bernhard Günther, nachdem seine Liebeserklärung so mal-à-propos unterbrochen worden, auf einsamen Wegen in die stille Waldeinsamkeit floh, dort am Fuß einer ehrwürdigen Eiche, von Liebesweh überwältigt, niedersank und, nachdem er einige Zeit mit thränenfeuchten Augen den schmelzenden Tönen einer am Vormittag schlagenden Nachtigall gelauscht, seine Brieftasche hervorzog und auf ein Pergamentblatt mit dem Silberstift ein Sonnett schrieb, in welchem er Thereseus Schönheit pries.

Meine Damen, wenn ich Ihnen dies sagte, so wäre es einfach eine Lüge.

Glauben Sie mir, es wäre mir so angenehm wie Ihnen, wenn der gute Bernhrad sich immer so betrüge, wie es einem echten und rechten

Romanhelden geziemt; wenn er aber statt dessen sich mit so prosaischen Dingen, wie das Walzen von neuangesäeten Grasplätzen oder das Ausstecken und Bepflanzen von Beeten beschäftigt, so muß ich meinen ästhetischen Gefühlen Zwang anthun und die Wahrheit bekennen.

Die Wahrheit bekennen!

Es wird Einem mitunter recht sauer!

Muß ich denn wirklich noch hinzufügen, daß Bernhard gegen Abend desselben Tages, an welchem er im besten Zuge gewesen, Theresen zu erklären, daß er ihr sein ganzes Dasein und alle seine Gedanken und alle seine Gefühle weihe, einen Besuch in der Mühle abstattete?

Nun, meinetwegen auch das noch; es ist ja schon hingeschrieben, ich mag es nicht wieder ausstreichen

Uebrigens ist die Sache auch lange nicht so schlimm, wie sie beim ersten flüchtigen Blick erscheint.

An die hübsche Helene dachte er dabei durchaus nicht in einer Weise, die mit seinen gegen Therese geäußerten Empfindungen in Widerspruch stand. Er wollte nur sein Versprechen halten, obgleich es ihm — ich kann es verbürgen — eigentlich recht unangenehm war, es gegeben zu haben. Wortbrüchig wollte er nicht sein, und er ging.

Wir wollen ihm vorauseilen, um uns mit der Mühle und ihren Bewohnern, die später in unserer Geschichte eine hervorragende Rolle spielen werden, bekannt zu machen.

Die Mühle war ein langes und sehr hohes Gebäude von vielen Stockwerken.

Es bestand aus vier Abtheilungen, von welchen eine als Wohnhaus diente, während die drei anderen das höchst complicirte Mühlwerk enthielten.

Das Ganze war ohne jeglichen architektonischen Schmuck und machte mit seinen langen Fensterreihen und vielen schnurgeraden Linien durchaus keinen angenehmen Eindruck auf das Auge; die romantische Lage jedoch, die mächtigen Wasserräder, die drunten im schattigen Grunde sich unter dem Druck des stürzenden Gießbachs wälzten, die herrlichen Baumgruppen endlich, die überall dem Blick begegneten, verliehen der Aumühle, so wenig anziehend auch die Baulichkeiten an sich waren, doch einen hohen Reiz.

Warst Du je in einer Mühle, lieber Leser? Das heißt in einer sogenannten Kunstmühle, die sich zu einer Mühle gewöhnlichen Schlages verhält wie etwa der Chronometer auf einer Sternwarte zu der Schwarzwälder Wanduhr in einer Dorfschenke?

Warst Du noch nie in einer Kunstmühle, so rathe ich Dir, bei nächster Gelegenheit eine solche zu besuchen.

Du trittst ein.

Das Fremdartige des Anblicks verwirrt Dich, das Schnurren, Rasseln, Rauschen und Zittern ringsum Dich her betäubt Dich, Du weißt nicht, wohin Du zuerst blicken sollst.

In halbdunkeln, wunderbar geheimnißvollen Winkeln drehen sich Zahnräder von höchst bösartigem Aussehen. Einige haben eine horizontale, andere eine verticale Stellung, einige sind groß, andere klein, aber alle liegen sie sich mit einer so unnachgiebigen, bissigen Feindseligkeit in den Haaren, als hätten sie keinen anderen Gedanken als den, sich gegenseitig zu zermalmen. Sie setzen eiserne Walzen von glattem gleißnerischen Wesen in Bewegung, die durch die Decke hinaufreichen, um ein Stockwerk höher — Gott weiß welch unbegreifliche Dinge zu verrichten.

Wendest Du Dich von diesem unheimlichen Treiben ab, so siehst Du in anderen Räumen hölzerne Kasten und Gestelle von ganz unbeschreiblicher Form, dickleibige, aufgedunsene, an denen Mehlsäcke gleich Blutegeln hängen und sich vollsaugen, und dünne, schmächtige — der Dich begleitende Müller nennt sie Schöpfwerke — die wie harmlose Balken aussehen und, wie die vorhin erwähnten Walzen, durch Löcher, welche in der Decke angebracht sind, gleichfalls in den zweiten Stock hinaufreichen.

Sie sehen, wie gesagt, ganz unschuldig aus, öffnest Du aber eine der kleinen Thüren, die Du an ihnen bemerkst, so verräth sich sogleich ihre tückische Natur, denn ein künstliches Getriebe, das in ihrem Innern auf- und absteigt, wirft Dir, wenn Dich eine unzeitige Neugier antreibt, es näher zu besichtigen, maliziöser Weise eine Portion Mehl in die Augen.

Aergerlich wendest Du Dich ab, schreitest an einer Unmasse von Mehlsäcken und mit Mehl bepuderten Geräthschaften von unergründlicher Construction, vielleicht auch noch an einem in Mehl gebadeten, spöttisch lächelnden Müllerburschen vorbei der mehligen Treppe zu, die in das zweite Stockwerk führt.

Hier sieht es fast noch wunderlicher aus, als im ersten.

Betrachte Dir einmal jene großen Gefäße dort, in welchen gewaltige Steine wie in tödtlichem Haß sich an einander reiben; betrachte Dir auch die kleineren, sonderbar geformten Gefäße, die sich über den großen befinden. Schlotterige Säcke, die vom dritten Stockwerk herunterbaumeln, münden in ihnen aus, und drollige kleine Vorrichtungen sind an ihnen angebracht, die mit größter Unermüdlichkeit hin- und herwackeln, als hinge ihr Leben von ihrer Eile ab.

Betrachte Dir endlich wieder die glatten gleißnerischen Walzen, die Du drunten von dem Räderwerk in eine drehende Bewegung gesetzt sahst. Hier kommen sie mit einer heimtückischen Miene aus dem Fußboden hervor, üben ihren Muthwillen an eisernen Zahnrädern, die darüber sehr erbost werden,

und setzen dann ihren Weg fort ins dritte Stockwerk hinauf. Und die Zahnräder lassen ihren Aerger an anderen Rädern aus, die sich dafür wieder an anderen Walzen und Rädern rächen, über welche breite Riemen hinkriechen, die eine höchst verdächtige Aehnlichkeit mit ungeheuren Schlangen haben und sich, nachdem sie abermals andere Räder zur Verzweiflung gebracht, lichtscheu in Löcher zurückziehen, die in der Decke angebracht sind.

Und das Alles rasselt und schnurrt und brummt und zittert und schüttelt sich und dreht sich im Kreise und macht Dir den Kopf wirbelig und spuckt Mehl über Dich aus und verräth eine solch trotzige, boshafte Verbissenheit, daß Dir dabei angst und bange wird.

Du gewinnst nachgerade die feste Ueberzeugung, daß hier unmöglich Alles mit rechten Dingen zugehen könne. Du wähnst Dich in der Werkstatt eines bösen Zauberers, wo arglistige Kobolde ihr unheimliches Wesen treiben. Du siehst Dich ängstlich in all den dunklen Winkeln nach ihnen um; vielleicht lauern sie nur auf einen günstigen Moment, um hinterrücks über Dich herzufallen und Dich kopfüber in irgend einen Mehlbehälter zu stürzen.

Ha, welch gräßliches Gespenst schleicht da um die Ecke?

Schon ist es wieder verschwunden; es war vielleicht nur ein mehliger Mahlknecht, vielleicht auch . . .

Da rüttelt Dich Dein Cicerone, der Müller, am Arm und wiederholt seine von Dir überhörte Bemerkung, daß es nun in das dritte Stockwerk gehe. Und um Dir die Mühe des so beschwerlichen Treppensteigens zu ersparen, bittet er Dich, ein in räthselhafter Weise in der Luft schwebendes Bret zu betreten.

Du thust es mit zagendem Herzen und — ein neues Wunder! — das Bret fährt, gleich dem Zauberteppich in ich weiß nicht welchem Märchen von Tausend und eine Nacht, mit Dir in die Höhe und durch die Decke hinauf in den dritten Stock.

Hier dasselbe tolle Treiben.

Zahllose große und kleine Räder, die es hartnäckig auf Deinen Hut abgesehen zu haben scheinen, und die schlangenähnlichen Riemen, die aus dem Boden hervorkriechen und unverkennbar die Absicht verrathen, Dich zu erdrosseln, und die endlose, glatte, gleißnerische Walze, die mordgierig nach einem Zipfel Deines Rockes hascht, und die furchtbar großen Kasten, in deren Mehl Dich die Kobolde ersäufen möchten, und eine Menge von Versenkungen, die sich, wohin Du trittst, vor Deinen Füßen öffnen, um Dich zu verschlingen.

Du bist in einen fieberhaften Zustand gerathen, im Kopf brummt und wirbelt es Dir, als befinde sich darin auch eine Kunstmühle en miniature, und Du schnappst angstvoll nach Luft.

Der gefällige Müller explicirt Dir fortwährend die Einrichtung seines

Betriebes; er spricht von Kronrädern, Stirnrädern und Kumpfen, von Drümeln, Läufern und Bodensteinen, von Königswellen und Wellbäumen und Weißgängen und Schrotgängen und Streifgängen.

Du antwortest mit manch sinnigem „Hm, hm!“ und „Ei, ei!“ und „So, so!“ als habest Du Alles verstanden, und er erbietet sich zuvorkommend, Dir noch seine Poll-Cylinder, Abzugs-Cylinder, Dunst-Cylinder, Staub- und Sortir-Cylinder zu zeigen, wenn er Dir erst den Champagnergang gezeigt habe.

Champagner! Es ist das einzige Wort, welches Du auffassest, es erweckt liebliche Vorstellungen in Deinem verwirrten Geist. Die Zunge klebt Dir von dem vielen Mehlverschlucken ja schon lange an dem überkleisterten Gaumen, und nun — Champagner! — zauberischer Klang! — himmlischer Wohllaut! — göttliches Getränke! — ja, zum Champagnergang lenkst Du mit freudiger Sehnsucht Deine Schritte.

Armer Betrogener, es ist eine ebenso abscheuliche Zermalmungsmaschine wie die anderen Mahlgänge, nur daß die Steine darin aus der Champagne kommen.

Und nun betrittst Du mit dem bitteren Schmerze der Enttäuschung abermals das märchenhafte Bret und wirst wieder von unsichtbarer Geisterhand durch die Lüfte nach dem vierten Stockwerk entführt.

Herr des Himmels, wie viele Stockwerke gibt es denn hier?

Noch einmal die glatte, gleißnerische Walze und noch einmal die gräßlichen Riesenschlangen und die balkenähnlichen Kasten, die alle in das fünfte Stockwerk hinaufreichen und wahrscheinlich in ein sechstes, siebentes und achtes; und wieder Hunderte von Mehlsäcken, und die heimtückisch lauernden Räder, die Dich doch noch erwischen werden — gib Acht, da kommst Du einem derselben zu nahe — zurück! zurück! — aber nicht dorthin, Unglücklicher, Du würdest in eine Versenkung stürzen, und auch nicht dorthin, die Boa Constrictor würde Dich umschlingen — so, Du bist diesmal noch der Gefahr entronnen.

Aber, gerechter Gott, wie siehst Du aus?

Leser, ich kenne Dich nicht mehr; weiße Kleider, weiße Stiefel, weiße Haare, ein weißes Gesicht! Entfliehe, entfliehe aus dieser Dämonenwelt — doch halt, halt, laß Dich nicht auf der Straße sehen, ehe Du Dich gebürstet und gewaschen hast — zu spät, Du hörtest auf meine Warnung nicht und da biegt gerade um die Ecke die junge Dame, der Du seit einiger Zeit so eifrig den Hof machst.

Du ziehst den Hut, Du blickst sie an mit schmachtenden Augen, und sie lacht Dir ins Gesicht.

Kein Wunder, wer Deine gepuderten Augenbrauen und Deine mit Mehl bedeckten Wangen sieht, muß wol lachen.

Ich hatte Unrecht, verehrter Leser, als ich Dir rieth, eine Kunstmühle zu besuchen, doch das darf Dich nicht abhalten, mich in die Wohnung des Müllers Sievers zu begleiten, wo Du Dich gewiß recht behaglich fühlen wirst, sobald Du Dich nur ein wenig an das Schnurren und Pochen und Zittern gewöhnt hast, das auch hier vernehmbar ist und Dir eine Empfindung erregt, als seiest Du auf einem Dampfschiff.

Wir sind eine Treppe hinaufgestiegen und befinden uns in einem sehr großen Zimmer, dessen Decke von mehreren Säulen gestützt wird.

Ein langer Tisch zieht sich quer durch die Säulenreihe hindurch über das Zimmer hin.

An diesem Tisch ißt die Müllersfamilie und essen auch, wenn diese ihr Mal beendet hat, die Müllerknechte, deren es hier immer zwölf bis fünfzehn gibt.

An beiden Seiten des Tisches stehen lange Bänke und an den Wänden einige Rohrstühle. Ein paar große Schränke, ein Sofa in der Ecke und ein kleiner Tisch davor vervollständigen das höchst einfache Ameublement.

Aber ein kleineres Zimmer, dessen Thür durch eine Portière ersetzt ist, stößt an das große, und dort findet man in hohem Maße den Comfort, den man hier vermißt.

Alles in dem kleinen Zimmer ist zierlich, nett und ansprechend eingerichtet, Alles bekundet den Ordnungssinn und den guten Geschmack der drei Frauen, welche hier einen großen Theil ihrer Zeit verbringen, der Madame Sievers nämlich, ihrer Enkelin Helene und deren früherer Erzieherin.

Ein schönes Clavier in Tafelform schmückt die eine Wand, ein sehr hübsches Bücherschränkchen, mit guten Werken gefüllt, eine andere. Beide bezeugen, daß die drei Damen auch die höheren geistigen Genüsse kennen und würdigen.

Am Fenster in einem weichgepolsterten Lehnsessel sitzt vor einem Nähtischchen Madame Sievers, ihr gegenüber in einem anderen Lehnsessel die soeben erwähnte Erzieherin, eine Französin, Mademoiselle Tourville. Beide sind mit Handarbeiten beschäftigt.

Madame Sievers ist eine alte Frau, nahe den Siebzigen. Ihr Haar ist silberweiß, ihr runzeliges Gesicht trägt den Ausdruck von Herzensgüte und Frohsinn, ihr Anzug ist mehr bäuerisch als städtisch, aber von ausgezeichneter Nettigkeit.

Mademoiselle Tourville ist gleichfalls bejahrt, obwol um vieles jünger, als die Müllersfrau. Sie hat stark markirte, intelligente Züge, und ihre schwarzen Augen leuchten, so oft sie spricht, mit der ganzen Lebhaftigkeit, die ihren Landsleuten eigen ist. Sie kleidet sich durchaus städtisch, jedoch ohne strenge Befolgung der Mode und mit einer ihren Jahren entsprechenden Einfachheit.

Ihr Erzieheramt hat sie gewissenhaft und mit Erfolg verwaltet. Zwar ist es ihr, wie sie selbst kopfschüttelnd einräumt, nicht gelungen, die gar zu frei und willkürlich sich äußernde Natur ihres Zöglings in die von der feinen Sitte vorgeschriebenen äußeren Formen so vollkommen einzuzwängen, wie sie es wol gewünscht hätte; dagegen hat sie aber in Allem, was zur Entwicklung der reichen geistigen Begabung Helenens diente, umso leichtere Mühe gehabt.

Helene spricht und schreibt nicht nur ihre Muttersprache rein und fehlerfrei, sie spricht auch das Französische geläufig und liest das Englische ohne Schwierigkeit. Sie weiß von der Geschichte, der Geographie und der Naturgeschichte ein gut Theil mehr als manche feine Stadtdame; sie spielt auch mit Geschmack und Fertigkeit das Clavier und singt dazu mit lieblicher Stimme und hübschem Vortrag kleine Lieder.

Jetzt hat Mademoiselle Tourville, obgleich sie noch immer eine Bewohnerin der Mühle ist, ihren Posten als Gouvernante niedergelegt, und sie darf, wenn sie auch häufig bitter klagt, daß Helene zu viel im Walde umherstreift und im Hause zu großen Unfug treibt und manchmal gar zu tolles, märchenhaftes Zeug schwatzt, doch im Ganzen auf die Erfolge ihrer Bemühungen stolz sein.

Vor dem Clavier saß Helene. Sie spielte nicht, sondern blätterte in einem Notenheft, oder that vielmehr so, denn da ihre Augen fortwährend nach der Standuhr hinschweiften und dann durchs Fenster auf den Waldsteg sahen und dann wieder zur Standuhr zurückkehrten, so ist es mehr als zweifelhaft, ob sie in dem Notenheft überhaupt etwas suchten.

Endlich blieben diese unruhigen Augen auf dem Waldstege haften, den man von hier aus auf eine ziemliche Strecke hin überblicken konnte. Und gewiß hatten sie dort etwas sehr Beachtenswerthes entdeckt, denn es zitterte eine lebhafte Bewegung durch die schlanke Gestalt des jungen Mädchens und ihre Wangen färbten sich mit einem höheren Roth.

— Was gibts denn da zu sehen, Kind? fragte die Großmutter, die sie durch ihre Brille schon seit einigen Minuten aufmerksam beobachtet hatte.

— Ich glaube — er ists, Großmutter.

— Wer?

— Herr Bernhard Günther.

— Ei, Dein höchst tapferer Ritter, den Du herbeschieden hast, damit er sich seinen Dank hole.

— Er will ja gar keinen Dank, Großmutter.

— Warum kommt er denn? fragte Mademoiselle Tourville in etwas scharfem Tone.

— Weil er es versprochen hat.

— Und versprochen hat er es, weil Du ihn dazu aufgefordert, fuhr die Ex-Gouvernante mit Nachdruck fort. Du hättest das nicht thun sollen, Helene; es war wieder einmal ein Verstoß gegen die Regeln der ... wie, Du gehst?

— Ich will dem Großvater seinen Besuch ankündigen.

— Liebes Kind, sagte Madame Sievers, ich fürchte, daß Herr Günther Deinem Großvater gerade heute recht ungelegen kommt; Du weißt, welch ein ärgerliches Geschäft ihn ... Ja, da könnte man ebenso gut den Vogel in der Luft aufhalten wollen — weg ist sie, die wilde Hummel!

Ja, weg war sie, und als Bernhard Günther einen Augenblick später, von einer Magd geführt, ins Zimmer trat, sah er sich mit einiger Verlegenheit den beiden ihm gänzlich unbekannten alten Damen gegenüber.

Scenen wie die, welche jetzt folgte, haben für die Betheiligten selbst nichts besonders Anziehendes, in der Beschreibung nehmen sie sich aber noch weniger belustigend aus. Ich beschränke mich daher auf die Bemerkung, daß die alte Madame Sievers ihren Dank für die der Enkelin geleistete Hilfe in wenigen schlichten, aber vom Herzen kommenden Worten aussprach, und daß, während Bernhard betheuerte, keinen Dank verdient zu haben, Mademoiselle Tourville ihn so genau betrachtete, als gelte es, später sein Porträt nach der Erinnerung zu zeichnen.

Einige hoffentlich recht geistreiche Aeußerungen, die Bernhard dann über die schöne Lage der Aumühle, über die Annehmlichkeiten des Landlebens und über das seit einigen Tagen sehr veränderliche Wetter machte, wurden durch das Hinzukommen des Müllers unterbrochen.

Der alte Mann warf, während er in höchster Eile durch das äußere große Zimmer schritt, seinen mehligen Hut so achtlos auf den langen Tisch, daß er quer über diesen hintanzte und zu Boden fiel.

Im nächsten Augenblick stand Sievers in seinem weißen, über und über bepuderten Mülleranzuge unserem jungen Freunde gegenüber. Er war noch bejahrter als seine Frau, doch das Alter hatte seine kraftvolle, vierschrötige Gestalt nicht gebeugt und seine hellblauen Augen besaßen noch viel von ihrem früheren Feuer. Sie blickten keck und entschlossen drein und erhöhten beträchtlich den Widerspruch seiner Jahre zu der nervigen Festigkeit, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach.

— Herr Günther? fragte er hastig.

Bernhard verbeugte sich bejahend.

— Sie haben durch Ihre rechtzeitige Hilfe das unbesonnene Mädchen, meine Enkelin, der Gefahr entrissen, in den Wasserfall zu stürzen. Meinen herzlichen Dank dafür. Nehmen Sie doch wieder Platz.

Der kurze, übellaunige Ton, in welchem diese Worte hervorgestoßen

würden, überhob Bernhard der Mühe einer abermaligen Zurückweisung des Dankes.

Er entgegnete nur — leider nicht ganz der Wahrheit gemäß — daß er auch ohne diese an sich so unerhebliche Zufälligkeit sich die Freiheit genommen hätte, Herrn Sievers einen nachbarlichen Besuch abzustatten.

Herr Sievers schien diese freundliche Versicherung ihrem ganzen Werthe nach nicht zu würdigen, denn er ließ ihr nur ein halblautes Brummen folgen.

Nun wäre ganz gewiß die Unterhaltung in hoffnungslosester Weise ins Stocken gerathen, wenn es nicht der Gewandtheit der alten Französin gelungen wäre, sie auf das Metier des Gastes, die Kunstgärtnerei, hinzulenken. Der Müller Sievers mischte sich nicht in das Gespräch der Beiden über die Eigenthümlichkeiten der älteren französischen und der neueren englischen Gartenkunst; er rutschte auf seinem Stuhl hin und her, als plage ihn eine entsetzliche Ungeduld, und ein paarmal sah er zu seiner Frau hinüber mit einem Blick, der zu fragen schien, ob er nicht die Pflicht der Höflichkeit in hinreichendem Maße erfüllt habe und sich wieder entfernen könne. Sie mochte hierüber jedoch einen bescheidenen Zweifel hegen, denn sie gab ihm verstohlen einen verneinenden Wink.

— Wie gehts mit der Untersuchung? hörte Bernhard sie flüsternd ihren Mann fragen.

— Schlecht, war die leise Antwort; der Teufel solls holen!

— Also wirklich bestohlen?

— Ja, bestohlen, niederträchtig hintergangen. Es sind böse Geschichten aufgekommen, Marie.

Sie haben wol auch viele Arbeiter zu beaufsichtigen, Herr Günther? wendete sich Sievers plötzlich an seinen Gast.

— In dieser Zeit mehr als dreißig, antwortete Bernhard.

— In Ihrem Geschäft brauchen Sie sich aber nicht auf Andere zu verlassen, Sie überwachen Alles selbst, nicht wahr?

— Im Großen und Ganzen allerdings, aber immerhin bleibt doch Manches der Ehrlichkeit und dem guten Willen Anderer anheimgestellt.

— Nun, da will ich Ihnen nur wünschen, daß Sie nicht so betrübende Erfahrungen machen, wie ich sie gemacht habe.

Noch einige Minuten schleppte sich die Unterhaltung mühsam fort, dann erhob sich der Müller rasch von seinem Sitz.

Bernhard folgte seinem Beispiel, empfahl sich den beiden Frauen und ging zugleich mit dem Müller hinaus.

Vor der Hausthür nahm er von diesem einen kurzen Abschied.

— Noch ein Wort, mein Herr, sagte Sievers, als Bernhard schon im Begriffe war, sich zu entfernen. Mir ist heute etwas sehr Unangenehmes

begegnet. Ich habe nämlich die Entdeckung gemacht, daß mein Obermüller, der lange Jahre in meinen Diensten stand und dem viel anvertraut war, weil ich ihn für treu und ehrlich hielt, mich seit einiger Zeit systematisch betrogen und bestohlen hat. Ich war, als Sie kamen, mit einer Aufmessung meiner Vorräthe an Getreide und Mehl beschäftigt. Wenn ich mich gegen Sie unfreundlich gezeigt habe, so verzeihen Sie dies einem schlichten Manne, der nicht gewohnt ist, seinen Verdruß zu verbergen. Ich werde immer Ihr Schuldner bleiben und wenn Sie mich wieder besuchen wollen, so sollen Sie mir willkommen sein.

Der alte Müller drückte dem jungen Kunstgärtner die Hand und sie schieden.

Fünftes Capitel.

Kitzliche Fragen.

Bernhard war zwar in Folge der vom Müller gegebenen Erklärung, mit dessen anfangs so unfreundlichem Benehmen wieder vollkommen ausgesöhnt, aber im Ganzen genommen doch von dem Besuch in der Mühle wenig erbaut.

Warum hatte sich Helene gar nicht blicken lassen? Sie hatte ihm ja doch selbst die Stunde bestimmt. Sollte sie später ihr allerdings sehr freimüthiges Entgegenkommen bereut haben?

Er dachte noch hierüber nach, als er schon den Waldpfad hinaufgegangen war und sich dem Plätzchen unter der alten Klostermauer näherte.

Wer saß dort unter dem grünen Schirmdach von Epheu und Geißblatt? Er täuschte sich nicht, es war Helene.

Nun sah sie auch ihn; sie sprang auf und hüpfte ihm heiter lachend entgegen.

— Kommen Sie endlich, Herr Günther? rief sie ihm zu. Ich warte schon lange auf Sie.

— Sie warten auf mich, Fräulein Helene?

— Ja, ich wußte, daß Sie in der Mühle waren.

— Ich hatte gehofft, Sie da zu sehen.

— Aber ich hatte gar keine Lust, mich da sehen zu lassen. In dem alten Hause ist heute Alles wie behext. Die Großmutter ist schwermüthig, Mademoiselle Tourville ist mißmuthig und der Großvater so zornmüthig wie ein Brummbär. Und warum? Weil der Obermüller Blattner so und so viele Centner Mehl Nr. 1 und so und so viele von Nr. 2 und 3 heimlich beiseite geschafft hat.

Ich habe Ihnen schon längst gesagt, daß man einem Menschen, der ein so widerliches Gesicht hat, nicht trauen dürfe. Doch das trug mir nur Verweise ein. Nun wird man ihn fortjagen und er wird vielleicht irgend einen boshaften Streich verüben, um sich zu rächen. — Wie hat man Sie in der Mühle empfangen? — Doch, Sie brauchen mir das nicht erst zu sagen; ich las es gleich in Ihren Mienen, daß Sie gerade nicht sehr entzückt von dort zurückkehrten.

— Sie scheinen ja in der Physiognomik ausnehmend bewandert zu sein, Fräulein Helene. Haben Sie die schwere Kunst von ihren Wichtelmännchen und Alräunchen gelernt?

— Wol möglich; sie haben mir schon manch prächtiges Kunststück gelehrt: Feuer besprechen und Vögel beschreien und Zeichen am Himmel deuten.

— Und wahrscheinlich auch Runensprüche, die beim Schatzgraben gute Dienste leisten?

— O Sie Ignorant! Wissen Sie denn nicht, daß man sich beim Schatzgraben der Springwurz bedient, die man in der Johannisnacht ausgraben kann, wenn man, wie ich, den rechten Ort weiß?

— Ich habe das nicht gewußt, würde Ihnen aber sehr verbunden sein, wenn Sie mir gelegentlich den Ort zeigen wollten.

— Nun, wer weiß, ich helfe Ihnen vielleicht einmal, einen großen, großen Schatz heben. — Sie lachen?

— Weil Sie das mit so ernster Miene sagen.

— Wichtige Gegenstände bespreche ich immer mit gebührendem Ernst. Aber nun lassen Sie uns Platz nehmen. Es sitzt sich doch nirgends schöner, als in meiner Laube. Ich habe hier Rosmarin gepflanzt. Glauben Sie, Herr Gärtner, daß er blühen wird?

— Das wird er ohne Zweifel. Aber warum haben Sie gerade Rosmarin gewählt?

— Weil er so würzig riecht.

— Nicht auch, weil der Volksglaube diesem Kraut geheime Wunderkräfte zuschreibt?

— Die hat es nur als Schmuck bei Hochzeiten, wozu ich es aber nicht zu verwenden gedenke. — Wonach sehen Sie?

— Nach dem Herrn, der drunten auf dem Fahrwege geht.

— Den hab ich schon gesehen, als er droben um die Waldecke bog; es ist der Kammerjunker v. Osten. Er kommt fast alle Tage.

Bernhard hatte große Lust, sie zu fragen, was sie als kundige Mienendeuterin von dem Kammerjunker halte.

Er hielt jedoch das Wort, welches ihm schon auf der Zunge schwebte, zurück.

— Was halten Sie von dem Kammerjunker? fragte aber nun ihrerseits Helene, indem sie ihm voll ins Gesicht sah.

— Ich, mein Fräulein? Ich kenne ihn zu wenig, um ein Urtheil über ihn zu fällen.

— Nun sind Sie nicht aufrichtig.

Welch erstaunliche, unerklärliche Aehnlichkeit besaß sie doch mit Theresen! Hatte ihm diese nicht einst, als von seinen Verwandten die Rede war, mit derselben Miene, mit derselben Betonung ganz dasselbe gesagt? Ja, ganz dasselbe und auch in der gleichen Weise, aber dennoch anders, denn Therese hatte dabei eine gewisse Gemüthsaufwallung an den Tag gelegt und sich gleich darauf, wie er sich jetzt erinnerte, über den Kammerjunker mit heftigem Abscheu geäußert.

Er fühlte instinctmäßig, daß Helene gegen keinen Menschen, selbst wenn er, wie jener Obermüller Blattner, ein Betrüger und Dieb sei, eine so feindselige Gesinnung hegen könnte.

— Sagen Sie mir erst, wie Sie über ihn denken, bat er.

— Er hat, entgegnete sie schnell und vollkommen unbefangen, in seinem Aeußern, sowie in Allem, was er thut und sagt, etwas sehr Gewinnendes. Ich mag ihn wohl leiden, aber ich könnte gegen ihn — warum, das ist mir selber ein Räthsel — nie so offen und rückhaltlos sein, wie — nun, wie zum Beispiel gegen Sie. Ich bin überzeugt, daß er ein guter Mensch ist, aber natürlich hat auch er seine Fehler, wie wir Alle.

— Und seine Fehler?

— Sind Eigennutz und Eitelkeit. — So, nun ist die Reihe an Ihnen.

— Ich beurtheile ihn ganz so wie Sie, Fräulein Helene, hege aber weniger freundliche Gefühle gegen ihn als Sie. Ich kann ihn nicht leiden, und weil mich meine Abneigung leicht zur Ungerechtigkeit verleiten könnte, äußere ich mich lieber gar nicht über ihn. Darum wich ich vorhin Ihrer Frage aus.

— Sie hatten Recht und es war gar nicht schön von mir, Sie des Mangels an Offenherzigkeit zu beschuldigen. Seien Sie mir nicht böse.

Und sie reichte ihm die Hand mit einem so reumüthigen Blick, als habe sie ihm das größte Unrecht abzubitten.

— Sind seine häufigen Besuche Ihren Großeltern auch angenehm? fragte er.

— Sehr angenehm, war die Antwort. Er weiß vortrefflich mit dem guten, liebevollen, aber doch äußerlich oft rauhen Großvater fertig zu werden; die Großmutter gewinnt er durch seine fröhliche Laune, und Mademoiselle Tourville hat einen Narren an ihm gefressen, weil er so artige, hofmännische Manieren besitzt. Mich überhäuft er alle Tage mit neuen Aufmerksamkeiten. Er bringt mir Bücher, Noten, Stickmuster, seltene Topfpflanzen und Alles, was ich nur haben will; aber ich bin ein undankbares

Geschöpf und freue mich lange nicht so sehr über seine Gaben, als ich wol eigentlich sollte.

Es zuckte ein schmerzliches Gefühl durch Bernhard's Herz, als er das unbefangene, nichts ahnende Mädchen so plaudern hörte, denn unmöglich konnte er länger bezweifeln, daß das Gerücht die Wahrheit spreche, wenn es behaupte, der Kammerjunker trage sich seit einiger Zeit mit dem Gedanken, um die reiche Erbin der Aumühle zu freien.

Wäre Helene die jüngere Schwester Theresens — er wußte selber nicht, wie er immer wieder auf dieses sonderbare Gedankenbild zurückkomme — aber wäre sie es, so würde er — dessen war er sich vollkommen bewußt — Alles aufbieten, den Plan des Kammerjunkers zu vereiteln; denn daß dieser Plan nur von Eigennutz eingegeben sei, davon war er — es ist doch wunderbar, welch kühne Hypothesen die Eifersucht aufstellt — fest überzeugt. Und wahrlich, Helene war viel zu gut, viel zu liebenswürdig, um der niedrigen Geldgier eines leichtsinnigen Stutzers geopfert zu werden, eines Menschen, der . . .

Hier unterbrach Helene seine Betrachtungen, indem sie ärgerlich rief:

— Himmel, was machen Sie für ein melancholisches Gesicht!

— Und das ist allerdings ein unverzeihliches Vergehen, wenn man das Glück hat, in Ihrer Gesellschaft zu sein, Fräulein Helene.

— So? Fangen Sie nun an, mir Artigkeiten zu sagen, wie der Kammerjunker? Aber das verbitte ich mir. Schwatzen Sie so viel Unsinn wie Sie wollen, dagegen habe ich nichts, wie Sie bemerkt haben werden, doch ein Bischen Geist muß darin liegen, sonst mache ich I h n e n ein Gesicht, das Sie erschrecken wird. O, ich kann das; sehen Sie nur!

Sie runzelte die Stirn, warf die Lippe verächtlich auf und blickte ihn mit dem Ausdruck herausfordernden Trotzes an; dann flog wieder ein strahlendes Lächeln über ihr hübsches Gesichtchen, sie sprang auf und hüpfte ausgelassen umher.

— Sehen Sie, sehen Sie, rief sie plötzlich voll Entzücken, den goldigen Schein, den die untergehende Sonne auf die Baumwipfel und die alten mehligen Schindeldächer der Mühle wirft — gerade wie das erstemal, als wir hier beisammensaßen. Ist es nicht mit dem allabendlichen Scheiden der Sonne von einer Landschaft wie mit dem Scheiden zwischen Menschen, wo beim letzten Lebewohl die Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit mit verdoppelter Stärke sich äußern? — Ei, wie zärtlich jetzt die Sonne dem Hügel drüben noch einmal zuwinkt, und wie voll Zärtlichkeit durchglüht der Hügel den Gruß zurückgibt! — Komm bald wieder, du liebe, liebe Sonne! — Ja, ich komme wieder, die Nacht der Trennung soll nicht von langer Dauer sein! — Da sinkt sie hinter den Wolken nieder. — Auf ein frohes Wiedersehen, du schöne, du herrliche Sonne! — O, o, da tauchen ja schon die

unheimlichen Gewalten der Nacht auf! Sehen Sie nur dort drüben, wie die Wiese in der Abendkühle dampft. Wie nennen Sie das?

— Bei mir zu Hause sagt man: der Fuchs braut.

— Das sagt man auch hier, aber es ist recht einfältig. Wie kann der Fuchs brauen? Nein, es ist Frau Holla, die ihre Abendsuppe kocht. Wissen Sie, wer Frau Holla ist? — Nein? — Sie sind doch wirklich von einer erschrecklichen Unwissenheit! Ich muß Sie noch ein wenig unterrichten.

— Thun Sie das, Sie holde kleine Freundin der gesammten Feenwelt Ich verspreche Ihnen, ein recht aufmerksamer Schüler zu sein.

— Gut, so hören Sie denn. Der Berggeist Rübezahl, der im Riesengebirge haust, ist Ihnen natürlich bekannt; Sie wissen, daß er bald als hilfreicher Freund, bald als neckender Spuk den Menschen entgegentritt. Gerade so müssen Sie sich auch Frau Holla denken. Sie ist halb guter, halb böser und schadenfroher Natur; im Allgemeinen haben die Menschen nichts von ihr zu besorgen, aber faulen Mädchen trägt sie Nachts die Schuhe ins Katzennest auf den Heuboden, oder sie zieht ihnen die Bettdecke weg und legt die Schlafenden auf das Steinpflaster im Hofe. Oder sie verwirrt ihnen den Flachs am Rocken oder macht, daß ihnen die Milch überkocht. Den fleißigen dagegen schenkt sie Spindeln, die von selbst laufen, und wirft ihnen blanke Silbergroschen in ihre Wassereimer, wenn sie Morgens zum Brunnen kommen. Irgendwo weit drunten in Hessen aber ist ein hoher Berg, der heißt der Meißner. Er ist reich an seltenen Pflanzen und blinkenden Steinen, und es gibt da tiefe Schluchten und geheimnißvolle Höhlen, aber auch schöne grüne Wiesen und einen kleinen See. Der See heißt Frau Holla's Teich, und tief drunten auf seinem Grunde unter dem klaren Wasserspiegel ist ein prächtiger, üppiger Garten, in welchem buntfarbige Blumen und die köstlichsten Früchte wachsen. Die aber vertheilt sie an Solche, denen sie wohl will. Besonders hat sie es auf Kinder abgesehen. Die artigen zieht sie hinunter in ihren Zaubergarten und beschenkt sie mit den herrlichsten Erzeugnissen desselben und noch dazu mit Schönheit und anderen glückbringenden Gaben; die bösen dagegen verwandelt sie in abscheuliche Wechselbälge. Das Schlimmste ist ihre Rachsucht, und ich rathe Ihnen wohlmeinend, sie nie absichtlich zu beleidigen. Oft fährt sie Nachts in Sturm und Ungewitter mit dem wilden Heere durch die Luft — wehe dann Demjenigen, der ihren Zorn wachgerufen hat; sie schleudert Tod und Verderben auf ihn nieder!

— Ei, das ist ja entsetzlich! lachte Bernhard. Wenn sie es nur nicht übelnimmt, daß wir hier, während sie drüben auf der Wiese ihre Abendsuppe kocht, uns so ungenirt über sie äußern.

— Pah, ich glaube nicht an sie! lachte nun auch Helene.

— Wie? Nicht an Frau Holla, aber an Feen, Nixen und Elfen?

— Nein, nicht an Frau Holla, denn die ganze Natur dünkt mir so schön, so poetisch und harmonisch, und sie ist ja selbst in ihren gewaltsamsten Aeußerungen so wohlthätig, daß ich nur gute, freundliche Elementargeister gelten lassen kann, nicht aber tückische und rachgierige. Aber in meiner Kindheit — o, wie hab' ich mich in meiner Kindheit vor Frau Holla gefürchtet! Die Mägde in der Mühle hatten mir immer von ihr erzählt, um mich einzuschüchtern, wenn ich gar zu viele Unordnungen beging — denn ich war ein wildes, unbändiges Ding — und nun lebte ich denn auch in der beständigen Angst, ich könnte in einen häßlichen Unhold verwandelt werden. Die Großmutter und Mademoiselle Tourville hatten gut reden, daß es gar keine Frau Holla gebe, ich glaubte es doch und band mir Abends beim Zubettegehen die Decke mit Bindfaden fest, damit sie mir nicht weggezogen würde.

Es ist unmöglich, zu sagen, wie lange sie in dieser Weise noch fortgeplaudert und Bernhard ihr mit größtem Vergnügen zugehört hätte, wenn nicht der aus der Ferne herübertönende dumpfe Schall einer Glocke dem Gespräch ein Ende gemacht hätte.

— Das kommt von Schloß Ronneburg, sagte Bernhard.

— Es ist die Abendglocke, sagte Helene; gleich wird man auch in der Mühle läuten.

— Und uns ans Scheiden mahnen, Fräulein Helene.

— Aber an ein Scheiden auf nur kurze Zeit, wie das der . .

— Der Sonne von der Landschaft, wollen Sie sagen? Gewiß, ich, die Landschaft, hoffe auf ein baldiges Wiedersehen.

— Und ich, die ich also wohl oder übel die Sonne vorstellen muß, deßgleichen. Gute Nacht, Landschaft!

— Gute Nacht, Sonne!

In welcher Stimmung Bernhard nach Hause ging? Ob nicht in seinem Geiste die zwei unter sich so ähnlichen Bilder Theresens und Helenens, wenn er sie vergleichend neben einander stellte, hin und wieder in ein einziges zusammenflossen? Oder ob nicht vielmehr gerade die Aehnlichkeit in so vielen Dingen ihn anspornte, nach Unähnlichkeiten in anderen Dingen zu forschen? Ob nicht aus diesem Grunde in dem licht- und effectvolleren Bilde Theresens ihm Schattenpartien bemerkbar wurden, die er bis jetzt übersehen, und wie er sie in dem von milderem Glanze umflossenen der einfachen Helene nicht wahrnahm? Dies sind, wie mir Jeder einräumen wird, kitzliche Fragen.

Am besten könnte sie wol ein Solcher beantworten, dem es vom Schicksal beschieden wurde, sich in die schönere von zwei sonst ganz gleichen Zwillingsschwestern zu verlieben.

Ich habe mich glücklicherweise nie in diesem schwierigen Dilemma befunden, enthalte mich daher auch jedes Urtheils. Nur möchte ich — weil

einige meiner verehrten Leserinnen so gar unwillig den Kopf schütteln — zu bedenken geben, daß verschiedenartige Eindrücke zwar störend auf einander wirken, ja sich oft theilweise oder ganz aufheben, gleichmäßige aber nicht nur in harmonischer Verbindung neben einander bestehen können, sondern sich sogar ergänzen, wie zum Beispiel in der Musik — hat man nicht die Liebe die Musik der Seele genannt? — die Terze und Quinte mit dem Grundton den Accord bilden.

Doch die Sache wird, wie ich merke, immer kitzlicher; man könnte mich am Ende noch für einen sehr seltsamen Musiker halten — ich beeile mich daher, das Capitel zu schließen.

Sechstes Capitel.

Brief des Kammerjunkers v. Beuthen an den Kammerjunker v. Osten.

„D. am 14. April.

„Lieber Freund!

„Sie wollen wissen, wie es denn eigentlich seit jener famosen Badereise (über welche Sie mir, beiläufig gesagt, noch eine Aufklärung schuldig sind) zwischen meinem Prinzen und ihrer ehemaligen Flamme, Fräulein Therese Fellenbach, so gar weit hat kommen können. Amor vincit omnia, die Liebe überwindet Alles.

„Wenn Ihnen das nicht die ganze Geschichte erklärt, so kann ich nichts dafür. Freilich, der Begriff „Liebe" ist ein sehr expansiver, und Sie müssen ihn, um ihn hier anwendbar zu finden, schon etwas ideeller auffassen, als Sie es, mit Verlaub zu sagen, bisher thaten, wo Sie Ihre Liebesangelegenheiten ein wenig legèrement betrieben.

„Mein Gnädigster dagegen läßt sichs recht herzlich sauer werden, er liebt in des Wortes höchster und zärtlichster Bedeutung; ach, es ist ein schweres Kreuz für ihn und — für mich! Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie nur ein Titular-Kammerjunker und nicht wie ich Aermster ein wirklicher, dienstthuender, geheimer Cabinets-Kammerjunker sind. Sie würden, wenn es Ihrem prinzlichen Herrn einfiele, den schmachtenden Seladon zu spielen, oft sehr starke Anwandlungen von Desparation haben, was der Gesundheit nachtheilig ist.

„Scherz beiseite, der Prinz Otto ist ein Schwärmer; er stellt tiefsinnige Betrachtungen über die Menschenrechte an und begeistert sich für die neueren ketzerischen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft. Und hierin liegt denn auch, meiner Ansicht nach, der Schlüssel zu dem Räthsel, welches ich Ihnen lösen soll.

„Oder werden Sie mir vielleicht einwenden, daß ich das eine Wunder

durch ein anderes, noch größeres zu erklären suche? Und werden Sie mich fragen, wie der Prinz in der doch gewiß äußerst reinen Hof-Atmosphäre dazu gekommen ist, von kosmopolitischen Miasmen angekränkelt zu werden? Ich weiß es nicht; es ist unbegreiflich, haarsträubend, entsetzlich!

„Gestatten Sie mir, ehe ich weiter schreibe, ein Gläschen Curaçao zu trinken? Ich beziehe ihn jetzt direct aus Westindien und er ist exquisit. — Auf Ihr Wohl!

„Ich habe soeben, als ich mich von dem Curaçao äußerst angenehm durchwärmt fühlte, Ihren Brief noch einmal gelesen und finde, daß es doch eigentlich sehr viel ist, was Sie, mein lieber v. Osten, von mir zu erfahren wünschen. Sie bringen mich da in ein schlimmes Dilemma, denn genüge ich der Freundespflicht, so begehe ich einen argen Vertrauensbruch an meinem Gnädigsten.

„Nun, es sei, ich verlasse mich auf Ihre Discretion und schwatze aus der Schule.

„Ob der Prinz mit dem Fräulein eine morganatische Ehe schließen wird? Nein, denn obwol ihm die Regentenpflichten, die ihm durch die Krankheit des Kronprinzen plötzlich nähergerückt wurden, gründlich verhaßt sind, so ist er doch fest entschlossen, sie gewissenhaft zu erfüllen und weder jetzt noch später bei seinem getreuen Volke durch einen solchen Schritt Anstoß zu erregen. Also ein Concubinat? Nun, allerdings, aber in möglichst decenter Form und den Augen der Welt möglichst verborgen. Und darauf ist das Fräulein eingegangen? O ja, das zarte Bündniß war wirklich schon so gut wie geschlossen; doch scheint die schöne Therese während ihres Aufenthalts auf Ronneburg wieder schwankend geworden zu sein und ihre endgiltige Einwilligung läßt, zur größten Verzweiflung des Prinzen, noch immer auf sich warten.

„Vertrauen für Vertrauen; wissen Sie, was dahinter steckt? Wenn Sie meinen Prinzen sähen, so würden Sie denken, daß ihm das größte Unglück widerfahren sei; er ist zerstreut, gedankenvoll, er klagt über Mangel an Appetit, er seufzt:

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!"

„Er ist menschenscheu geworden,

„er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Prinzen wilden Reih'n."

„Ob die Villa am Comer See nicht ein bloßes Luftschloß ist? fragen Sie weiter. Bewahre, es ist ein so solides italienisches Landhaus, wie nur je eines gebaut wurde, und ein gar schönes noch dazu, denn

„Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach."

„Die Einrichtung soll, wie mir versichert wurde, eine überaus luxuriöse sein und die das Landhaus umgebenden parkähnlichen Anlagen werden als der Triumph der modernen Gartenkunst gepriesen.

„Daß schon alle Anstalten getroffen sind, mittels einer Schenkungsurkunde die herrliche Besitzung der Gräfin Bellegarde — diesen schönen Namen wird künftig das schöne Fräulein tragen — zu übergeben, weiß ich mit Bestimmtheit.

„Welche Folgen, möchten Sie endlich wissen, dürfte es wol haben, wenn ein böser Zufall dem Prinzen von Arkadien — haben Sie ihm den Spitznamen gegeben? — über die Vergangenheit seiner Schäferin, insbesondere aber über das sehr intime Verhältniß zu Ihnen, die Augen öffnete? Ich kann es nicht sagen, so viel ist aber gewiß, daß ich mich hüten würde, einen solchen bösen Zufall herbeizuführen. Warum auch einem Liebenden den Glauben nehmen, der so selig macht?

„So, da werde ich durch den Kammerlakaien zu seiner Hoheit beschieden. Ich trinke schnell noch ein Gläschen Curaçao auf Ihr Wohl und bitte Sie, dies als Aequivalent für das gewöhnliche Schlußgeschreibsel gelten zu lassen.

Ihr

Zeuthen."

Brief der Frau v. Osten an Bernhard Günther.

„Ronneburg, den 16. April.

„Mein lieber Neffe

„ich weiß wol, daß ich anders denke und handle als die allermeisten anderen Menschen aber das ist nun einmal so meine Art und ich kann nichts daran ändern.

„Ich bin mir bewußt die Herzlichste Theilnahme für Sie zu emfinden, und fühle im innersten, daß dieser Schrit der von vielen verdammt werden würde Ihr wahres wohl fördern wird.

„Warum ihn also unterlassen?

„Der einliegende Brief des Kammerjunkers v. Zeuten an meinen Stiefsohn wurde mir von letzterem im vertrauen zu lesen gegeben daß er die strengste Wahrheit enthält ist ganz unzweifelhaft und bin ich gern bereit Ihnen über gewisse Punkte weitere Mitteilungen zu machen wenn Sie es wünschen und mich besuchen wollen.

„Mein Stiefsohn hat natürlich keine Ahnung daß ich Ihnen den Brief schicke. Ich erbitte mir denselben sogleich zurück wenn er mir mittlerweile abgefordert werden sollte, muß ich sagen, daß ich ihn verlegt habe.

„Als Mann von Ehre werden Sie die Verpflichtung fühlen eine Dame nicht bloßzustellen Sie werden daher meinem Stiefsohn kein Wort sagen und auch derjenigen gegenüber die ein falsches Spiel mit Ihnen treibt die Quelle nicht angeben aus welcher Ihr wissen floß.

„Ueber das Uebrige wird Sie Ihr stolz hoffentlich bald hinaushelfen wenn freilich auch die furchtbare Enttäuschung Ihrem Herzen eine tiefe Wunde schlagen muß aber es heilen noch schlimmere Wunden wie ich aus eigener bitterer Erfahrung weiß denn wenn ich an meinen Unvergeßlichen Balthasar denke — — — aber die Rührung überwältigt mich ich kann nicht weiter schreiben und verbleibe Ihre wohlgeneigte Tante

Agathe von Osten."

Anonymer Brief an Herrn Meander.

„Man hat Sie des Mordes angeklagt und wird noch Aergeres ersinnen. Wie auch könnten Ihnen der rachgierige M. und der unheilbrütende B. verzeihen, daß die Grönländerin im stillen Grabe sich in einen unschuldigen Affen umwandelte?

„Schon jetzt schmiedet man neue Pläne; drum seien Sie auf Ihrer Huth. Trauen Sie auch nicht zu sehr der G.

„Stets denke ich Ihrer in Liebe, und oft rufe ich Ihnen ermuthigend zu:

Ohne Thränen, ohne Schmerzen
Ist kein Lebenskauf,
Doch mit unverzagtem Herzen
Nimm den Handschuh auf.

Nimm ihn auf und übe munter
Jedes Pflichtgebot;
Geht die Sonn' in Wolken unter,
Folgt auf Nacht doch Morgenroth!

Die Unbekannte."

Siebentes Capitel.

Der Obermüller Blattner in seiner Häuslichkeit.

In der ärmlichen Schlafstube eines kleinen Hauses unweit der Aumühle standen ein Mann und ein Weib beisammen neben dem Lager eines kranken Kindes.

Wir kennen den Mann; es war der Obermüller Blattner — der ehemalige Obermüller, hätte ich sagen sollen, denn er war seit einigen Tagen in

Folge der an seinem Herrn verübten Betrügereien mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt worden.

Sein Gesicht hatte nie etwas Gewinnendes gehabt, jetzt aber erschien es höchst abstoßend und geradezu widerlich durch den Ausdruck von wildem Trotz, brütendem Groll und nagendem Seelenschmerz, den jeder seiner harten Züge trug.

Die neben ihm stehende Frau war nicht mehr jung. Vielleicht sah sie älter aus, als sie war, doch konnte sie nicht weit von den Vierzigen sein. Ihr Antlitz war sehr regelmäßig und mochte schön gewesen sein, doch der Kummer, der noch schneller zerstört als das Alter, hatte tiefe Furchen darin zurückgelassen.

Das kleine Zimmer, in welchem sich Beide befanden, bot wenig des Bemerkenswerthen dar.

Die weiß getünchten, jedes Schmuckes entbehrenden Wände, die kleinen Fenster mit den blinden Scheiben, die vielfach geflickten Vorhänge von grobem Perkail, der mehr als spärliche Hausrath — Alles deutete auf Armuth und Noth. Nur das Bett, in welchem das kranke Kind lag, bildete hievon eine Ausnahme. Die Kissen trugen schneeweiße Ueberzüge von Leinwand und die Steppdecke war aus geblümtem Zitz neu gefertigt. Gewiß hatte die Mutter, welche jetzt so abgehärmt und gebeugt mit thränenfeuchten Augen und dem Ausdruck von hoffnungsloser Ergebung neben diesem Bette stand, ihr Letztes darauf verwendet, vielleicht sich mancher harten Entbehrung unterzogen, um es für ihr krankes Kind aufs Beste herzurichten.

Wird sie wol die Freude erleben, den kleinen Knaben wieder gesund sein Lager verlassen zu sehen?

Er war so völlig abgezehrt, daß er fast einem Skelette glich, seine Haut war wie durchsichtig, seine Augen starr und von seltsamem Glanz, sein Athem kurz und keuchend; und keine andere Bewegung als nur ein krampfhaftes Zucken seiner zarten Glieder ließ sich an ihm wahrnehmen.

Jetzt blickte er mit einem matten Lächeln zu der Mutter auf, und sie beugte sich zu ihm nieder und strich sanft mit der Hand über seine fieberheiße Stirn.

Dann schloß er die Augen und über sein abgemagertes Gesichtchen breitete sich eine tiefe Ruhe.

— Er schläft, flüsterte die Frau, indem sie mit einer müden Bewegung das Haupt erhob und sorgenvoll ihren Mann ansah.

Ein Seufzer entrang sich seiner Brust; er wendete sich ab, schritt einigemal geräuschlos im Zimmer hin und her und sank dann schwer auf einem der am Fenster stehenden Stühle nieder.

Die Frau verließ nun gleichfalls das Bett des Kindes und nahm neben ihm Platz.

— Wenn unser kleiner Martin wieder gesund würde, sagte sie leise und mit unterdrücktem Schluchzen, o Gott, wenn uns das Glück beschieden wäre, dann . . .

Sie brach ab und senkte wie in stiller Unterwürfigkeit den Blick zu Boden.

— Dann würden wir von hier fortziehen, Lisbeth, ergänzte Blattner.

— Daran dacht' ich gerade nicht, Niklas.

— An was denn?

— Ich wollte sagen, daß ich dann alles Andere, so hart es auch immer sein mag, willig und ohne Murren ertragen könnte.

Blattner machte eine kurze, ungeduldige Bewegung.

— Aber das sollte kein Vorwurf gegen Dich sein, Niklas.

— Wozu könnten auch Vorwürfe und Klagen helfen, Frau? sagte er mit rauher, jedoch gedämpfter Stimme. Was ich gethan habe, will ich nicht rechtfertigen, aber da es nun mal geschehen ist und sich nichts daran ändern läßt, so will ich auch nichts darüber hören — weder von Dir, noch von Deinen Brüdern. Die sollen sich nur hüten, mich wieder zu reizen, wie gestern. Ich habs jetzt satt, mich immer daran erinnern zu lassen, daß Du die Tochter eines Landpredigers und mir an Bildung weit überlegen und auch sonst viel zu gut für mich bist. Das weiß ich ohnehin, hab's nie vergessen, aber Keiner hat das Recht, es mir immer wieder unter die Nase zu reiben. Kommen Deine Brüder mir noch einmal so, dann gibts ein Unglück.

Nach einer Pause fuhr er etwas ruhiger fort:

— Ich saß zu tief im Pech, Lisbeth, und in ehrlicher Weise konnte ich nicht mehr heraus. Da wurd' ich zuletzt wild, ich wollt's erzwingen; ich hätte mich dem Teufel verschrieben, wenn ichs zu machen gewußt, ich hätt' — — na, es ist vorbei, Alles vorbei, und — wer weiß, Lisbeth? — vielleicht ists zu unserem Besten, daß es so und nicht anders kam, denn nun muß ich ein anderes Leben beginnen; und daß ich keine Karte mehr anrühre, ei, zum Henker, ich hab's Dir zugeschworen, und ich kann halten, was ich mir vornehme. Laß also den Muth nicht sinken, Frau. Sobald das Kind wieder gesund ist, gehen wir fort von hier, und wegen unseres Auskommens brauchst Du Dir keine Sorge zu machen; an Geld wird's mir nicht fehlen — ich weiß, woher es nehmen.

Die letzten Worte hatte Blattner kaum vernehmbar in den Bart gemurmelt, die Frau hatte sie aber doch gehört und verstanden.

— Wenn Du das weißt, Niklas, sagte sie mit bebender Stimme, warum soll ich es denn nicht auch wissen? Kann es etwas Gutes sein, was Du mir so hartnäckig verschweigst?

— Es ist nichts Böses, Lisbeth.

— Sag' es mir! bat sie dringend.

— Es ist ein Geheimniß dabei, das ich Keinem verrathen darf — auch Dir nicht.

— Niklas, sprach sie, indem sie beide Hände auf seine Schulter legte und ihm mit unbeschreiblicher Angst ins Gesicht blickte, Niklas, ich flehe Dich an, beantworte mir nur eine Frage und ich will Dich mit keiner anderen quälen. Führst Du gegen die Sievers Böses' im Schilde?

— Alberne Furcht! brummte er ungeduldig vor sich hin.

— Was ist's mit den Sievers? drängte sie ihn. Die alte Mennhard sagte mir, Du habest, als Du die Mühle verließest, drohende Worte gegen sie ausgestoßen.

— Weibergeschwätz, Lisbeth, nichts als Weibergeschwätz.

— Sie hatte es von ihrem Mann, Niklas.

— Ihr Mann ist ein Dummkopf; er soll sein Maul hüten, oder er bekommt's mit mir zu thun.

— Niklas, leugne es nicht, Du hassest den Müller Sievers, weil ...

— Weil er mir viel zu viel anvertraute, weil er mich dadurch wie absichtlich in Versuchung führte und ins Elend stürzte; nun ja, ich liebe ihn nicht, ich könnt' ihn sogar hassen, weil er Dich hartherzig abwies, als Du ihn fußfällig um Gnade für mich batest.

— Er versprach mir, die Sache nicht gerichtlich untersuchen zu lassen. Das haben meine Bitten doch bewirkt.

— Ja, ja, er wollte Andere schonen, die mit darin verwickelt sind; reden wir nicht davon.

— Was hast Du gegen seine Enkelin Helene, Niklas?

— Nichts — obgleich sie ein keckes, vorwitziges Ding ist und, wie ich nur zu gut weiß, immer den Alten gegen mich aufgestachelt hat.

— Du willst diesen Leuten ein Leid zufügen, gesteh' es nur.

— Dummes Zeug! Nur weil die alte Mennhard Dir ...

— Nein, nicht weil sie es sagt, fürcht' ich es; aber ich hörte, als Du gestern Abends spät nach Hause kamst, einige Worte, die Du draußen am Gartenzaun mit jenem vornehmen Herrn sprachst, der schon öfters heimlich mit Dir zusammenkam und auch einmal hier war. Ihr spracht leise und flüsternd, aber das Fenster stand offen und ich hörte deutlich, daß von Helene die Rede war und daß der Herr Kammerjunker, wie Du ihn nanntest, Dir eine große Summe bot, wenn Du gleich sein Verlangen erfüllen wolltest. Niklas, um Gottes Barmherzigkeit willen, vertraue Dich mir an, sage mir, was will jener Herr von Dir?

Sieh, Niklas, fuhr sie, als er keine Antwort gab, mit steigender Erregung fort, viele Leute nennen Dich verstockt, aber ich weiß, daß sie Dich viel zu hart beurtheilen; ein gänzlich verstocktes Herz hat ein Mann nicht, der seine Frau und sein Kind so liebt, wie Du uns liebst.

Es muß noch Mittel geben, Dich zu erweichen, daß Du abstehst vom Bösen, und ich will nicht ruhen, bis ich das rechte gefunden habe. Das sagte ich auch gestern meinen Brüdern, als sie mich verleiten wollten, von Dir zu gehen. Ich sagte ihnen, daß ich meine Pflicht gegen Dich bis zum letzten Augenblick getreulich erfüllen wolle, wie ich es Dir vor Gott gelobt. Aber hieße es meine Pflicht erfüllen, Niklas, wenn ich, die ich allein noch Macht über Dich habe und allein Dir noch ins Gewissen reden kann, schweigend zusähe, wie Du auf neues Unrecht sinnst? Haben wir nicht schon vollauf des Unglücks? Ist es nicht schon hart genug, daß unser einziges Kind ...

— An unser Kind eben denk' ich, für unser Kind handle ich, Lisbeth, unterbrach sie Blattner mit einem so weichen Ausdruck in dem sonst so abstoßend harten Gesicht, daß man wohl sah, wie die Worte seiner Frau nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben waren.

Sie wollte die günstige Stimmung benützen.

Sie stellte ihm vor, daß, wenn er wirklich, wie er behauptete, Alles nur des Kindes wegen thue, es umsomehr seine Schuldigkeit sei, ihr nichts zu verheimlichen, weil dann auch ihr, als Mutter, eine berathende Stimme gebühre.

Und als er noch immer hartnäckig schwieg, glitt sie von dem Stuhl auf den Fußboden nieder, umklammerte flehend seine Knie und beschwor ihn unter heißen Thränen und in den rührendsten Worten, doch wenigstens solche Dinge zu unterlassen, die neue Schande auf ihn und also auch auf den Knaben, der seinen Namen trage, häufen könnten.

Sie ließ sich durch seine Versicherung, daß sie sich ohne allen Grund ängstige, nicht beruhigen, sondern erneuerte in noch dringlicherer Weise ihre Vorstellungen.

— Wie kannst Du behaupten, rief sie endlich verzweiflungsvoll, wie kannst Du behaupten, daß ich mich ohne Grund ängstige, da doch eben Deine Verschlossenheit mir deutlich beweist, daß Du über Unheil brütest? Aber das sag' ich Dir, Niklas, wenn die Mittel zum Unterhalt unseres Kindes nur durch neue Verbrechen herbeigeschafft werden sollen, so wollt' ich lieber, daß der allgütige Gott, zu dem ich so oft in kummerschweren Stunden um Erhaltung seines Lebens gefleht habe, es in seiner Gnade zu sich nähme. Ich, das weiß ich, würd' ihm dann bald folgen, denn so viel Schmerz könnt' ich nimmer tragen!

Blattner war sichtbar erschüttert

Er beugte sich zu ihr nieder, wie um sie zu sich emporzuziehen — da aber erscholl vom nahen Walde herüber ein scharfer, langgedehnter Pfiff und er richtete sich wieder horchend auf.

— Das ist der schlechte Mann, der Dich zum Unrecht verleiten will, rief die Frau entsetzt, aber ich lasse Dich nicht fort, Niklas!

— Ich muß gehen, Lisbeth, halte mich nicht zurück.

— Bleibe, ich beschwöre Dich, ich . . .

Er stieß sie mit Gewalt von sich; sie taumelte und sank wie bewußtlos in sich zusammen.

Er starrte mit verstörten Blicken auf sie hin, dann auf das kranke Kind, das mit einem leisen Wimmern aus seinem Schlummer erwacht war; einen Augenblick schien er zu schwanken, dann aber stürzte er in wilder Hast aus dem Zimmer.

Achtes Capitel.

Enttäuschungen.

— Was ist geschehen, Therese? fragte die Generalin, nachdem sie mit ungewöhnlich strenger Haltung in das Zimmer ihrer Tochter getreten war und sich auf das Canapé niedergelassen hatte.

Therese stand so regungslos wie eine Marmorstatue neben einem mitten im Zimmer befindlichen Tisch.

Eine schwarze Spitzenmantille umhüllte ihre schlanke Gestalt, doch nur theilweise, denn sie war von der linken Schulter tief herabgeglitten und bildete unter dem rechten, gegen die Brust gepreßten Arm ein fest zusammengeballtes Knäuel. Ein leichter gelber Strohhut bedeckte ihren Kopf, aber die langen Bänder daran hatten sich gelöst und hingen weit über den Nacken herab.

Die Frage der Generalin blieb unbeantwortet; vielleicht hatte sie Therese überhört.

Sie sah entsetzlich niedergebeugt aus; um ihre Lippen zuckte es krampfhaft, Todtenblässe lag auf ihrem Gesicht, eine eisige Ergebung lag in ihren festen schwarzen Augen.

— Ich stand am Fenster, fuhr die Generalin fort, indem sie mit der weichen weißen Hand glättend über ihr seidenes Kleid strich, ich stand am Fenster, als Du unter allen Zeichen einer heftigen Gemüthsbewegung aus dem Garten zurückkamst. Ich hoffe, daß nicht auch Andere Dich gesehen haben; man würde es nicht unterlassen, Deinen Mangel an Selbstbeherrschung in gehässigster Weise zu deuten. Darf ich die Frage wiederholen, was geschehen ist?

Therese ließ den rechten Arm zur Seite niederfallen; die Mantille entglitt ihr nun vollends und fiel zu Boden.

Mit einer mechanischen Bewegung entäußerte sie sich auch des Hutes, sank auf einen Sessel nieder und schlug, indem sie heftig den Kopf schüttelte, die Hände vor das Gesicht. Es schien, als wolle sie gewaltsam zurück-

gedrängten Gefühlen wehren, sich Luft zu machen; sie stöhnte leise und rang mühsam nach Athem, während ein wiederholtes heftiges: „Nein, nein!“ ihren Lippen entfuhr.

Doch nur einen Moment dauerten diese unwillkürlichen Aeußerungen einer leidenschaftlichen Aufregung, und als sie wieder den Kopf hob und das Gesicht der Mutter zuwendete, lag in ihren Zügen eine fast zur Unempfindlichkeit erstarrte Ruhe. Es war, als seien plötzlich alle Gefühle in ihr ertödtet, so kalt und glanzlos war ihr Blick; es war in ihrem Ausdruck eine Veränderung vor sich gegangen, die ihrem Antlitz ein fremdartiges Gepräge verlieh.

— Es ist Alles vorbei, sagte sie mit leiser, aber klarer und deutlicher Stimme.

So festen Muthes die Generalin auch war, die lethargische Erstarrung ihrer Tochter machte einen verwirrenden, beängstigenden Eindruck auf sie.

— Aber mein Gott, Therese, was ist Dir? rief sie mit mehr wahrem, ungekünsteltem Gefühl, als sie sonst an den Tag zu legen pflegte. Du erschreckst mich! Was ist Dir, Kind?

— Wie sonderbar Du fragst! entgegnete Therese mit eisiger Ruhe. Hab' ich Dir denn nicht gesagt, daß Alles vorbei ist? Was verlangst Du noch zu hören? Meine Hoffnungen sind zertrümmert, mein Glück ist dahin, es ist mir nichts geblieben, gar nichts, als ein bloßes Scheinleben ohne Wunsch, ohne Ziel, ohne jegliche Freude — vielleicht auch ohne Schmerz, denn ich glaube fast, daß ich selbst den Schmerz nicht so recht mehr empfinden werde.

Es entstand eine Pause.

Das Erstaunen der Generalin war so groß und es regte sich zugleich in ihrem Herzen ein demselben so fremdes Gefühl von Theilnahme, daß sie nicht gleich Worte fand, das Gespräch fortzusetzen.

— Du hast mit Bernhard gesprochen? fragte sie in mildem Tone.

— Ja.

— Ich kann mir denken, daß er — Etwas erfahren hat?

— Er weiß Alles, aber ich habe es ihm nicht zuerst gesagt.

— Willst Du damit andeuten, daß Du ihm aus freien Stücken Alles enthüllt hättest?

— Seit gestern, da er mir seine Liebe gestand, war ich fest entschlossen, es zu thun.

— Du hattest Unrecht. Einem welterfahrenen Manne gegenüber gebietet es unter Umständen die Klugheit, einer Gewissensfrage durch offene Erklärungen zuvorzukommen, aber einem jungen Phantasten und Tugendhelden, wie Bernhard, weitgehende Geständnisse zu machen, ist ein Fehler, eine Thorheit.

— Verheimlichung wäre Betrug gewesen, und ich liebte ihn zu sehr, um ihn zu betrügen.

— Was aber konntest Du mit Deinen Enthüllungen gewinnen?

— Ich hätte wenigstens das Verdienst der Aufrichtigkeit gehabt. Auf dieses Verdienst — so gering es auch war — beruhte allein noch meine schwache Hoffnung. Es befremdet Dich, daß ich hoffen konnte? Nun freilich, ich weiß ja, daß auch Du mich immer viel härter beurtheilt hast, als ich es verdiente. Ich habe gefehlt, denn ich habe meinen Ruf leichtsinnig der Verleumdung preisgegeben, aber mehr aus Unterschätzung der Macht, welche in der ohne hinlängliche Prüfung angenommenen Meinung der Welt liegt, als aus Mangel an sittlicher Würde. Und als dieser erste Fehler seine Wirkung äußerte, hätte mich gekränkter Stolz fast zu dem verzweifelten Entschluß gebracht, den Du kennst. Doch immerhin war die Einbuße an gutem Leumund das Schlimmste, was ich zu enthüllen hatte, denn nie habe ich mich erniedrigt, nie habe ich mich unwürdig gemacht, die Gattin eines braven Mannes zu werden — nein, bei Gott, so weit war es nicht gekommen, ich durfte bis zur äußersten Grenze der Aufrichtigkeit gehen und dennoch hoffen; und ich klammerte mich an die Hoffnung fest, denn nicht leicht verzichtet ein Herz, welches liebt, auf . . .

Die Stimme versagte ihr zum erstenmal; sie seufzte und legte die Hand müde an ihren Kopf.

— Doch Andere waren mir zuvorgekommen, fuhr sie nach einer Pause mit der gleichen kalten Unempfindlichkeit fort, und nun sank das, was ihm als das Zeugniß einer wahrhaft guten und edlen Gesinnung gegolten hätte, zum erzwungenen Eingeständniß herab. Welchen Werth hat das Geständniß eines schon Ueberführten? Er mußte zweifeln, ob ich nicht geschwiegen hätte, wenn mir die Wahl geblieben wäre, und in diesem Zweifel ist seine Achtung, seine Liebe untergegangen — hoffnungslos untergegangen, wie mein ganzes irdisches Glück!

Hatte sich vorhin bei der Generalin ein ungewöhnlich weiches Gefühl für die Tochter geltend gemacht, jetzt war es von Empfindungen ganz entgegengesetzter Art wieder völlig verdrängt worden.

Vielleicht sah sie in dem auffallenden Benehmen Thereseus eine hauptsächlich gegen sie gerichtete Erbitterung.

Es war in den letzten Tagen zwischen ihr und der Tochter manch unfreundliches Wort gewechselt worden, und namentlich hatte es die Letztere an harten Anklagen und bitteren Vorwürfen nicht fehlen lassen. Umsoweniger war es zu verwundern, wenn die Generalin der schneidenden Kälte Thereseus eine falsche Deutung gab. Sie selbst hätte ja nie erfahren, wie ein zu heftiger Schlag eine zeitweilige Betäubung bewirken kann; ihr Herz hatte sich ja nie in tödtlichem Weh zusammengezogen, war nie im Uebermaß des Schmerzes bis zur Fühllosigkeit erstarrt.

Wie konnte sie, deren eigentlichstes Wesen unerschütterlicher Gleichmuth und unbeirrbare Klugheit war, wie konnte sie einen Gemüthszustand richtig beurtheilen, den nur das plötzliche und gewaltsame Zurückdrängen mächtiger Leidenschaften hervorgerufen hatte?

— Es wird mir schwer, in dieser Sache klar zu sehen, sprach sie in strengem, gemessenem Tone, doch scheint mir aus dem, was Du mir sagst, unter Anderem hervorzugehen, daß Jemand — unzweifelhaft Einer unserer Verwandten — die Infamie begangen hat, Bernhard geheime Mittheilungen zukommen zu lassen. Ist dem so?

— Er hat sich darüber nicht ausgesprochen.

— Ich denke mir, daß auch dieser Veranlassung eine Erörterung zwischen Dir und ihm stattgefunden hat. Hab' ich Recht?

— Ja.

— Und endlich muß ich auch noch annehmen, daß Du in dem Augenblick, wo es einen letzten entscheidenden Kampf galt, die Waffen muthlos niedergelegt hast.

Therese hatte ihr Haupt in die Hand gestützt; sie starrte regungslos vor sich nieder und schwieg.

— Ich kann mir vorstellen, fuhr die Generalin mit schneidendem Hohne fort, wie der unerfahrene, leicht zu lenkende junge Mann, dessen ganzes Herz Du besaßest, gläubig sein Ohr Deinem Munde zuneigte, das Wort zu vernehmen, welches den schändlichen Verleumder widerlegen würde. Ich kann mir vorstellen, wie sehnsuchtsvoll er dem Augenblick entgegensah, da er mit wiedergewonnenem Vertrauen Dir zu Füßen sinken und seine Liebesschwüre erneuern dürfe. Sprich, war dem nicht so?

Theresens Gesicht wurde noch blässer als früher, aber kein Zug darin regte sich.

— War dem nicht so? fragte noch einmal die Generalin.

— Ja, aber ich wollte nichts hinwegleugnen, nichts beschönigen; meine Liebe verbot es mir und — mein Stolz, entgegnete Therese mit klangloser Stimme.

— Deine Liebe verbot Dir aber nicht, auf die Bewahrung seiner Gegenliebe zu verzichten, die doch Dein ganzes irdisches Glück ausmachte, und Dein Stolz verbot Dir nicht, Deinem heimtückischen Ankläger den Triumph zu gönnen, Dich zu Boden geschmettert zu haben. Ist das zu begreifen? Konnte Dir ein höherer Preis vor Augen gestellt sein, als der war, nach welchem Du zu ringen hattest? Schon warst Du dem Ziele ganz nahe, nur einen letzten entschlossenen Schritt brauchtest Du noch zu thun, und Du hattest es erreicht. Da stellt sich Dir ein unbedeutendes Hinderniß in den Weg, Du kannst es mit leichter Mühe beseitigen und — Du thust es nicht! — Ist das zu begreifen, wiederhole ich? — Du antwortest nicht; hörst Du auch, was ich sage? — Ja? — Nun so höre denn noch das Eine: die

Aufgabe, welche ich Dir zuertheilte, war eine leichte; wäre ich nicht vorzugsweise auf Dein Wohl bedacht gewesen, so hätte ich selber gleich anfangs eine andere übernommen, die ungleich schwerer war. Du hast die Deinige nicht zu lösen verstanden; nun wolan, so will ich es denn mit der meinigen versuchen.

Die Generalin erhob sich in ihrer ganzen imponirenden Würde und schritt, indem sie ihrer Tochter einen Blick kränkender Geringschätzung zuwarf, aus dem Zimmer.

Therese schien ihr Gehen kaum zu bemerken.

Während die Generalin sprach, hatte sie durch kein äußerliches Zeichen verrathen, daß die harten Worte irgend welchen Eindruck auf sie machten; und auch jetzt, nachdem sie allein gelassen war, beharrte sie noch immer, das Haupt in die Hand gestützt und die Augen starr auf den Boden geheftet, in ihrer dumpfen, lethargischen Unbeweglichkeit.

Zur nämlichen Stunde, in welcher das obenstehende Gespräch zwischen der Generalin und ihrer Tochter geführt wurde, fand im Thurm eine Unterredung zwischen Nicander und seinem Neffen Bernhard Günther statt, die wir hier folgen lassen.

— Aber bist Du auch in der Stimmung, auf meine vielleicht etwas weitspurigen Fragen und Erörterungen einzugehen, bester Bernhard? fragte Nicander, nachdem er seinen Neffen genöthigt, Platz zu nehmen, sich selbst aber eine Cigarre angezündet hatte.

Sehr häufig bediente sich Nicander gegen Bernhard des vertraulichen Du, wie er denn überhaupt seit einiger Zeit einen mehr herzlichen, ja väterlichen Ton gegen ihn anstimmte. Doch dies nur in parenthosi.

— Ich bin bereit, auf Alles einzugehen, was Sie mir zu sagen haben, Onkel, entgegnete Bernhard mit schwermüthiger Miene.

— Ich fragte nur so, weil Du wirklich erschrecklich blaß und angegriffen aussiehst, sagte Nicander, sich bequem in den Fauteuil zurücklehnend. Bist Du krank?

— Ich bin vollkommen wohl, Onkel.

— Also nur aufgeregt in Folge des soeben stattgehabten Auftrittes mit Theresen?

— Sie wissen....?

— Ich sah hier von meinem Adlerhorst aus Alles. Ihr ginget mit einander die Kastanien-Allee hinunter, verschwandet in nebelgrauer Ferne, kamt nach geraumer Zeit wieder zum Vorschein und fuhrt dann wie zwei Billardkugeln nach erfolgtem Zusammenstoß auseinander. Nun, blicke nur nicht so verzweifelt düster drein, ich kenne aus Erfahrung diese kleinen Mißhelligkeiten unter Liebenden; sie gleichen den Gewittern an schwülen Sommer-

tagen; mitunter sind sie etwas gewaltsam in ihren Aeußerungen, aber sie reinigen die Liebesatmosphäre.

— Lieber Onkel, ich will nicht leugnen, daß zwischen Fräulein Therese und mir eine Auseinandersetzung stattgefunden hat, doch Sie täuschen sich hinsichtlich der Bedeutung und Tragweite derselben.

— So sprecht Ihr jungen Leute immer; es ist, um bei meinem, wie ich fürchte, etwas verbrauchten Gleichniß zu bleiben, wie das in der Ferne noch aufzuckende Wetterleuchten nach dem vorübergetobten Gewitter.

— Ich versichere Ihnen, daß Sie vollkommen im Irrthum sind.

Diese wiederholte Erklärung wurde in so entschiedenem Tone abgegeben, daß kein Zweifel darüber herrschen konnte, wie sie gemeint sei.

Ueber Nicander's Gesicht flog ein Schatten des Unmuths und er machte auf seinem Stuhl eine ungeduldige Bewegung.

— Wirst Du geneigt sein, meinem Mangel an divinatorischer Begabung durch eine Darlegung des Sachverhalts abzuhelfen? fragte er nach einer längeren Pause.

— Ich fürchte, daß ich diesem Wunsche nicht in dem Maße entsprechen könnte, wie Sie es voraussetzen dürften, und bitte Sie daher, Onkel, lieber auf den Gegenstand überzugehen, von welchem Sie vorhin mit mir reden wollten.

— Dieser Gegenstand ist aber eben Dein Verhältniß zu Deiner Cousine, und es würde mich betrüben, bester Bernhard, wenn Du mir, wie es fast den Anschein hat, das Vertrauen wieder entziehen wolltest, welches Du mir schenktest, als Du vor nicht langer Zeit Deine Herzenswünsche aussprachst. Sieh, mein Sohn, Ihr jungen Männer, die Ihr wenig in der Welt durchgemacht habt, wißt Euch in manchen Lagen des Lebens nur schwer oder gar nicht zurechtzufinden. Ihr solltet es darum nicht so stolz verschmähen, Euch die Erfahrung älterer Leute zunutze zu machen. Glaube mir, diese Erfahrung ist umso reicher an belehrenden Wahrheiten, je dorniger die Wege waren, auf welchen sie gesammelt wurde. Ich will mich, indem ich Dir meinen Rath und meine Hilfe anbiete, nicht besser machen, als ich bin. Ich gestehe Dir offen, daß ich im Punkt der Liebe ein arger Sünder war, aber gerade weil ich mir Vieles zu Schulden kommen ließ, kenne ich auch die bösen Folgen unüberlegter Schritte und darf daher mit Recht als Warner auftreten. Besäßest Du ein Temperament, wie das, welches leider mich beherrschte, und sähe ich Dich in zehn Liebeshändel zugleich verwickelt, so würde ich darüber kein Wort verlieren, denn ich würde denken, daß es für Dich gut und heilsam sei, Dir die Hörner abzulaufen. Nun aber bist Du ein ganz Anderer und — ohne Schmeichelei — ein weit Besserer, als ich es jemals war, und es ist auch kein leichtsinniger Liebeshandel, in den Du Dich eingelassen hast, sondern ein Verhältniß der ernstesten Natur, ein solches, das Dir unabweisbare Pflichten auferlegt. Verstehe mich recht: als unabweisbare Pflich-

ten bezeichne ich diejenigen, welche uns die Ehre vorschreibt. Ich will nicht moralisiren — es würde mir schlecht anstehen — auch will ich mich nicht auf spitzfindige Definitionen einlassen; nur laß Dir sagen, daß ich einen Unterschied mache zwischen Tugend im Allgemeinen, gegen die ich mich mein Leben lang abscheulich versündigt habe, und der Ehre, der ich nie untreu wurde. Und nun wieder zur Sache. Du hast selber eingesehen, Bernhard, daß Du Thereseu gegenüber weiter gegangen bist, als die blos verwandtschaftliche Beziehung gestattet. Du hast wiederholt zu mir von Deiner Zukunft und Deinen Aussichten gesprochen, hast zu verstehen gegeben, daß Dir Dein Metier hinreichende Mittel bieten würde, eine Frau anständig zu ernähren, und hast endlich die Hoffnung durchblicken lassen, daß Therese ihre Forderungen so weit herabstimmen dürfte, Dir, dem Bürgerlichen, dem Gärtner, ihre Hand zu reichen. Ich pflichtete Dir in Allem bei und die Angelegenheit schien mir den besten Verlauf zu nehmen, denn Therese erwiderte Deine Neigung und kein Hinderniß von Seite der Generalin war zu befürchten. Und nun sehe ich plötzlich ein Mißverständniß auftauchen, muß hören, daß ich mich gewaltig irre, wenn ich es zu den vorübergehenden zähle, muß mir endlich sagen lassen, daß Du mir die Aufschlüsse, um welche ich Dich bitte, verweigerst. Ei, ei, junger Herr, was soll ich davon halten?

— Lieber Onkel, erwiderte Bernhard mit bewegter Stimme, ich will Ihnen sicherlich nicht das Recht absprechen, mich zu warnen, wenn Sie glauben, daß ich im Begriffe bin, vom Pfade der Pflicht abzuweichen. Und wenn Sie sich dieses Rechtes im weitesten Maße bedienen, so werde ich hierin immer einen dankenswerthen Beweis von Theilnahme für mich und meine Angelegenheiten erblicken; aber nichtsdestoweniger muß ich Ihnen aufs Bestimmteste erklären, daß ich mich nicht in der Lage befinde, Ihrem Verlangen zu entsprechen, wenn es sich um Darlegung der Motive handelt, die mich in dem vorliegenden Falle geleitet haben. Schmerzlich wird mich Ihr Tadel treffen, aber ich muß ihn schweigend hinnehmen; auf Erörterungen kann und darf ich mich nicht einlassen.

— Das klingt in der That sehr seltsam, sagte Nicander mit wachsendem Unwillen. Du kannst und darfst Dich nicht auf Erörterungen einlassen? Zum Henker, das hat ja keinen Sinn, wenn Du nicht etwa damit sagen willst, daß die Discretion, welche Du der jungen Dame schuldig bist, Dir Schweigen auferlegt. Ich will nicht hoffen, Bernhard, daß Du dies hast andeuten wollen.

— Sie sehen, Onkel, zu welchen Schlüssen ein Gespräch leitet, das nicht mit gegenseitiger Offenheit geführt werden kann. Ich bitte Sie dringend, den Gegenstand fallen zu lassen.

— Ich werde ihn nicht fallen lassen; ich will wissen, ob Dein Verhältniß zu Theresen definitiv gelöst ist.

— Es ist unwiderruflich gelöst.

— Wäre es denn wirklich möglich, daß sie Deine Bewerbung zurückgewiesen hätte?

— Glauben Sie dies immerhin.

— Aber ich weiß, daß es nicht wahr ist. Dein räthselhaftes Schweigen allein beweist mir, daß es nicht wahr ist.

— Ich bitte Sie noch einmal recht dringend, Onkel, diesen Gegenstand nicht weiter zu verfolgen.

— Du verweigerst mir also wirklich jede Antwort?

— Ich m u ß sie verweigern.

Nicander fuhr in heftigstem Zorn von seinem Sitz in die Höhe, und schleuderte die Cigarre zu Boden, daß die Funken umherstoben; er stampfte mit dem Fuß, er biß sich auf die Lippe und seine Augen hefteten sich mit dem Ausdrucke unbeschreiblichen Grimmes auf Bernhard.

— Und damit glauben Sie mich abspeisen zu können, junger Herr? rief er voll Entrüstung. Aber bedenken Sie wohl, was Sie thun; es dürfte mehr davon abhängen, als Sie ahnen!

— Ich verstehe Sie nicht, entgegnete Bernhard, indem er sich ebenfalls erhob und festen und unverwandten Auges den durchbohrenden Blick des Onkels zurückgab.

Es war ihm an diesem Tage ohnehin genug begegnet, was seine Gefühle in Aufruhr versetzt hatte; nun wurde es ihm zu viel. Einen milden Tadel hätte er geduldig hingenommen, denn er begriff, daß sein Schweigen, obschon von der zartesten Rücksichtnahme vorgeschrieben, der Mißdeutung ausgesetzt war; eine Beleidigung aber sich gefallen zu lassen, dazu war er weniger denn je in der Stimmung. Das Blut kochte ihm in den Adern und in seinen Mienen lag, wenn auch weniger Zorn, so doch ebenso viel Stolz und Trotz, wie in denen des Onkels.

— Ich will verständlich reden, sagte Nicander in schneidendem Tone. Sie räumen mir das Recht ein, Ihnen über Ihr Verhalten gegen Therese Vorstellungen zu machen — o ja, ich besitze dieses Recht aus sehr vielen Gründen, und namentlich aus dem guten Grunde, daß Sie mir das große Geheimniß Ihres Herzens aus freien Stücken offenbart haben. Ich muß Sie aber darauf aufmerksam machen, daß sich dasselbe Recht noch aus dem Umstande herleitet, daß ich auch Thereses Oheim bin, und ich muß Ihnen erklären, daß ich mich dieses Rechtes bedienen würde, wenn Sie auch nicht mein Neffe wären und kein Vertrauensaustausch zwischen uns stattgefunden hätte. Sie haben sich um die Gunst des Mädchens beworben. Sie gingen in Ihrer Bewerbung so weit, daß Sie überall den Glauben erweckten, es bestehe zwischen Ihnen und meiner Nichte eine heimliche, von der Mutter gutgeheißene Verlobung. Und nun, nachdem Sie Aller Blicke auf die junge Dame hingelenkt haben und es für Sie ein Ehrenpunkt sein sollte, ihren Ruf

als ein Ihnen anvertrautes Kleinod sorgsam zu hüten, ja nöthigenfalls mit Ihrem Blute gegen jeden Angriff zu vertheidigen, stehen Sie vielmehr im Begriff, sie schonungslos zum Gegenstand der kränkendsten Muthmaßungen, Verdächtigungen und Spöttereien zu machen. Man erlaubt sich, in aller Bescheidenheit nach den Gründen zu diesem unverzeihlichen Benehmen zu fragen, und Sie können keine angeben; man bittet Sie, sich zu rechtfertigen, und Sie hüllen sich in räthselhaftes Schweigen. Wahrscheinlich haben Sie die Folgen einer solchen Handlungsweise noch nicht ins Auge gefaßt; nun, dann nehmen Sie sich Zeit dazu und —

— Es bedarf dessen nicht, mein Entschluß ist unwiderruflich. —

— Dann bestehe ich darauf, daß Sie mir Ihre Beweggründe angeben.

— Ich habe Ihnen dies verweigert, als Sie mir freundlich und wohlwollend zusprachen; ich verweigere es Ihnen jetzt umsomehr, da Sie einen beleidigenden Ton gegen mich anstimmen.

— Knabe, Du weißt nicht, wen Du vor Dir hast! —

— Könnt' ich es vergessen, so würd' ich Ihnen anders entgegentreten.

— Du drohst?

— Nein, ich drohe nur, wo ich die Drohung verwirklichen kann. Sie sind der Bruder meiner Mutter und — ein Greis

Mit diesen Worten wendete Bernhard seinem wuthschnaubenden Onkel den Rücken und verließ das Zimmer.

Es war sicherlich hohe Zeit, denn Nicander hatte so gänzlich alle Selbstbeherrschung verloren, daß er sich am Ende noch thätlich an seinem Neffen vergriffen hätte, wenn dieser länger im Bereich seiner erhobenen Fäuste geblieben wäre.

Armer Bernhard! Du hast heute die bittere Erfahrung gemacht, daß das blendende Ideal, nach welchem Du entzückt die Arme ausstrecktest, ein bloßes Truggebilde war. Möchtest Du nun auch bald erkennen, daß das, was Du für Liebe nahmst, ein bloßer Sinnenrausch war. Armer Bernhard! Du hast auch dann noch weit mehr verloren, als Du glaubst — eine Erbschaft von Millionen, und leider, das Gold ist nicht Chimäre!

Gegen Abend ging Nicander zur Generalin hinüber. Er blieb lange bei ihr. Theresen ließ sich nicht sehen, und so konnten denn die Beiden ganz ungestört mit einander reden.

Das Ergebniß der Besprechung braucht der Leser für jetzt nicht zu wissen. Es mag die Bemerkung genügen, daß, nachdem Nicander in später Stunde nach seiner Wohnung zurückgekehrt war, die Generalin, die vor ihrer Toilette im tiefsten Nachdenken verweilte, [illegible] in der That sehr hüb-

schen Spiegelbilde höchst selbstgefällig zulächelte und triumphirend vor sich hin [illegible]. Er hat sein Incognito aufgegeben; [illegible] angenommenen [illegible] sein.

Neuntes Capitel.

Ein gastronomischer Traum und ein schreckliches Erwachen.

Einige Nebenpersonen in dieser sehr verwickelten Geschichte haben sich leider bisher nicht so benommen, daß sie uns ein besonders hohes Interesse hätten abgewinnen können; ich fürchte sogar, daß sie bei so tugendhaften Leuten, wie meine Leser sind, hin und wieder ernstlichen Anstoß erregt haben. Indeß greifen sie doch in den Gang der Begebenheiten ein, und wir dürfen sie nicht ganz unbeachtet lassen, wenn sie uns auch manchen Aerger verursachen.

Da ist nun zum Beispiel Frau v. Osten: eine aus lauter Widersprüchen zusammengesetzte Natur, die mir, wie ich dem Leser offen bekenne, die größten Schwierigkeiten bereitet.

Was hatte sie nöthig, ihrem Stiefsohn den Brief abzuschwatzen, der so mißliche Enthüllungen in Betreff Thereseus enthielt, und dann diesen Brief an Bernhard Günther zu schicken?

Nichts konnte mir ungelegener kommen; es warf alle meine Combinationen über den Haufen.

Ich hatte mir so hübsch ausgedacht, wie Bernhard seine Cousine heirathen, wie er erst dann enttäuscht werden, wie er endlich nach einer langen, höchst unglücklichen Ehe mit gebrochenem, tropfenweise verblutendem Herzen und geistig niedergebeugt, ja in einem recht pitoyablen Zustande völliger Muth- und Hoffnungslosigkeit wieder mit Helene zusammentreffen sollte, die mittlerweile durch ihre Verbindung mit dem Kammerjunker gleichfalls zum Erbarmen elend geworden sei. Ich hätte so meinen Roman mit ausnehmend herzbrechenden Schilderungen ehelicher Misère bereichern, und um zwei ganze Bände weiter ausspinnen können. Und das Alles ist mir nun durch die Caprice der kleinen v. Osten benommen worden! Wenn sie mir noch öfter so in die Quere kommt, so bin ich wirklich begierig, wie diese wahre Geschichte ausgehen wird.

Man möchte fragen, ob ich das nicht weiß, und ich müßte mit Nein antworten.

Die Sache ist nämlich die: [illegible]

Die vorliegende Geschichte ist nicht [illegible]

anfangs recht wohl gefiel, nun aber nachgerade anfängt, mir ernste Bedenken zu erwecken. Die letzten Hefte fehlen mir noch, und ich sehe ihnen mit Angst und großer Sorge entgegen. Sollte ich im Vorhergehenden Aeußerungen haben fallen lassen, die mit dieser Erklärung nicht im Einklange stehen, so seien sie hiemit feierlichst widerrufen. Wahrlich, es ist die höchste Zeit, daß ich einen Theil der auf mir lastenden Verantwortlichkeit abschüttle.

Ich kehre jetzt mit etwas leichterem Herzen wieder zu der Frau v. Osten zurück.

Recht ergötzlich war die Schadenfreude der kleinen Frau und ihrer Cousine Blandina, als sie beim Kaffee über den muthmaßlichen Erfolg des soeben ausgeführten tückischen Streiches sprachen.

— Das wird wirken, sagte Frau v. Osten, nachdem sie die dritte Tasse geleert hatte.

— O, ich glaub' es — eine solche Dosis! meinte Fräulein Blandina, indem sie Jener eine vierte Tasse einschenkte. Er hat also wirklich keine weiteren Aufklärungen gewünscht? fügte sie hinzu.

— Nein, er hat mir ganz einfach den Brief wieder zurückgeschickt und sonst nichts von sich hören lassen.

— Nicht gerade sehr höflich, indeß von einem Gärtner ließ sich ja kaum etwas Besseres erwarten.

— Es soll mich verlangen, was der morgende Tag bringen wird.

— Wir werden schwerlich etwas erfahren. Die Betreffenden werden jeden Eclat vermeiden und sich alle Mühe geben, ihre Crêve-coeur zu verheimlichen.

— Wenn wirklich dem Bernhard Günther vom Grafen ein großes Legat zugedacht wäre, liebe Blandina ...

— Ich glaube es ganz sicher, theuerste Cousine.

— Wir haben eigentlich keinen rechten Grund zu dieser Vermuthung.

— Aber die Generalin hat ihn, sonst hätte sie nicht ihre Tochter den Armen des Prinzen entrissen und hieher kommen lassen, den Gärtner in ihr Netz zu locken.

— O Gott, wie wird sich die Generalin ärgern!

— Geschieht ihr ganz recht, sie hat uns oft genug geärgert.

Die beiden Damen beriethen sich denn auch noch über einen anderen Punkt.

Gelang es ihnen nämlich wirklich, die Verbindung Theresens mit Bernhard zu hintertreiben, so konnte es ihnen vielleicht auch durch Anwendung gleicher Mittel gelingen, den Wallfischfänger [illegible] der Generalin abspänstig zu machen.

Sicherlich hätte ihnen dies in gewisser Beziehung das größte Vergnügen bereitet: sie standen jedoch nach reiflicher Erwägung davon ab, denn wenn auch Nicander — wie aus manchen Anzeichen zu schließen war — durch den Thranhandel einiges Vermögen erworben hatte, so erniedrigte sich doch die stolze Generalin in schrecklichster Weise, wenn sie ihm ihre Hand reichte. Sollte man ihr nicht von ganzem Herzen die Demüthigung gönnen, welche sie sich durch einen so unerhörten Schritt selbst bereitete?

— Wie würde man sie tituliren, liebe Blandina?

— Ei, wie anders als Madame Nicander?

— Sollte sie nicht auf den Titel Frau Wallfischfängerin Anspruch haben? kicherte Frau v. Osten.

Ihr seht, daß sich Frau v. Osten der heitersten Laune erfreute. Allerdings, aber ihr Temperament war, wie wir wissen, ein Gemisch von cholerischen, sanguinischen, phlegmatischen und melancholischen Bestandtheilen, und der cholerische Bestandtheil darin hatte sich, seit wir uns zuletzt mit ihr beschäftigten, in ihrem Verkehr mit den Verwandten vorwiegend geltend gemacht.

So hatte sie sich zum Beispiel mit Fräulein Ernestine heftig überworfen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil diese nicht davon abstehen wollte, im Costüm und in der Attitüde der Lorelei allabendlich auf dem oftерwähnten Balcon ihre Lieder zu singen.

Allerdings hatte auch Frau v. Osten erfahren, daß Fräulein Ernestine sich bei Nicander zum Frühstück geladen, indem sie ihm auf die Wange gepatscht und mit kindlicher Naivetät gesagt hatte:

— Papachen, ich lasse es mir wahrhaftig nicht nehmen, Sie einmal in Ihrem Thurm zu besuchen. O, Sie wissen gar nicht, welchen Reiz es für uns junge Mädchen hat, einen Blick in solch eine drollige Junggesellenwirthschaft zu thun. Es muß zum Todtlachen sein!

Allerdings, sage ich, war dieser bedeutungsvolle Umstand noch hinzugekommen, aber was ging das Alles doch am Ende die Frau v. Osten an? Sicherlich war ihr ungestümer Zorn nichtsweniger als psychologisch begründet, und wenn sie sich sogar zu der Aeußerung hinreißen ließ, daß Papachen diesem Kinde einmal die Ruthe geben sollte, so war dies nicht nur eine abscheuliche Verirrung der Phantasie, sondern auch eine ebenso grobe als unmotivirte Beleidigung, die keine Lorelei der Welt ruhig hätte hinnehmen können.

Dann waren auch zwischen Frau v. Osten und dem Baron Odenfeld einige stürmische Auftritte vorgekommen, namentlich bei Gelegenheit des Erbsenkätzchens, als des Barons Kachelofen auseinanderplatzte, und einen erstickenden Qualm ausströmte.

Wir wissen, daß die kleine Dame aus voller Kehle nach Hilfe schrie, als stehe das ganze Haus in Flammen. Wir wissen auch, daß sie, um das Dem-

meintliche Feuer zu löschen, einen Kübel voll Wasser nach dem anderen über die Fußböden ausgießen ließ und dadurch dem Baron ein Tropfbad bescheerte, wie es ihm noch nie zu Theil geworden war.

Er ertrug es an jenem Tage mit lobenswerthem Gleichmuth, als es aber auch an den folgenden gar nicht wieder aufhören wollte und sich nun überall in seinen Zimmern, neben dem Sofa, auf seinem Schreibtische und in seinem Bett kleine Lachen und Bäche bildeten, da verlor er endlich die Geduld und erhob energische Gegenvorstellungen.

Es half ihm nichts; Frau v. Osten ließ ihm antworten, daß, wenn der Herr Vetter das Haus anzünde, es ihr nicht verwehrt sein dürfe, das Feuer wieder zu löschen; man wisse nicht, ob es nicht irgendwo im Holzwerk noch glimme, und Vorsicht sei besser als Nachsorge.

Darauf erfolgten denn die obenerwähnten stürmischen Auftritte.

Der arme Baron!

Er war überhaupt ein geplagter Mensch. Welch unsägliche Beschämung, welch grenzenlosen Aerger empfand er nicht, als er und die sämmtlichen Schloßbewohner die Entdeckung machten, daß er als Nachtwandler all die Ungebührlichkeiten verübt, die man bisher dem Burggespenst in die Schuhe geschoben hatte.

Wer hatte fester als er an das Gespenst geglaubt?

(Den Lesern der von Dr. Karl Andreas Berthelen redigirten „Psyche“ bleibt es natürlich noch immer unbenommen, daran zu glauben.)

Wer hatte es mehr gefürchtet als er?

Wer hatte überhaupt eine so tödtliche Angst vor allem Unheimlichen und Spukhaften, wie gerade er?

Und nun das qualvolle Bewußtsein mit sich herumtragen zu müssen, daß er selbst der Popanz gewesen, bei dessen bloßer Nennung er gezittert und sich entfärbt hatte!

Wie war dies zu erdulden?

Wie war das Gespötte zu erdulden, das ihn überall verfolgte?

Wahrhaftig, man schonte ihn nicht, Niemand hatte das mindeste Erbarmen mit ihm, man hänselte und neckte ihn aufs Unbarmherzigste. Man hatte ihm den Spitznamen „das Burggespenst“ beigelegt — Burggespenst! — welch außerordentlich finsterer Abgrund von Schrecknissen barg sich nicht in diesem Wort! Und er las es in Jedermanns Miene, er vernahm es aus Jedermanns Munde. Es tönte ihm entgegen aus dem Lächern und Flüstern der Dienstboten, die säuselnden Winde trugen es ihm aus allen Himmelsgegenden zu; die Spatzen auf dem Dach zwitscherten „Burggespenst!“, das Brodeln seines Suppenkessels wiederholte „Burggespenst!“ und die tickende Wanduhr stimmte mit ein: „Burg — gespenst, Burg — gespenst!“

Das Burggespenst identificirte sich zuletzt vollkommen mit seinem unseligen Ich.

Das Burggespenst ging in ihm auf, er ging in dem Burggespenst unter. Wenn er am Morgen aufgestanden war, so kleidete er das Burggespenst an, so wusch und rasirte er das Burggespenst; wenn er sein selbstgekochtes Mal verzehrte, so fütterte er das Burggespenst; wenn er Abends zur Ruhe ging, so legte er — entsetzlicher Gedanke! — das Burggespenst in sein Bett.

Ja — noch gräßlicher! — wenn er von sanftem Schlummer gefesselt auf seinem Lager sich liegend wähnte, so hatte ihn das Burggespenst gepackt und emporgezerrt und ihn durch Nacht und Grauen auf unheimlichen Wegen und zum Schrecken aller Leute ins Reich der Geister geschleppt!

Wer war an dem Allen Schuld?

Nicander, der verhaßte, verabscheuungswürdige Nicander.

Ein finsterer, bitterer Groll gegen diesen Mann gährte in seinem Herzen.

Er hatte sich nach der unglücklichen Affaire mit der Grönländerin nicht aufs Neue mit dem Major gegen ihn verbünden wollen; jetzt aber wartete er mit Ungeduld auf eine weitere Aufforderung des Majors; mochte sie auch was immer bezwecken, sie sollte ihn zu Allem und Jedem bereitwillig finden.

Nun hatte zwar der Major den Baron aufs Aeußerste erzürnt, als er dessen französische Eier-Omelette in die Asche warf; der Baron hatte sich einige Tage furchtbar geärgert und war mit finsteren Blicken und allen Zeichen verbissenen Grolles dem Vetter ausgewichen. Doch unter den jetzigen Umständen vergaß sich das leicht, und als eines Morgens der Major mit so unbefangener Miene, als gebe es in der Welt gar keine französischen Eier-Omeletten, zu dem Baron ins Zimmer trat, empfing ihn dieser in zuvorkommendster Weise.

Sie nahmen freundschaftlich neben einander Platz, und ihr Gespräch lenkte sich bald auf den Gegenstand ihres gemeinsamen Hasses: Nicander.

Der Major war sichtbar erfreut, seinen Vetter nunmehr geneigter zu finden, auf seine Rachegedanken einzugehen, und er wiederholte seinen Schwur, nicht ruhen zu wollen, bis er den norwegischen Vetter aus dem Schlosse vertrieben habe.

Er hatte auch schon einen hierauf abzielenden Plan entworfen, den er dem Baron mittheilte, und der von Beiden eingehend besprochen, von Letzterem aber als zu abenteuerlich angefochten wurde.

Die beiden Verbündeten waren nach einer Berathung von mehreren Stunden noch zu keinem Entschlusse gelangt, und der Major schickte sich endlich zum Fortgehen an.

— Wir werden hierüber noch mit einander reden, sprach er, indem er sich erhob; denken Sie mittlerweile nur recht fleißig über Alles nach, was ich Ihnen gesagt habe. Adieu.

— Adieu.

— Noch Eins, — ich habe Sie schon gleich fragen wollen — wonach riecht es denn hier so penetrant?

— In der Küche werden Stockfische ausgewässert.

— Nehmen Sie's mir nicht übel, es ist das ein ganz abscheulicher Geruch, und meine Schwester hat nicht Unrecht, wenn sie sich darüber beschwert, daß er zu ihr hinaufdringt und ihr Ekel erregt. — Stockfische! Allgerechter Himmel, wie mögen Sie nur Stockfische essen?

— Hätt' ich etwas Besseres, so würde ich sie nicht essen.

— Stockfische! wiederholte der Major, und Sie haben doch vierzehn Tage lang — denn so lange ist es her, daß Sie den Teich ausfischten — nichts als Karpfen gegessen. So oft ich zu Ihnen kam, gab es hier ein anderes Karpfengericht: blau gekochte Karpfen, gestobte Karpfen, gebratene Karpfen, Karpfen in Marinade, Karpfen in Gelée, gedämpfte Karpfen mit Rothweinsauce, Karpfen in Bier gedämpft, Karpfen à la tartare und, wenn ich nicht irre, auch Karpfen à la barbare. Jetzt essen Sie Stockfische! Wollen Sie denn ganz und gar zum Ichthyophagen werden? Und das noch dazu in der Laichzeit?

— Die Karpfen laichen erst im Mai, brummte der Baron mit einer Miene, die deutlich seinen Verdruß darüber verrieth, daß der Major sofort nach der Aussöhnung den neckischen Ton wieder anstimmte.

— Aber wir sind bald im Mai, sagte der Major, und — gestehen wir es nur — die Generalin hatte Recht, als sie behauptete, es sei eine schlecht gewählte Zeit, den Karpfenteich auszufischen.

— Ich leugne das nicht, aber man muß etwas zu essen haben, erwiderte der Baron; hier bekommt man ja nichts Ordentliches, und dann, frei herausgesagt, Vetter, meine Kasse ist nicht zum Besten bestellt.

— O weh, rief der Major, ich hatte schon daran gedacht, Sie um ein kleines Darlehen anzugehen.

Dies war vielleicht nur ein Pfiff des Majors, darauf berechnet, einer derartigen Bitte des Barons vorzubeugen.

Der Baron brummte etwas in den Bart, das der Andere nicht verstand.

— Ich weiß den Henker nicht, wie es kommt, fuhr der Major fort, aber das Geld reicht mir nie mehr aus. Früher hatten wir Beide doch hin und wieder ein paar Thaler übrig und konnten uns eine kleine Extra-Depense erlauben, aber der Fall kommt gar nicht mehr vor. Erinnern Sie sich noch der hübschen Diners, die Sie drunten im Gasthof „zum Bären" auf gemeinschaftliche Kosten arrangirten?

— O ja, sagte der Baron mit dem Ausdrucke der tiefsten Wehmuth, ich denke oft daran.

— Wäre es denn rein unmöglich, Vetter, wieder einmal ...

— Ich will Ihnen was sagen, Vetter, unterbrach ihn der Baron, den der Gedanke an leckere Speisen ganz wehmüthig gestimmt hatte, ich sehne mich auch schon lange nach etwas Gutem und habe mich daher bei dem Baron Springborn und dem Grafen Hüben auf respective morgen und übermorgen angemeldet. Sie könnten, wenn Sie wollen, mit von der Partie sein — he?

— Hm — recht gut und schön das — hm — gar nicht übel aber — aber ...

— Was finden Sie daran so bedenklich?

— Aufrichtig gestanden, Odenfeld, es will mir ein wenig sonderbar vorkommen, daß Sie gerade diesen Herren einen Besuch zugedacht haben, von denen Sie sich doch seit langer Zeit so gänzlich zurückgezogen.

Der gute Major hätte mit mehr Wahrheit sagen können: „die sich gänzlich von Ihnen zurückgezogen"; doch er wählte lieber die jedenfalls höflichere Form.

— Es waren kleine Mißhelligkeiten entstanden, und ich hatte einigen Grund, mich beleidigt zu fühlen, entgegnete der Baron; aber man soll seinen Freunden nichts nachtragen und ich thue gern den ersten Schritt zur Wiederannäherung. Ich habe an die Herren geschrieben und sie haben Beide äußerst zuvorkommend geantwortet. Sehen Sie nur.

Mit diesen Worten zog er aus einer alten abgenutzten Briefmappe zwei Billets und reichte sie dem Major.

— In der That, sagte dieser, als er das eine Billet gelesen hatte, der Baron Springborn drückt sich ausnehmend artig aus. Die scherzhafte Weise, in welcher er der fetten Kapaunen und der frisch angekommenen Austern erwähnt, gefällt mir — gefällt mir außerordentlich.

— Lesen Sie das andere, schmunzelte der Baron.

— Ei potz Wetter, der Graf Hüben führt ja den ganzen Speisezettel an! rief der Major mit Entzücken. Nun wahrhaftig, das laß ich mir gefallen: einen Hirschziemer, Schnepfen, echte Schildkröte, Hummer, Forellen, Spargel — topp, ich bin mit dabei — das heißt, wenn Sie wirklich glauben, daß ich so ohneweiters ...

— Unsinn, sind wir nicht in früheren Zeiten oft genug mit einander hinübergeritten? Sie werden herzlich willkommen sein. Die zwei Gäule des Fuhrmanns drunten im Dorf sind zu haben; ich weiß es. Morgen Früh um acht Uhr reiten wir von hier fort; in anderthalb Stunden sind wir auf Taunhof; dort lassen wir uns des Barons Kapaunen und seine köstlichen Weine schmecken, bleiben über Nacht bei ihm und reiten übermorgen nach dem

Frühstück die kurze Strecke nach Birkenthal hinüber zum Grafen. Schlagen Sie ein?

Der Major schlug ein und am folgenden Morgen gingen Beide gestiefelt und gespornt in das Dorf hinunter, wo ihrer schon die gesattelten Gäule des Fuhrmanns warteten.

Bevor wir diese Herren auf ihrem Ritt nach Tannhof begleiten, dürfte es nothwendig sein, das Verhältniß zu beleuchten, das ehedem zwischen dem Baron v. Odenfeld und den Edelleuten der Umgegend bestand.

Ihr wißt, daß der Baron ein großer Feinschmecker war; ich erinnere mich aber nicht, Euch gesagt zu haben, daß er auch einen kaum zu sättigenden Heißhunger besaß.

Nun lieben es aber bekanntlich manche Leute, einem starken Esser etwas Gutes vorzusetzen und Proben anzustellen, wie viel er davon zu sich nehmen könne; und solche Proben waren in früheren Jahren mit unserem Baron häufig gemacht worden.

Er hatte sie alle glänzend bestanden.

Man war ohne sein Wissen Wetten eingegangen, bei welchen es sich um seine staunenswerthen Leistungen im Essen handelte, und eine ziemliche Anzahl von Louisd'or war zu verschiedenenmalen von einer Tasche in die andere gewandert, wenn er glücklich die festgestellte Anzahl von Austern oder das abgewogene Quantum Rehbraten vertilgt hätte.

Namentlich aber fanden sich der Graf Hüben und der Baron Springborn, zwei reiche und zu jedem Scherz aufgelegte junge Männer, durch seinen das Glaubliche übersteigenden Appetit ergötzt, und lange bewirtheten sie ihn, wenn er bei ihnen vorsprach, aufs Köstlichste.

Er kam aber zu oft und er trug, nachdem es den Reiz der Neuheit verloren hatte, ihn eine Gans oder zwei Hasen oder sechs Rebhühner verschlingen zu sehen, zu wenig zur Unterhaltung bei, als daß sie nicht endlich gewünscht hätten, sich seiner wieder zu entledigen.

Dies gelang ihnen durch ein sinnreiches Mittel: sie setzten ihm geringere und immer geringere Speisen vor. Ein Gericht Linsen mit Speck, das ihm auf Tannhof servirt wurde, machte den Anfang.

Der Baron wurde stutzig.

Ein aufgewärmtes Ragout von Hammelfleisch mit Gurken, das ihm die Birkenthaler zu kosten gaben, war der zweite schwere Schlag.

Der Baron wurde äußerst nachdenklich.

Dann folgten italienische Polenta-Nudeln auf Tannhof.

Es tauchte in dem Baron ein finsterer Verdacht auf.

Als ihm nun noch auf Birkenthal Buchweizengrütze mit Buttermilch und zu guter letzt auf Tannhof Eiermilch mit Schneeklößen aufgetragen

wurde, da empörte sich sein Stolz; er zog sich in mürrischer, grollender Weise zurück und verwünschte von ganzem Herzen seine Nachbarn und ihre abscheulichen Gerichte.

Dies Alles wußte der Major, und Ihr werdet Euch daher nicht länger wundern, daß er ein wenig zögerte, auf den Vorschlag seines Vetters einzugehen.

Und nun wollen wir wieder zu unseren zwei Reitern zurückkehren, die schon auf dem Wege nach Tannhof munter forttraben.

Nach Tannhof hatte man vom Dorfe Ronneburg aus zwei starke Meilen. Der Weg führte durch eine zum Theil kahle und unfruchtbare Gegend, hin und wieder über öde Haidehügel und weite, vom Flugsand verwüstete Strecken.

Erst in der Nähe von Tannhof bot sich dem Auge wieder Erfreulicheres dar.

Es wechselten hier Wiesen mit Kornfeldern, dann folgte ein kleines Gehölz. In dem Gehölze aber war eine tiefe Schlucht, durch welche sich der Weg in zahlreichen Krümmungen wand.

Die beiden Reiter hatten in der fröhlichsten Stimmung und im Vorgenuß der ihrer wartenden Tafelfreuden schwelgend das Wäldchen erreicht. Unter munterem Geplauder ritten sie den von steilen, dichtbewachsenen Abhängen eingeschlossenen Hohlweg hinab.

Der Baron war in einer wahren Ekstase; kein Gedanke an das Burggespenst trübte die Heiterkeit seines Gemüths; er scherzte und lachte und drückte sich ordentlich beredt aus, indem er von den bevorstehenden Hochgenüssen sprach.

— Hummer, rief er, was geht über eine frische Hummer! Der Graf wird uns eine Hummer vorsetzen. Ich hoffe zu Gott, daß sein Koch nicht versäumen wird, dem Wasser, worin er die Hummer kocht, etwas Kümmel, Coriander und ein Stückchen Butter beizumischen. Es ist gar nicht zu glauben, welch feinen Beigeschmack dies dem Fleisch verleiht. Eine so gekochte Hummer mit einer Sauce von Eidotter, Provenceöl, englischem Senf, fein gehackter Petersilie, einem Löffel voll Bouillon und . . .

Plötzlich erstarb ihm das Wort auf den Lippen, Todesblässe überzog sein Gesicht — ein Geräusch wie von einer Heerde in wildem Lauf durch das Dickicht brechender Büffel war an sein Ohr gedrungen.

Es waren indeß keine Büffel, sondern zwei Reiter, die rechts und links vom Wege einige hundert Schritt vor ihnen aus dem Gebüsch kamen und im vollen Galop auf den entsetzten Baron und seinen Begleiter lossprengten.

Beide hatten sich das Gesicht geschwärzt und Jeder von ihnen hielt in der vorgestreckten Rechten eine Pistole.

— Euer Geld oder Euer Leben! donnerten ihnen die Räuber entgegen, indem sie ihre Rosse zu noch schnellerem Laufe anspornten.

Aber schon hatte der Baron Kehrt gemacht und war mit verhängten Zügeln davongejagt; in einem Wirbel von Staub entschwand er den Blicken des Majors.

Dieser war im ersten Moment nicht sehr geneigt, gleichfalls das Hasenpanier zu ergreifen; er machte sogar instinctmäßig einige Anstrengungen, um seinen widerspänstigen Gaul vorwärts zu treiben; doch dieser besaß nicht die noble Ambition seines Reiters. Er bockte, schlug hinten aus, machte eine kurze Wendung und galopirte in Sätzen, die einem Wettrenner Ehre gemacht hätten, seinem Stallgenossen nach.

Die Räuber sprengten in gestreckter Carrière hinter den Fliehenden drein.

Diese hörten ihren wiederholten Ruf:

— Haltet, oder wir schießen!

Aber da war an kein Halten zu denken und fort ging es wie die wilde Jagd.

Zwei Schüsse krachten, dann schienen die Verfolger etwas zurückzubleiben; endlich hörte man nicht mehr die donnernden Hufschläge ihrer Pferde, und nach einem halsbrechenden Rennen von mehr als einer halben Meile gelang es endlich dem Major, den Baron zu überholen und seinem desparaten Ritte Einhalt zu thun.

— Mordelement, Vetter, sind Sie denn rein von Sinnen! rief der Major, als der Baron sich scheu umgesehen hatte und dann aufs Neue mit der Reitpeitsche mit all seiner Kraft auf sein erschöpftes Pferd loshieb. Halt, sag' ich Ihnen, halt, in des Teufels Namen; wir werden ja nicht mehr verfolgt!

— Kann ich denn aber diesen verdammten Gaul halten? keuchte der Baron.

— Ei was, Sie treiben ihn ja selbst an. Und das haben Sie von Anfang an gethan. Hätten Sie Stand gehalten, so wäre den beiden Hallunken die Lust vergangen, uns anzugreifen

— Und warum hielten Sie nicht Stand? brummte mißmuthig der Baron.

— Konnte ich denn diese hartmäulige Bestie halten, nachdem Sie mit der Ihrigen einmal das böse Beispiel gegeben hatten? vertheidigte sich der Major.

Während sich die Beiden hierüber stritten, lachten die Räuber, die keine Anderen waren, als der Graf Hüben und der Baron Springborn, aus vollem Halse.

— Ventre-saint-gris! war das ein Ritt! rief der ausgelassene Graf, indem er seinen prächtigen englischen Vollbluthengst parirte.

— Wahrhaftig, sie hätten uns noch was zu schaffen gemacht, wenn wir sie wirklich hätten einholen wollen, sagte der Baron, nachdem er ebenfalls Halt gemacht hatte. Ist es zu begreifen, daß die alten Schindmähren so laufen konnten?

— Sie werden aber auch draufgehen, lieber Baron. Glauben Sie mir, morgen sind beide keinen Schuß Pulver werth, denn kenne ich Odenfeld recht, so treibt er seinen Gaul an, bis er niederstürzt. Begierig bin ich übrigens, welche Lüge er ersinnen wird, um sein Ausbleiben zu erklären.

— Wer nur sein Begleiter sein mochte? Kannten Sie ihn?

— Ei, recht gut, es war der Major Rawald.

— Herrlich, also zwei Fliegen mit Einem Schlage! Kehren wir jetzt um?

— Wenn Sie mit Ihrem geschwärzten Gesicht nicht etwa Besuche in der Nachbarschaft machen wollen . . .

— Ich danke dafür.

Zehntes Capitel.

Es steigt ein Gewitter auf.

Nun bereitet mir der Kammerjunker v. Osten auch Verlegenheiten. Er ließ sich doch anfangs zu einem brauchbaren Intriguant recht gut an; da er die Erwartungen rechtfertigen sollte, die ich in ihn gesetzt, täuscht er mich schmählich.

Ich hatte mir nämlich gedacht, daß er den Ex-Obermüller Plattner und ein anderes, noch bösartigeres Individuum dazu anstiften würde, Helene in irgend eine scheinbar lebensgefährliche Lage zu versetzen, aus welcher er sie dann mit beträchtlicher Tapferkeit und Todesverachtung retten würde.

Hatte ich nicht alle Ursache, so zu denken?

Wozu der geheimnißvolle Verkehr des Kammerjunkers mit Plattner, wenn es nicht dabei auf Derartiges abgesehen war?

Was haben die Beiden denn eigentlich mit einander?

Ich wette, daß wir uns gründlich getäuscht finden werden, wenn es endlich herauskommt.

Hatte nicht auch der Kammerjunker, wenn es ihm wirklich darum zu thun war, Helenens Hand zu gewinnen, alle Veranlassung, so und nicht anders zu handeln?

Bernhard Günther hatte das junge Mädchen der Gefahr entrissen, in den Wasserfall zu stürzen; mußte er ihn nicht zu überbieten suchen?

Nun wäre doch gewiß in der Schloßruine oder in der freilich kaum mehr vorhandenen Klosterruine ein unterirdisches Gewölbe von feuchter, muffiger und schauerlicher Beschaffenheit aufzufinden gewesen. In dieses hätten zwei vermummte Männer von höchst grausamem Aussehen — der Ex-Obermüller nämlich und das noch schlimmere Individuum — die schöne Helene schleppen müssen, nachdem sie dieselbe am Ufer des Mühlbachs, wo sie träumend saß, aufgegriffen.

Es wäre dann eine Reihe von ausnehmend spannenden Scenen erfolgt zwischen der aus Schreck erkrankten Helene und einer ganz infamen Megäre, einer wahren Teufelin in Gestalt eines alten Weibes mit mordgierig schielenden Triefaugen.

Auch hätte die in Todesangst zitternde Helene nächtlicherweile an irgend einer Mauerritze ein heimliches Geflüster behorchen können, in welchem von einer „lästigen Bürde" gesprochen würde, die man, weil Alles verrathen sei, sich wieder um jeden Preis vom Halse schaffen müsse, indem man sie „kalt mache".

Leises Heranschleichen unsichtbarer Gestalten während des kurzen fieberhaften Schlummers hätte gleichfalls sehr drastisch gewirkt; einige vereitelte Fluchtversuche mit noch strengerer Ueberwachung und noch härterer Behandlung im Gefolge wären ganz am Platze gewesen, und die endliche Befreiung unter erschütternden Umständen und nachdem das unglückliche Mädchen vor Angst und Aufregung fast wahnsinnig geworden, hatte ganz gewiß das Uebrige gethan.

Wie packend wäre das nicht gewesen und was hätte der Kammerjunker nicht dadurch gewonnen!

Grenzenlose Dankbarkeit der von Kummer schon ganz gebeugten Müllersleute, grenzenlose Dankbarkeit Helenens und ihr gern gegebenes Jawort — welch köstlicher Lohn!

Was that aber statt dessen der Kammerjunker?

Er hielt ganz einfach bei dem Müller Sievers um Helenens Hand an.

Wie alltäglich, wie hausbacken!

Ich habe mich kaum überwinden können, es hinzuschreiben.

Aber so geht es, wenn man eine wahre Geschichte schreibt, statt selbst eine zu erfinden, in welcher die Phantasie ungehindert den höchsten und kühnsten Flug nehmen kann. Ich thue das aber auch nicht wieder; es ist zu ärgerlich, immer zu sagen, wie poetisch und interessant es hätte sein können, und dann hinterdrein gestehen zu müssen, daß es so ganz und gar einfach und nüchtern ist.

Also der Kammerjunker hielt bei dem Müller Sievers um die Hand

Helenens an. Ja, so steht es in dem mir leihweise zugehenden schwedischen Manuscript.

Das Einzige, was ich hiebei besonders hervorheben will, weil es doch einigermaßen den Anforderungen entspricht, die man an einen Roman stellt, ist der Umstand, daß der Kammerjunker, bevor er auf sein Ziel losging, den Weg sich durch sein schlau berechnetes Benehmen trefflich geebnet hatte.

Alle Charakter-Eigenthümlichkeiten des Müllers, der Müllerin, der Mademoiselle Tourville und Helenens hatte er mit scharfem Blick aufgefaßt und klug benützt, um durch geschmeidiges Anbequemen seiner Proteusnatur das Wohlwollen Aller sich zu gewinnen.

Aber freilich war er darum doch seines Erfolges nicht sicher.

Der Müller Sievers besaß in hohem Grade jenen starren Stolz, der den Vorzügen Anderer nicht immer gerecht wird, während er seinen eigenen Werth leicht überschätzt; und dazu war er auch gewohnt, hauptsächlich auf practische Tüchtigkeit zu sehen und nur das mühsam errungene Gut als ein wirkliches Gut zu betrachten, während er die Vortheile, welche das blinde Glück bescheert oder die Geburt verleiht, gering achtete.

Wie würde nun der alte, vorurtheilsvolle, starrsinnige, von werkthätigem Eifer beseelte Bürgersmann die Bewerbung seines adeligen Junkers aufnehmen, der nie eine andere practische Tüchtigkeit an den Tag gelegt hatte, als die, mit welcher er sein ererbtes Vermögen durchbrachte?

In der That, der Kammerjunker mußte auf einen abschlägigen Bescheid gefaßt sein, und er war es auch. Indeß kam es zu seiner großen Freude ganz anders.

Der alte Müller hörte ruhig und ohne ihn ein einzigesmal zu unterbrechen, seine wohldurchdachte Rede an. Sie war dem Ohr des schlichten Mannes vortrefflich angepaßt, ernst, gewichtig und leidenschaftslos, stellenweise feierlich und zum Herzen dringend.

Nachdem der Kammerjunker geendet hatte, erfolgte eine Pause von beträchtlicher Länge, dann stellte der Müller mehrere scharf präcisirte Fragen in Betreff der Verhältnisse und Aussichten des Freiers.

Er wünschte vor allen Dingen zu wissen, auf welche Art von Anstellung im Staatsdienste der Kammerjunker Exspectanz habe und wie viel Gehalt mit dem zunächst in Aussicht stehenden Posten verbunden sei.

Die Antworten waren klar und bestimmt, und sie schienen den Frager zufriedenzustellen, denn er ließ manch beifälliges „Hm, hm“ und „Nicht übel“ hören.

Endlich gab er die bündige Erklärung ab, daß er gegen die Verbindung des Kammerjunkers Herrn v. Osten mit seiner Enkelin nichts einzuwenden finde, ja recht gern seinen Segen dazu geben wolle, wenn Helene selbst darein willige.

Er stellte dann die weitere Frage, ob der Herr v. Osten dem Mädchen seine Liebe schon gestanden habe.

Nein, der Herr v. Osten hatte es für ehrenhafter gehalten, dem Mädchen seine Wünsche und Hoffnungen zu verschweigen, bis er sich der Einwilligung der geehrten Großeltern versichert hätte.

Das sei honnet, meinte der Müller; er selbst freilich habe es anders gemacht, als er vor fünfundvierzig Jahren um seine Marie freite, aber, wie gesagt, es sei honnet und höchst lobenswerth. Ob er nun gleich mit Helene reden wolle?

O nein, dazu hatte der Herr v. Osten den Muth nicht; er bat vielmehr, daß die geehrten Großeltern bei ihrer Enkelin ein gutes Wort für ihn einlegen möchten; es werde so auch dem Mädchen eine freiere Wahl gelassen und falls sie — was der Himmel verhüten möge — eine abschlägige Antwort ertheilen sollte, eine peinliche Verlegenheit erspart.

Das war wieder sehr honnet; der Müller hatte freilich dem vornehmen Herrn in diesen Dingen mehr Courage zugetraut, aber, wie gesagt, es war sehr honnet.

Er wollte nun erst in die Mühle gehen, wo die Reparatur an einem der Mahlgänge seine Gegenwart bis zum Mittag erfordere, gleich nach dem Essen aber wollte er mit seiner Frau und seiner Enkelin reden. Gegen Abend könnte der Herr v. Osten wieder vorsprechen, oder auch morgen, wenn es ihm heute nicht mehr bequem sei; er sollte alsdann erfahren, was Helene geantwortet.

Das Alles war dem Herrn v. Osten ganz recht; er wollte gegen Abend falls er keine Abhaltung habe, wiederkommen.

Und damit schieden sie.

Die Unterredung des Müllers und seiner Frau mit ihrer Enkelin brauche ich nicht wörtlich anzuführen.

Es erging den braven alten Leuten, wie es oft genug auch uns Anderen ergangen ist, wenn wir eine Sache besprachen, an der wir ein großes Interesse nahmen. Anfangs mochten wir die beste Absicht haben, die Gründe für und wider mit aller Unparteilichkeit zu prüfen, die Entscheidung jedoch Anderen zu überlassen; aber eine lebhafte Gegenrede stachelte unseren Eifer an, wir traten immer mehr aus unserer Neutralität heraus und endeten damit, daß wir durch Ueberredung, wo nicht gar durch Zwang, das erlangten, was das Ergebniß eines durchaus freien Entschlusses hätte sein sollen.

So, sage ich, erging es dem Müller Stevers und seiner Frau.

Sie stießen bei ihrer Enkelin auf einen Widerstand, der ihnen ebenso unerwartet war, wie er ihnen ungerechtfertigt schien.

Sie wurden warm und immer wärmer, und suchten, um ihre Ansicht schließlich doch zur Geltung zu bringen, Gründe hervor, an die sie vorhin gar nie gedacht.

Umsonst, Helene beharrte bei ihrer Weigerung und gerieth in eine äußerst heftige Gemüthsbewegung, in welcher die Großeltern, weil das junge Mädchen keine Gründe anzuführen wußte, nur eine trotzige und grillenhafte Nichtachtung ihrer Autorität sahen.

Da mußten denn dringende Vorstellungen und ernste Ermahnungen angewendet werden, und nun endlich ergab sich Helene mit einer Art von stiller muthloser Unterwürfigkeit in das Unvermeidliche.

Nur Eine Bedingung stellte sie und ging von dieser auch nicht wieder ab.

Die Bedingung war folgende: sie wollte unter vier Augen oder auch im Beisein der Mademoiselle Tourville mit dem Kammerjunker reden. Wenn er dann, nachdem er Alles gehört, was sie ihm zu sagen habe, noch immer ihre Hand begehre, dann wollte sie ihm noch eine kurze Bedenkzeit geben, und wenn auch diese verstrichen sei, ohne daß er anderen Sinnes geworden, dann wollte sie sich dem so nachdrücklich geäußerten Wunsch ihrer Großeltern fügen.

Das Alles klang recht sonderbar, und Madame Sievers begriff schlechterdings nicht, wie das, was Helene dem Kammerjunker zu sagen habe, wenn es nicht eine förmliche Ablehnung seines Antrages sei, ihn zum Aufgeben seiner Wünsche bewegen könnte.

Aber wie auch die alte Frau ihre Fragen stellen mochte, Helene verweigerte hartnäckig jede Aufklärung; sie preßte nur die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Was thun?

Helene war immer ein wunderliches, räthselhaftes Kind gewesen, offenen Sinnes und warmen Herzens zwar, aber auch voll der abenteuerlichsten Launen, die Niemand ergründen konnte.

Man hatte ihr aber immer den Willen gethan und mußte es also wol auch bei dieser Gelegenheit, zumal ja doch in der Hauptsache viel erreicht worden war.

Als die lange und peinliche Unterredung zu Ende war, eilte Helene auf ihr Zimmer und gab sich hier zwanglos und in ungestümster Weise ihrem Schmerze hin.

Sie warf sich auf ihr Bett, begrub das Köpfchen in die Kissen und schluchzte, als müsse ihr das Herz brechen.

Warum weinte Helene?

That sie es, weil sie einen Mann heiraten sollte, den sie nicht liebte?

Allerdings wäre dies ein mehr als hinreichender Grund gewesen; aber sie hatte auch gestern und vorgestern geweint, als sie noch keine Ahnung von den Absichten des Kammerjunkers und den Wünschen ihrer Großeltern hatte.

Sie war überhaupt seit einigen Tagen eine Andere geworden.

Ihre kindliche Ausgelassenheit hatte einem stillen, nachdenklichen Wesen, ihr unbefangenes, keckes Auftreten einer schüchternen Zurückhaltung Platz gemacht. Ja oft hatte sie, statt wie sonst in die Unterhaltung der älteren Hausgenossen ihre tausend drolligen Einfälle zu werfen, zerstreut und vollständig theilnahmlos vor sich hingestarrt, als seien alle ihre Gedanken mit Dingen beschäftigt, die weit außerhalb der engen Sphäre ihrer Umgebung lagen.

Mademoiselle Tourville hatte, wenn sie in solchen Momenten ihren Zögling beobachtete, gar bedenklich den Kopf geschüttelt.

Sie hatte sich zwar jeder Bemerkung enthalten, allein wenn Helene die Augen hob und ihr Blick zufällig dem forschend auf sie gerichteten der Gouvernante begegnete, so verrieth sie auch sogleich in ihrem Erröthen, in ihrer nicht zu verbergenden Verlegenheit das Bewußtsein, daß die scharfsichtige alte Französin errathen habe, was in ihrer Seele insgeheim vorgehe.

In der That hatte Mademoiselle Tourville Alles errathen.

Es war ihr nicht entgangen, wie Helene plötzlich erblaßte und in Verwirrung gerieth, als am Sonntag von Frauen aus der Nachbarschaft, die in der Mühle einen Besuch abstatteten, erzählt wurde, daß der junge Kunstgärtner Bernhard Günther sich mit der wunderschönen Tochter der Generalin Fellenbach verlobt habe, worüber im Schloß große Freude herrsche. Und es war ebensowenig von ihr unbemerkt geblieben, daß Helene schnell ihren Sitz verließ, sich mit abgewendetem Gesicht in der Ecke am Clavier etwas zu schaffen machte und dann eiligst aus dem Zimmer ging, als Tags darauf der Kammerjunker, von Madame Sievers befragt, diese Nachricht mit dem Zusatz bestätigte, daß Herr Günther schon seit längerer Zeit in so auffallender Weise dem Fräulein den Hof gemacht, daß er sich ehrenhalber gar nicht mehr hätte zurückziehen können, selbst wenn er dies — was aber sicherlich nicht der Fall sei — gewünscht hätte.

Nur, fügte er hinzu, begreife er nicht, wie dies unter die Leute gekommen sei, da es unter den Verwandten auf dem Schloß noch als ein tiefes Geheimniß besprochen werde.

Also liebte Helene den jungen Gärtner?

Vor wenigen Tagen noch hätte sie selbst diese Frage wol schwerlich beantworten können.

Sie war unter Umständen mit ihm zusammengetroffen, die ihrer lebhaften Phantasie eine mächtige Anregung gaben.

Von da an war er mit der wunderbaren Zauberwelt, die ihren geschäftigen kleinen Kopf füllte, innigst verwoben. Sie ersann neue Märchen, weit schönere, weit farbenreichere, als die, welche sie bisher zu ihrer Be-

lustigung erfunden hatte, und in allen war Bernhard der tapfere Ritter, der sie, die verwunschene Prinzessin, nach vielen harten Kämpfen mit Drachen, beflügelten Löwen und ungeheuren Riesen endlich unter dem Beistande der ihr befreundeten Fee aus der Gewalt des bösen Zauberers und aus allen ihren Nöthen befreite und dafür vom König, ihrem Vater, zum Thronfolger ernannt und mit ihrer Hand beschenkt wurde.

Aber daß sie ihn liebte, heiß und innig liebte, das wußte sie erst von dem Augenblick an, da sie erkannte, daß ihre Phantasiegebilde nie in den Kreis der Wirklichkeit eintreten könnten; das wußte sie jetzt um so bestimmter, da man von ihr verlangte, daß sie einen Mann heiraten solle, der nie in ihrer bunten Traumwelt als heldenmüthiger Ritter und Befreier aufgetaucht war.

Wo war jetzt diese schöne, entzückende Traumwelt?

In ein ödes, trostloses Nichts war sie zerronnen mit allen ihren lieblichen Feen- und Nixengestalten, ihren schimmernden Palästen und verzauberten Gärten und dem ganzen ergötzlichen Wechsel von Abenteuern und Wundern.

Alles war dahin, nur nicht ihre Liebe zu dem Ritter, dem sie so verschnell ihr junges, warmes Herz geschenkt und dem sie es nie wieder entziehen konnte.

Ja, sie liebte Bernhard, und dieses Bewußtsein hatte — auch ein Wunder, aber eines, das wir alle Tage sehen — das Kind plötzlich zur Jungfrau umgewandelt.

Der Tag verging.

Gegen Abend machte sich der Kammerjunker von Osten auf den Weg zur Mühle.

Die Luft war schwül und drückend; am Horizont thürmten sich massenhafte Gewitterwolken auf und hin und wider fuhr ein Wirbelwind heulend über die Gegend hin.

Der Kammerjunker achtete nicht auf Wind und Wetter; auf ganz andere Dinge war sein Sinn gerichtet, und die Aufregung seines Gemüthes stieg mit jedem Schritt, den er vorwärts that.

Eigentliche Unruhe empfand er indeß nicht.

Er hielt es für unzweifelhaft, daß, nachdem es ihm gelungen war, die Einwilligung des alten starrsinnigen Mannes sich zu sichern, ihm auch die verhältnißmäßig leichte Aufgabe in jedem Falle gelingen müsse, den etwaigen Widerstand eines kaum der Kindheit entwachsenen jungen Mädchens zu besiegen.

Noch hatte er Helenen gegenüber die volle Macht seiner, wie er meinte, unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit nicht entfaltet. Er hatte, wie ein-

kluger General, seine besten Kerntruppen in Reserve gehalten; gewiß brauchte er sie nur ins Feuer zu führen, um auch sogleich den Kampf zu seinen Gunsten zu beendigen.

Als er sich auf dem durch den Wald führenden Pfade dem Abhange näherte, an dessen Fuß die Mühle lag, sah er in der kleinen Laube an der alten Klostermauer Helene sitzen.

Er hatte sie hier noch nie getroffen, und er nahm es für ein gutes Omen, daß dies gerade heute zum erstenmal geschehe.

Als er jedoch näher kam und den Ausdruck von Schwermuth bemerkte, den ihre Züge trugen, verlor er sehr an Zuversicht.

Es lag etwas ihm Fremdes und Unerklärliches in ihrer Haltung, ihrem ganzen Wesen, als sie seinen Gruß erwiderte, etwas unnennbar Würdevolles, ja Vornehmes in der Art und Weise, in welcher sie ihm bedeutete, neben ihr Platz zu nehmen, etwas, was es ihm schwer machte, ein paar gleichgiltige Worte zu finden, um ein Gespräch einzuleiten.

Sie unterbrach ihn jedoch kurz und hastig, mit leiser, aber überaus fester Stimme.

— Reden wir über den Gegenstand, der für uns Beide von so großer Wichtigkeit ist, sagte sie. Ich habe von meinen Großeltern gehört, daß Sie, Herr v. Osten, mich mit einem Heiratsantrage beehren. Es war schonend und zartfühlend von Ihnen, sich erst an meine Großeltern und nicht unmittelbar an mich zu wenden, denn allerdings wäre meine Verlegenheit groß gewesen, wenn ich Ihnen so ganz unvorbereitet eine Antwort hätte ertheilen müssen. Ich bin Ihnen herzlich dankbar, daß Sie mir Zeit zur Ueberlegung gönnten.

Der Kammerjunker verbeugte sich.

Er war sichtbar verwirrt, nun auch in ihren Worten und in der Weise, in welcher sie dieselben äußerte, jener ruhigen Würde zu begegnen, die mit ihrem bisherigen kindlichen Wesen einen so seltsamen Gegensatz bildete.

Wo waren nun seine zärtlichen Blicke, sein überredendes Lächeln, seine Liebesschwüre und unwiderstehlichen Bitten?

Wo waren nun alle jene sieggewohnten Waffen, die er, wie er von jeher gewähnt, gegen dieses Kind nur zu erheben brauche, um die Palme zu gewinnen?

Machtlos entsunken waren sie seiner Hand.

— Ich fühle tief die Verpflichtung, mich offen und ohne Vorbehalt gegen Sie auszusprechen, fuhr Helene fort; ich fühle, daß ich es Ihnen und mir in gleichem Maße schuldig bin. Es wird mir aber nicht leicht, nein, wahrlich nicht, und ich rechne daher sehr auf Ihre Nachsicht.

Sie hatte dies Alles mit vollkommener Ruhe und Selbstbeherrschung gesprochen, jetzt aber wich alles Blut aus ihren Wangen und sie sah einen Moment wie in peinlicher Beklemmung vor sich nieder.

Dennoch war er der Blassere von ihnen, und eine unterdrückte Aengstlichkeit und Erregung lag, als sie aufs Neue das Wort nahm, in jedem Zuge seines Gesichts.

— Ich bekenne Ihnen aufrichtig, sagte sie schüchtern und zögernd, daß, wenn Sie vor noch kurzer Zeit den Antrag gestellt, mit dem Sie mich heute beehren, ich kaum in meinem Herzen ein Gefühl gefunden, das mich abgehalten hätte, Ihnen mein Jawort zu geben. Ich verweigere es Ihnen auch jetzt nicht — nicht unbedingt — dagegen dürften Sie sich, wenn Sie Alles gehört haben, was ich Ihnen zu sagen habe, Ihrerseits bewogen fühlen, von Ihrem Begehren abzustehen.

Die Spannung in seinen Zügen ließ etwas nach, und seine Hand, die sich krampfhaft um eine der Stangen geschlossen hatte, welche die Laube bildeten, öffnete sich langsam.

— Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Helene, sagte er. Welcher Grund könnte meinerseits für das Aufgeben so sehnlicher Wünsche vorhanden sein? Wahrlich, ich müßte Sie nicht so innig lieben, als ich es thue, um einen solchen Entschluß fassen zu können.

— Es ist eine Aenderung in mir vorgegangen, sagte Helene mit zu Boden gesenkten Augen, eine Aenderung, die ernst genug ist, um einen Rücktritt Ihrerseits zu begründen und zu rechtfertigen.

— Welche Aenderung? fragte er mit bebenden Lippen.

— Vor Kurzem, entgegnete sie in höchster Verwirrung, hatte ich noch die Neigung zu vergeben, die, wie ich glaube, eine Frau für ihren Mann hegen muß, wenn die Ehe eine glückliche sein soll. Ich will ehrlich sein, Herr v. Osten, ich fühlte nie für Sie mehr als blos freundschaftliche Zuneigung; aber unter anderen Umständen hätten Sie vielleicht mein ganzes Herz gewinnen können. Dem ist nicht mehr so.

— Sagen Sie das nicht, Fräulein Helene; die treue, aufrichtige Liebe eines Gatten, dessen höchster Wunsch es ist, sich der Neigung seiner Frau würdig zu bezeigen, vermag viel.

— Meine Gegenliebe zu gewinnen, wird ihr nie gelingen.

— Verzeihen Sie, Helene, so könnten Sie sich, wie mich dünkt, nur äußern, falls ich das Unglück gehabt hätte, durch irgend ein mir unbewußtes Vergehen die Achtung zu verscherzen, von der ich gehofft habe, daß sie mir nie von Ihnen entzogen würde.

— Sie sind im Irrthum, Herr v. Osten. Wenn ich Ihnen auch nur den kleinsten Theil meiner Achtung entzogen hätte, so wäre meine

Antwort ein entschiedenes Nein gewesen. Sie besitzen meine volle Achtung und, was für mich besonders maßgebend ist, auch die Achtung meiner Großeltern.

— Dann, theuerste Helene, sagte Herr v. Osten, werde ich, wenn Sie die Entscheidung in meine Hand legen, nie die Selbstverleugnung haben, einem Glücke zu entsagen, auf das alle Wünsche meines Herzens gerichtet sind.

Helene beugte das Haupt und seufzte schwer.

Thränen füllten ihre Augen und flossen über ihre Wangen.

— Sie haben mich also nicht verstanden, und ich wünschte doch so sehr, von Ihnen verstanden zu werden, sprach sie mit sichtbarer und gewaltsamer Ueberwindung.

— Ich bezog das, was Sie sagten, allein auf mich. Lag darin ein Mißverstehen Ihrer Worte, Helene?

— Ich muß mich, wie ich sehe, noch deutlicher ausdrücken, antwortete sie. Meine Neigung gehört einem Anderen.

Der Kammerjunker hatte — kaum brauche ich es zu sagen — Helene keinen Augenblick mißverstanden; er hatte nur so gethan, um womöglich einer Mittheilung vorzubeugen, die ihm kein Geheimniß enthüllte und ihm nur hinderlich werden konnte.

Er hatte so gut wie Mademoiselle Tonville einen Blick in ihr Herz gethan, aber das, was er darin sich regen sah, für eine der vielen flüchtigen Launen eines, wie er sich sagte, nur von Launen beherrschten Kindes gehalten.

Jetzt freilich hatte sich ihm gleich vom ersten Beginn der Unterredung an die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Helenens Gefühle für Bernhard Günther viel ernsterer Natur waren, und es konnte ihm nur peinlich sein, dies aus ihrem Munde zu hören.

Indeß, sie bestand darauf, ihm ihr Inneres zu erschließen; er hielt es daher für angemessen, sein Verfahren zu ändern und geradewegs auf den mißlichen Punkt einzulenken.

— Sie reden, sagte er, von einer erst seit Kurzem in Ihnen vorgegangenen Wandlung. Unter allen Männern aber, die ich in letzterer Zeit hier sah, ist nicht mehr als ein Einziger, der auch nur im Entferntesten würdig scheint, von Ihnen beachtet zu werden. Ich wage keinen Namen zu nennen. Sie werden auch ohnedies wissen, ob ich richtig gerathen habe.

Helenens Verwirrung wuchs nach diesen Worten des Kammerjunkers noch mehr; sie senkte noch tiefer das Köpfchen, wie um die Gluth zu verbergen, die in ihre Wangen stieg.

— Unmöglich kann dieser Mann den Wunsch an den Tag gelegt haben, Ihre Neigung zu gewinnen, Fräulein Helene, da doch sein eigenes Herz schon vergeben ist.

— Er hat nie ein Wort gesprochen, entgegnete sie rasch, das einen solchen Wunsch verrathen hätte. Nur meine eigene Thorheit darf ich anklagen. Und nun, Herr v. Osten, wissen Sie Alles, mehr als genug, um in Ihren eigenen Augen gerechtfertigt zu sein, wenn Sie Ihren Antrag zurücknehmen.

— Ich weiß mehr als genug, theuerste Helene, um es zur schönsten Aufgabe meines Lebens zu machen, diesem Antrage in Ihren Augen Alles zu benehmen, was jetzt Ihren Gefühlen widerstrebt. Durch Ihre edle Handlungsweise haben Sie mir nur aufs Neue bewiesen, in wie hohem Grade Sie der innigsten Liebe und Verehrung würdig sind, und wenn Sie Ihr Wort nicht zurücknehmen, wenn Sie wirklich die Entscheidung in meine Hand legen . . .

— Ich that es aber in der Hoffnung, daß ich mein peinliches Bekenntniß nicht vergeblich abgelegt haben werde; vergessen Sie das nie, Herr v. Osten.

— Fast muß ich glauben, Helene, antwortete er, daß Sie andeuten wollen, es werde von anderer Seite ein Zwang auf Sie geübt; in diesem Falle würden Sie sich freilich nicht vergeblich an mein Ehrgefühl gewendet haben.

— Niemand zwingt mich, Herr v. Osten, Niemand könnte mich zwingen.

— Alsdann nehme ich dankbar an, was Sie mir gewähren können. Und wenn es auch noch so wenig wäre, die Hoffnung wird mich ermuthigen, daß es meinem eifrigen Streben gelingen wird, in Zukunft mir Ihre Neigung ganz und ungetheilt zu gewinnen.

Er hatte mit so großer Wärme der Empfindung und doch mit so vollkommener Zartheit gesprochen, daß seine Worte nicht ganz ihre Wirkung verfehlen konnten.

Helene senkte erregt und erröthend die Augen zu Boden und vermochte es ihm nicht zu wehren, als er ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte.

Sie entzog sie ihm jedoch sogleich wieder und sagte in festem und entschlossenem Tone:

— Es bleibt mir unter diesen Umständen nur noch Eines zu sagen: Ihr Entschluß könnte vielleicht dennoch wankend werden, und es soll Sie nichts hindern dürfen, ihn später zurückzunehmen. Erst nach drei Monaten darf dieses Gespräch erneuert werden; sollten Sie dann noch so denken wie heute, dann will auch ich mich für gebunden erachten.

Sie erhob sich rasch und that einige Schritte vorwärts.

Kaum aber war sie unter dem grünen Schirmdach hervorgetreten, als sie erschrocken wieder zurückwich.

Ein im Zickzack niederfahrender Blitz hatte ihr Auge geblendet, ein betäubender Donner folgte ihm unmittelbar und schwere Regentropfen prasselten auf das Laub der Bäume und Büsche nieder.

Helene fuhr mit der Hand über die Stirn und starrte gedankenvoll vor sich hin; ihr Hang zum Aberglauben war in diesem Augenblicke plötzlich wieder in ihr erwacht.

War dies vielleicht die bedeutungsvolle Sprache der sie schützenden Elementargeister?

War es eine ernste Warnung an sie, das so lange mit ihnen vertraute Kind, daß sie einen gefahrvollen Weg betreten habe und sich hüten möge vor jedem weiteren Schritt, zu dem man sie drängen wolle?

— Eilen wir in die Mühle hinunter, sprach dicht neben ihr der Kammerjunker v. Osten, denn Sie würden hier gegen den Ungestüm des Gewitters schlecht geschützt sein. Eilen wir, Fräulein Helene, während es noch Zeit ist.

Ohne ein Wort zu erwidern, trat sie aus der Laube und ging neben ihrem Begleiter den Abhang hinunter.

Sie machte sich nichts aus dem immer dichter fallenden Regen, sie zeigte keine Furcht mehr vor den zuckenden Blitzen und dem ununterbrochen rollenden Donner.

Sie hob jetzt muthig das Haupt und sah festen Blickes nach Oben, als wolle sie sagen:

— Habt Dank, ihr freundlich gesinnten Naturmächte, habt Dank, daß ihr mich in dieser schweren Stunde an eure hilfreiche Nähe erinnert habt!

Elftes Capitel.

Der Blitz hat eingeschlagen.

Nicander stand, als das Gewitter heraufzog, an einem offenen Fenster seines Thurmes und betrachtete mit Wohlgefallen die Vorgänge am Himmel.

Er hatte Freude an solch erhabenen Schauspielen; sie entsprachen ganz und gar seinem zum Kühnen und Gewaltsamen sich hinneigenden Charakter; ja, nie fühlte er sich mehr im Einklang mit der ihn umgebenden Natur, als wenn diese ihre entfesselten Kräfte mit vernichtendem Ungestüm austoben ließ.

Wenn der Blitz zuckend aus der Wolke hervorbrach, so blitzte es auch in seinem alten feurigen Auge; wenn der Donner rollte und krachte und die Erde erbeben machte, so schwellte ein Hochgefühl von keckem Muth seine alte Brust; wenn der Sturmwind einhersauste und die hochragenden Wipfel der Bäume niederbog, so kräuselte ein stolzes Lächeln seine Lippen und es gewährte ihm einen unnennbaren Genuß, sich ihm trotzig entgegenzustemmen.

Das jetzt herannahende Gewitter versprach ein überaus heftiges, ein Gewitter so recht nach seinem Sinn zu werden, und er begrüßte es mit Entzücken.

Es war erst langsam über dem Horizont emporgestiegen, nun aber verbreitete es sich immer schneller über den Himmel. Schon lange hatte er von seinem hohen Standpunkte aus das ferne Wetterleuchten beobachtet, in der Nähe hatte es noch nicht geblitzt, jetzt aber traf plötzlich ein blendender Lichtstrahl sein Auge und ein betäubender Krach erschütterte den Thurm bis in seine Grundfeste.

— Gut gedonnert, Zeus! rief Nicander freudig, indem er nach dem Punkt des Waldes hinsah, wo der Blitz niedergefahren war.

— Es hat eingeschlagen, sagte er für sich, als sich schon nach kaum einer Minute über die Baumwipfel eine Rauchsäule erhob.

Er blickte noch einige Secunden hin, als aber dann auch Funken und emporlodernde Flammen sich zeigten, verließ er schnell seinen Platz am Fenster und zog die Klingel.

Dem Ruf folgte jedoch Niemand, denn Derjenige, der ihm hätte gehorchen sollen, der mürrische Olaf Dahlbom nämlich, hatte sich selbst Urlaub ertheilt, um sich in der Dorfschenke bei einem Kruge Bier gütlich zu thun.

Dieser Fall kam sehr häufig vor; Nicander gerieth dann in heftigen Zorn und schalt seinen eigenwilligen Diener, sobald dieser zu seiner Pflicht zurückgekehrt war, tüchtig aus.

Doch Olaf Dahlbom glich in gewisser Beziehung dem Opossum in den Wäldern Amerikas.

Wie dieses bei der geringsten Berührung umfällt und sich todt stellt, so verwandelte sich Dahlbom beim ersten harten Wort seines Herrn gleichsam in Gußeisen; und wie man das trugvolle Opossum schlagen, kneifen, treten und in jeder anderen Weise mißhandeln kann, ohne daß es ein Lebenszeichen von sich gibt, so konnte Nicander seinen Diener Olaf Dahlbom mit Schelt- und Schimpfreden überhäufen wie er wollte, der Mann von Eisen wurde immer steifer, immer starrer; es hätte eines Schlages mit einem Schmiedehammer bedurft, um die geringste Wirkung auf ihn hervorzubringen.

Bei der jetzigen Gelegenheit wartete Nicander nicht auf die Rückkehr Dahlbom's.

Er warf, als dieser nicht sogleich erschien, schnell noch einen Blick durchs Fenster und verließ dann den Thurm, um sich in den Schloßhof hinüberzubegeben.

Hier war Alles in Bewegung, um, wie immer beim Ausbruch eines heftigen Gewitters, die Löschanstalten in Bereitschaft zu setzen.

Von dem Einschlagen des Blitzes wußte daselbst noch Niemand.

Nicander machte die bei den Spritzen beschäftigten Leute auf den über den Wald emporwirbelnden Rauch aufmerksam.

— Die Aumühle brennt, meinten einige der Knechte.

— Nein, der Pachthof ists, behaupteten Andere.

Sie stritten sich hitzig hierüber, bis sie sich endlich dahin einigten, daß weder die Aumühle, noch der Pachthof, sondern das Haus des Obermüllers Plattner brenne.

— Wer von Euch kann mir als Führer dienen? fragte Nicander.

Es waren hiezu Mehrere erbötig.

— Du wirst mit mir gehen, sagte er zu einem halbwüchsigen Knaben, Euch Anderen werde ich eine Arbeit zuertheilen, die Euren Kräften besser entspricht.

Er wendete sich dann an den Castellan Böhme und befahl ihm, die eine der Feuerspritzen mit der nöthigen Mannschaft eiligst nach dem brennenden Hause zu entsenden, wo er selbst alles Weitere anordnen wolle.

Dem aber widersetzte sich der Major Rawald energisch, der sich trotz des jetzt heftig strömenden Regens gleichfalls auf dem Hofe eingefunden hatte.

Es brenne im Pachthofe und nicht im Hause des Obermüllers, das viel weiter nach links hinüber liege, behauptete er; auch habe er, der Major, hier Befehle zu ertheilen, er ganz allein und kein Anderer.

Nicander würdigte ihn keiner Antwort, sondern wiederholte in gebieterischem Tone seine Weisungen. Und, sonderbar genug, kein Einziger war da, der sich nicht sofort bereit zeigte, ihm unbedingt und ohne Widerrede zu gehorchen.

Der Major sah, daß es ihm nicht gelingen würde, seine verlorene Autorität wieder herzustellen; er verließ höchst erbost und in seiner Würde als nächster Cognat tief gekränkt den Hof.

Nachdem sich Nicander überzeugt hatte, daß in möglichster Eile alle Anordnungen getroffen wurden, um den vom Unglück Heimgesuchten Hilfe zu leisten, gab er dem Knaben einen Wink und entfernte sich rasch.

Er hatte kaum den Fuß des Schloßhügels erreicht, als er mit Bernhard

Günther zusammentraf, der aus dem Park kam und gleich ihm den Weg nach dem Walde einschlug.

— Wohin gehen Sie, Bernhard? fragte Nicander kurz.

— Nach dem Hause des Obermüllers Blattner, wo der Blitz eingeschlagen hat. Ein Theil meiner Arbeiter wird mir sogleich folgen.

— Auch ich begebe mich dahin; wir können daher einander Gesellschaft leisten.

Sie gingen nun neben einander her, aber sie sprachen kein Wort weiter. In Beider Herzen regte sich noch der heftige Groll, den der letzte stürmische Auftritt hervorgerufen hatte, und Keiner von ihnen war auch nur im Geringsten geneigt, seinen Trotz fahren zu lassen.

Der Regen floß mittlerweile in Strömen, ein Blitz folgte dem anderen, der Donner rollte ununterbrochen und die alten Bäume des Waldes ächzten unter der Wucht des Orcans.

Die beiden Wanderer waren bald bis auf die Haut durchnäßt.

Als sie sich dem brennenden Hause näherten, erblickten sie daselbst keinen Menschen.

Die nahe Mühle und einige andere nicht ferne Wohnungen hatten eine tiefe Lage; man mußte von keiner derselben aus das Feuer gesehen haben. Es war also ganz natürlich, daß Nicander und Bernhard die Ersten waren, die sich auf dem Schauplatze des Unglücks einfanden.

Aber wo waren die Bewohner des Hauses?

Dieses brannte lichterloh vom Fundament bis zur Giebelspitze. Der Blitz war ohne Zweifel von oben bis unten durch alle Räume gedrungen und er mußte auf seinem verderbenbringenden Wege an vielen Punkten zugleich gezündet haben.

Hatten wol die Bewohner augenblicklich das Haus, das doch nicht zu retten war, verlassen?

Während Nicander und sein Neffe diese Frage erörterten, drang aus dem Hause ein klägliches Wimmern, dann folgte ein Schrei und es wurde wieder stille.

Ohne sich eine Secunde zu bedenken, ohne der sengenden Hitze und des fast erstickenden Rauches zu achten, stürzte Bernhard auf den Eingang zu. Noch hatten die Flammen diesen verschont; er wollte die Thür öffnen, aber sie war von Innen verschlossen. Er rüttelte mit aller Gewalt daran, doch vergeblich.

— Bernhard, rief Nicander abmahnend, was thust Du? Zurück, zurück, sag' ich Dir, es ist Tollheit!

Bernhard hörte nicht; mit einem kräftigen Fußtritt sprengte er die Thür auf und drang ins Haus.

— Was der Knabe kann, das kann auch ich, murmelte Nicander vor sich hin und eilte seinem Neffen nach.

Kaum waren die Beiden im Innern des von Flammen umspannten Hauses verschwunden, als eine Menge von Männern, mit Löschapparaten jeder Art versehen, sowol vom Schloß als auch von der Mühle anlangte. Der Castellan Böhme war unter ihnen. Er fragte den Knaben, der als Führer gedient hatte, wo der alte Herr sei.

Der Knabe antwortete unter lautem Heulen und Wehklagen, der Mann sei zugleich mit Herrn Günther in das brennende Haus gegangen.

— Allmächtiger Gott, sie sind verloren! rief der Castellan und schlug voll Entsetzen die Hände über den Kopf zusammen.

Der alte Böhme hatte alle Ursache, sich zu entsetzen, denn es war in der That ein tollkühnes Unternehmen, auf welches sich Nicander und Bernhard eingelassen hatten.

Aus allen Fenstern schlugen die Flammen, das ganze Haus glich einer ungeheuren Feueresse. Der Dachstuhl war bereits theilweise in sich zusammengestürzt, brennende Sparren und Balken fielen prasselnd, einen Sprühregen von Funken nach allen Seiten sendend, in den glühenden Schlund.

Wie war es möglich, daß Menschen auch nur eine halbe Minute lang in der sengenden Hitze athmen konnten?

Wie war es denkbar, daß sie den züngelnden Flammen entrinnen konnten, die in dem engen Raume sich zu einer einzigen gewaltigen Feuersäule zu vereinigen schienen?

Die beiden Männer der Gefahr wieder zu entreißen, in die sie sich so unbesonnen gestürzt, schien geradezu unmöglich. Wer hätte den hoffnungslosen Versuch gewagt?

In athemloser Spannung harrten die Versammelten der Entscheidung entgegen.

Entweder mußten die beiden kühnen Männer schon in wenigen Secunden wieder zum Vorschein kommen, oder sie waren, wie Böhme sagte, unrettbar verloren.

Da hörte man eine Stimme laut und angstvoll rufen:

— Meine Frau, mein Kind — wo sind sie?

Alle wendeten sich der Richtung zu, von welcher der Ruf erscholl, und sie sahen nun einen Mann in wilder, ungestümer Hast aus dem nahen Walde herbeilaufen. Er trug keinen Hut, die schwarzen Haare klebten an der schweißnassen Stirne, Todtenblässe lag auf seinem Antlitz und seine Augen rollten in ihren Höhlen wie die eines Wahnsinnigen.

Es war der Obermüller Blattner.

Er mußte ohne Zweifel weit und mit Aufwand aller seiner Kräfte gelaufen sein, denn er war ganz außer Athem und keuchte schwer, indem er in grenzenloser Aufregung den Ruf wiederholte:

— Wo ist meine Frau, wo ist mein Kind?

Niemand antwortete ihm, aber Einer aus der Menge deutete schaudernd mit der Hand auf die brennende Hütte.

Da stieß Blattner einen gellenden, markerschütternden Schrei der Verzweiflung aus und stürzte auf die offene Thür zu.

Eine lange dürre Gestalt, die fast zugleich mit ihm, jedoch aus einer anderen Richtung, herbeigeeilt war, folgte ihm mit schnellen, aber seltsamen, ruckweisen Bewegungen der steifen Glieder. Es war der schwedische Diener Olaf Dahlbom, der kaum erfahren, wo sich sein Herr befinde, als er auch sofort mit vollkommener Todesverachtung den Entschluß gefaßt hatte, die Gefahr mit ihm zu theilen.

Schon waren Beide im Begriff, sich, den Abmahnungen der Versammelten zum Trotz, blindlings in das Flammenmeer zu stürzen, da änderte sich plötzlich die Scene.

Bernhard wankte, taumelte, einem Trunkenen gleich, aus dem Hause; ihm auf dem Fuße folgte Nicander.

Sie waren von Rauch geschwärzt, fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt, ihre Haare, ihre Kleider waren versengt. Bernhard trug das Kind des Obermüllers auf den Armen, Nicander dessen Frau.

Ein jubelnder Ruf der Menge, ein wildes Aufjauchzen Blattner's empfing sie, als sie aus dem dichten Qualm hervortraten.

Bernhard gelangte mit seiner leichteren Bürde wohlbehalten aus der Gluthatmosphäre der brennenden Hütte ins Freie, Nicander aber war weniger glücklich.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich, als ein halbverkohlter Sparren vom Dach niederstürzte und ihn zu Boden schmetterte.

Die Frau, welche er getragen, entsank, indem er fiel, seinen Armen. Sie schien unversehrt. Ihr Mann sprang ihr zu Hilfe und brachte sie schnell an einen sicheren Ort. Nicander dagegen hatte einen furchtbaren Schlag erhalten; er lag wie leblos da, das Blut quoll ihm in Strömen aus einer klaffenden Kopfwunde, während glühende Asche und sprühende Funken auf ihn niederregneten.

Da beugte sich sein Diener Olaf Dahlbom über ihn nieder, umschlang ihn mit seinen nervigen Armen und hob ihn vom Boden auf. So leicht, als koste es ihm nicht die mindeste Anstrengung, trug er den schweren Mann eine Strecke weit fort und legte ihn sanft auf das weiche, vom Regen durchnäßte Moos unter einem Baume.

Es wäre eine schwierige Aufgabe, die nun folgenden Auftritte in ihren Einzelheiten zu schildern.

Alle drängten sich um die zwei kühnen Männer und die von ihnen Geretteten, Jeder wollte das Seinige thun, ihnen Hilfe und Linderung zu verschaffen, die Meisten aber trugen durch ihren zu großen Eifer nur dazu bei, die Verwirrung zu steigern.

Jeder auch wollte wissen, wie die Rettung der Frau und ihres Kindes möglich geworden sei, aber lange erfuhren sie hierüber nichts, denn Bernhard, der Einzige, der über die näheren Umstände Auskunft hätte geben können, war, als er kaum sich seiner Bürde entledigt hatte, völlig betäubt zusammengebrochen, und es dauerte eine Weile, bis er wieder zum Bewußtsein zurückkehrte.

Aber auch jetzt vermochte er nur in kurzen, unzusammenhängenden Worten die vielen Fragen zu beantworten, mit welchen man ihn nun von allen Seiten bestürmte.

Es ging indeß aus seinem Berichte hervor, daß das Unternehmen anfangs weit weniger gefährlich war, als es den Anschein gehabt.

In den inneren Räumen des Hauses brannte es, als er und sein Begleiter es betraten, nur stellenweise, und es wurde ihnen nicht schwer, in eine Kammer zu gelangen, wo sie die beiden Unglücklichen fanden, die ihrer Hilfe bedurften.

Die Kammer war von den Flammen noch verschont geblieben, nur herrschte dort ein erstickender Rauch und eine versengende Hitze.

Das Kind lag leise wimmernd im Bett, die Frau, die wahrscheinlich vom Blitz betäubt worden war, lag regungslos dicht daneben auf dem Boden. Bernhard riß das Kind aus dem Bett, Micander nahm die Frau in seine Arme, und sie wären nun wol ohne große Schwierigkeit wieder ins Freie gekommen, wenn sie nicht, fast erstickt von dem Rauch und halb betäubt von der Hitze, die rechte Thüre verfehlt hätten und in andere Räume gerathen wären, wo ihnen überall die Flammen den Ausgang wehrten. Wie sie endlich doch die Hausthür gefunden, das wußte Bernhard nicht anzugeben, denn seine Gedanken hatten sich zuletzt verwirrt, er war im Zustande völliger Besinnungslosigkeit fortgetaumelt; nur ein blinder Instinct konnte ihn geleitet haben.

Uebrigens durfte Bernhard von Glück sagen, der furchtbaren Gefahr mit so heiler Haut entronnen zu sein; mit Ausnahme von einigen unerheblichen Brandwunden an den Händen und im Gesicht hatte er keine Verletzungen davongetragen.

Auch das kranke Kind, das er gerettet, war in nur geringem Maße verletzt, die Mutter sogar wunderbarerweise vollkommen unversehrt. Es war mehr als wahrscheinlich, daß sie, wie Bernhard annahm, vom Blitz betäubt worden sei.

Als es nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich gelang, sie ins Leben zurückzurufen, hatte sie gar kein Bewußtsein von dem Vorgefallenen; sie blickte verwundert um sich und konnte es erst gar nicht fassen, daß sich so Außerordentliches begeben habe. Dann aber brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus und klammerte sich, sprachlos vor Schmerz, an ihren Mann

und ihr krankes Kind, indem sie mit Blicken der Verzweiflung auf ihr brennendes Haus hinsah.

Die Unglückliche, sie hatte ja nun den letzten unbedeutenden Rest ihrer armseligen Habe verloren!

Höchst bedenklich, ja vollkommen hoffnungslos schien der Zustand Nicander's. Außer der furchtbaren, weit klaffenden Wunde am Kopf zeigten sich an seinem Körper noch einige tiefe Brandwunden. Er lag völlig regungslos da; kein anderes Zeichen von Leben war an ihm bemerkbar, als ein öfteres Oeffnen und Schließen des Mundes und ein leises Zucken in seinen Händen.

Der Schmerz des ehrlichen Olaf Dahlbom zeigte sich in ebenso rührender, als sonderbarer Weise. Nie waren seine Bewegungen so hölzern, nie waren seine Gesichtszüge so starr und eisern gewesen, wie jetzt, während er mit einer Behutsamkeit, gleich der einer zärtlichen Geliebten, die Wunde seines Herrn mit kaltem Wasser wusch und wieder wusch. Er sprach kein Wort, aber einzelne Thränen rannen über seine gußeisernen Wangen und verloren sich in seinem struppigen Bart.

Der alte Böhme dagegen war wie außer sich. Der Schrecken, die Bestürzung hatten ihm alle Besonnenheit geraubt; er rang verzweiflungsvoll die Hände und wiegte den Kopf hin und her und stieß laute Klagen aus, in welche sich so räthselhafte Worte mischten, daß sie Niemand verstand.

Als Bernhard wieder völlig zum Bewußtsein gekommen war und nun von dem Unglück hörte, das seinen Onkel betroffen hatte, trat er dicht an diesen heran, kniete neben ihm nieder und blickte mit schmerzlicher Wehmuth in sein todtenblasses Antlitz.

Auch in seine Augen traten Thränen und er fühlte in diesem Moment tief, wie sehr er, ohne es selbst zu wissen, dem wunderlichen alten Mann, der so oft seine Ungeduld erregt und seine Empfindlichkeit verletzt hatte, im Herzen zugethan war.

Man hatte auf Dahlbom's Verlangen, gleich nachdem das Unglück geschehen, nach einem Arzt geschickt. Bernhard aber bestand darauf, daß man dessen Ankunft nicht hier erwarten, sondern den Verwundeten in das nächste Haus bringen solle, wo ihm sofort die nöthige Pflege zu Theil werden könnte.

Das nächste Haus war die Aumühle; für diese entschied man sich also. Freilich, hätte man auf den alten Böhme gehört, so müßte man jeden Gedanken daran aufgegeben haben, für den Kranken in der Mühle ein Obdach zu suchen, so heftig eiferte er dagegen.

— Nur um Gottes und des Heilands willen nicht in die Mühle, rief er voll Entsetzen, bringt ihn nicht in die Mühle! Herr Günther, Sie wissen nicht — o du lieber Himmel, was soll daraus werden — das Geklapper

wird ihn vollends umbringen — ich flehe Sie an, ich beschwöre Sie, nur nicht in die Mühle!

Doch man achtete nicht auf das sonderbare Geschwätz des alten Mannes. Eine improvisirte Tragbahre war schnell hergerichtet; man legte den zum Tode Verwundeten darauf, und bevor noch die brennende Hütte ganz in sich zusammengestürzt war, bewegte sich ein Zug von ernstblickenden Männern langsam und feierlich mit der Bahre durch den Wald.

Bernhard verließ den Schreckensort nicht, ohne erst den Obermüller Blattner, dessen Frau und sein krankes Kind der Obhut des noch immer ganz verwirrten Castellans übergeben und diesem auf die Seele gebunden zu haben, für ihre Bedürfnisse in jeder Weise und auf's Beste zu sorgen.

Blattner drückte dem jungen Manne mit inniger Rührung die Hand. Mit bebenden Lippen stammelte er:

— Ich bin kein guter Mensch gewesen, aber auch kein so durchaus schlechter, wie die Leute sagen. Von heute an soll die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, mir als Leitstern durchs Leben dienen. Es kann Ihnen dies freilich keine Vergeltung sein, indeß . . .

Er vermochte nicht, den Satz zu vollenden.

Er wendete sich langsam ab und preßte die Hände vor das Gesicht.

Ende des zweiten Bandes

Ronneburger Mysterien.

Humoristischer Roman von Graf Ulrich Baudissin.

III. Band.

Erstes Capitel.

Am Krankenlager.

Warum es der Verfasser des mir vorliegenden Manuscripts unterlassen hat, die furchtbaren und langwierigen Leiden des verwundeten Micander eingehend zu schildern, ist mir rein unbegreiflich. Was kann für einen empfindsamen Leser spannender sein, als die hundertmal wiederholte Frage, ob das dünne Haar, an welchem das Leben einer Hauptperson hängt, in einem beliebigen Augenblicke reißen wird oder nicht? Eine solche Spannung läßt sich ganz bequem durch vier, fünf Capitel ausdehnen, bis der Leser vor lauter Spannung so elend ist wie der Patient. Wie angenehm für den Leser! Wie lohnend für den Autor!

Wäre es auf mich angekommen, ich hätte dieses Capitel etwa so angefangen:

Der Arzt tritt leisen Schrittes in das halbdunkle Krankenzimmer. Sein kundiges Auge heftet sich forschend auf das abgemagerte Gesicht des Verwundeten. Dieser hat sein Eintreten nicht bemerkt; regungslos, mit geschlossenen Augen liegt er da, kaum daß ein schwaches Röcheln verräth, daß er noch zu den Lebenden zählt.

Der Arzt gibt einem neben dem Bett sitzenden jungen Mädchen einen Wink. Sie erhebt sich und zieht geräuschlos einen der Fenstervorhänge ein wenig beiseite, so daß die Tageshelle eindringen kann. Kaum aber ist das geschehen, als der aufmerksame Arzt die entsetzliche Blässe auf ihrem Antlitz wahrnimmt.

Erschrocken geht er auf sie zu und greift an ihren Puls.

— Helene, Sie reiben sich auf. Sechs Nächte schon wachen Sie an diesem Krankenlager; ich kann das nicht zugeben. Legen Sie sich augenblicklich zu Bette, Sie riskiren sonst ein Nervenfieber. Gehen Sie, sag' ich Ihnen, und nehmen Sie gewissenhaft die Medicin, die ich Ihnen verordnen werde.

Das Gespräch zwischen dem Arzt und Helene hätte ich noch weiter ausgesponnen; dann wäre ich fortgefahren:

Der Arzt beschäftigt sich nun mit dem Kranken; er löst behutsam den Verband an seinem Kopfe und untersucht den Zustand der Wunde.

— Was sagen Sie heute, Doctor? Wird er es durchmachen? flüstert leise die ängstliche Stimme eines jungen Mannes, der soeben unbemerkt ins Zimmer getreten ist.

Der Arzt zieht den jungen Mann in einen Winkel des Gemachs und spricht mit bekümmerter Miene:

— Ihr Onkel wird kaum zu retten sein, Herr Günther; doch wollen wir thun, was menschliche Hilfe vermag. Eine Trepanation ist unumgänglich nothwendig geworden; ob er sie aber überlebt ....?

Nun hätte Herr Günther nicht genau wissen dürfen, was eine Trepanation ist, und der gefällige Arzt hätte ihm und dem Leser dieselbe bis in die kleinsten Details beschrieben.

Von großem Effect wäre es gewesen, wenn er auch aus einem Etui voll der gräßlichsten Instrumente eine kleine cirkelrunde Säge genommen und damit die Bewegung gemacht hätte, als säge er eine Knochenscheibe ab. Und je mehr er dabei vom Lostrennen der Haut, von dem Oeffnen der Schädelhöhle, vom Entfernen der Knochensplitter und der Blut- und Eiter-Ansammlungen gesprochen hätte, desto sicherer wäre die gewünschte Wirkung erzielt worden. Zuletzt aber wäre die Operation selbst mit allen kleinsten Nebenumständen erfolgt.

Bei dieser, so vermuthe ich, wird es der Leserin übel. Schaudernd legt sie mein Buch aus der Hand; sie kann bei Tisch keinen Bissen hinunterbringen.

— Was fehlt Dir, Rosalinde? Du bist furchtbar blaß! Warum issest Du nicht? fragt der besorgte Ehemann.

Rosalinde schiebt den Teller weit von sich, lehnt sich auf ihren Stuhl zurück, schließt die Augen, um das in der Schüssel dampfende gebackene Kalbshirn nicht zu sehen, und lispelt mit schwacher Stimme:

— Die Trepanation war so schauderhaft, süßer Alfred; auch fürchte ich sehr, daß die arme Helene das Nervenfieber bekommt.

Nun frage ich noch einmal: Kann etwas für den Leser angenehmer, für den Autor lohnender sein, als die genaue Beschreibung einer Krankheit? Und davon findet sich in dem verwünschten schwedischen Manuscript nichts.

Gar nichts?

Nein. Es wird nur gesagt, daß Ahrander vierzehn Tage zwischen Leben und Tod schwebte und daß er in seinen Fieber-Phantasien unaufhörlich mit heftigem Abscheu von dem Schwanken und Schaukeln eines Schiffes sprach. Er mußte sich also vorstellen, daß er auf dem Meere sei, und ich denke mir, daß dies von dem Rütteln und Schnurren des Mühlwerkes herrührte, welches ich Euch bei einer früheren Gelegenheit beschrieben habe.

Wurde er trepanirt?

Ich weiß es wirklich nicht.

Bekam er [illegible] das Nervenfieber?

O bewahre!

Aber, Herr Verfasser, was haben Sie denn eigentlich mit dem Allen sagen wollen? Wenn Ihre Geschichte so gar schlicht und einfach ist, nun, so erzählen Sie uns auch dieselbe in schlichten und einfachen Worten.

Sehr richtig; ich fange also mein Kapitel von Neuem an:

Seit den zuletzt erzählten Begebenheiten waren vierzehn Tage verflossen. Nicander, dessen Zustand während dieser ganzen Zeit zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß gegeben hatte, war jetzt außer Gefahr und begann sich langsam zu erholen. Die Bewohner der Mühle, die ihn mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen und mit aller Sorgfalt gepflegt hatten, konnten wieder ungestört und leichten Herzens ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen.

Ich sage, daß die Bewohner der Mühle den Verwundeten mit größter Bereitwilligkeit bei sich aufgenommen hatten — ja, allerdings, aber es wäre eine Entstellung der Wahrheit, wenn ich verhehlen wollte, daß der alte Müller Sievers lieber jeden Anderen, als ein Mitglied der Familie des Grafen Werneberg, bei sich beherbergt hätte.

— Wenn der Teufel in diesem Zustande zu mir käme, so würde ich auch ihm meine Thür nicht verschließen, sagte er, als man den Verwundeten gebracht hatte, zu seiner Frau. Dieser Fremde — wie heißt er nur gleich? — soll Alles haben, was wir ihm bieten können, aber, frei herausgesagt, Martha, der Teufel wär' mir fast lieber gewesen.

Nach diesen in höchstem Unmuth hervorgestoßenen Worten und mit dem festen Vorsatz, alle nöthigen Anordnungen ausschließlich den Frauen zu überlassen, sich selbst aber um den ungebetenen Gast nicht im Mindesten zu kümmern, ging Sievers an seine Mühle, um nachzusehen, ob der neue Voll-Cylinder seinen gerechten Anforderungen entspreche. Er hatte aber in der Mühle keine Ruhe, sondern kehrte gleich wieder zurück, um sich nach dem Kranken zu erkundigen.

Schon nach wenigen Tagen söhnte er sich einigermaßen mit dem Gedanken aus, daß er ein Familienmitglied, wie er sich kurz und bündig ausdrückte, in seinem Hause beherberge, ja er überwand seinen Widerwillen in dem Maße, daß er dem Arzt in das Zimmer des Kranken folgte, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß diesem nichts abgehe.

Als später Nicander sich wieder besser fühlte und mit den um ihn beschäftigten Personen reden konnte, fand sich der alte Müller öfter bei ihm ein, und zuletzt faßte er sogar eine Art von Zuneigung für ihn. Und dies war umso sonderbarer, als Nicander der ungeduldigste, eigensinnigste und anspruchsvollste Patient war, den man sich nur denken kann. Jede unbeden-

tende Kleinigkeit vermochte ihn in Harnisch zu bringen, und er begehrte das, wonach er Verlangen trug, in so gebieterischem Tone, als sei er der Herr im Hause.

Das Rütteln und Schütteln des Mühlwerks war ihm in der Seele zuwider, und er genirte sich nicht im Geringsten, gegen den Müller seine Glossen darüber zu machen.

— Verfluchter Lärm das, sagte er bissig; hört denn das nie auf? Ein doppeltes Wunder ists wahrhaftig, daß ich mit dem Leben davongekommen bin, denn die Verwundung allein hätte mir den Garaus machen, Ihre abscheulichen Maschinen aber hätten mir auch ohne die Verwundung die Seele aus dem Leibe schütteln können. Wie viel muß ich Ihnen zahlen, damit Sie Ihr Klapperwerk ein paar Wochen stillstehen lassen?

— Sie müßten sehr reich sein, um das zahlen zu können.

— Wenn ich es aber nun zehnfach zahlen könnte?

— Und wenn Sie es hundertfach zahlen könnten und wollten, so geschähe es doch nicht. Ihr Zustand macht es nicht nöthig, wie mir der Arzt versichert, und da müssen Sie sich schon daran gewöhnen.

— Sie sind ein ungefälliger Mann, Müller.

— Und Sie eben kein höflicher. Empfehle mich Ihnen.

Ob vielleicht gerade das barsche und herrische Benehmen Nicander's dem Müller zusagte — ich weiß es nicht; es gibt curiose Leute, und sie haben curiose Liebhabereien. Wahrscheinlicher ist es allerdings, daß der heroische Muth, den Nicander bei Gelegenheit der Feuersbrunst an den Tag gelegt, den Müller zu seinen Gunsten stimmte. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß dieser immer häufiger seinen kranken Gast besuchte, daß er immer länger bei ihm blieb und daß er, wie schon gesagt, zuletzt großen Gefallen an ihm fand.

— Sie sind anders als die übrigen Mitglieder, sagte er.

— Als wer? fragte Nicander verwundert.

— Nun, als die da droben auf dem Schloß. Ich kann sie von Herzen nicht leiden.

— Die Meisten von ihnen kann ich auch nicht leiden.

— Aber Sie gehören doch zu ihnen?

— Nein, dem Himmel sei Dank, ich gehöre nicht zu ihnen.

— Sie wohnten indeß droben?

— Es war eine Laune von mir, nichts als eine flüchtige Laune. Warum können Sie übrigens diese Leute nicht leiden?

— Weil sie — nehmen Sie mirs nicht übel — herz- und charakterlose Menschen sind und weil überdies eines der Mitglieder mir viel bitteren Kummer verursacht hat.

— Wieso?

— Ja, wenn ich Ihnen das erzählen wollte . . .

— So würde ich Sie bitten, erst Ihr verwünschtes Mühlwerk abzustellen, damit ich Sie besser hören könnte.

— Nein, ich sage nichts, um keinen Preis soll ein Mensch etwas davon erfahren.

Nicander drehte sich ächzend der Wand zu.

Der Müller entfernte sich mit nachdenklicher Miene.

So freundlich sich aber auch die Gefühle des Müllers für den ihm vom Himmel beschiedenen Gast nach und nach gestalten mochten und so tolerant er sich auch immer hinsichtlich der Sorge und Mühewaltung bezeigte, die dessen Pflege in seinem Hause verursachte, so gab es doch genug andere Dinge, die damit in Verbindung standen und die des braven Mannes höchsten Unwillen unaufhörlich rege hielten.

Namentlich aber ärgerte ihn der Verkehr zwischen dem Schloß und der Mühle, der schon am ersten Tage eröffnet und später ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde.

Kaum eine Stunde war verflossen, seit Nicander verwundet ins Haus gebracht worden war, als auch schon die dem Müller wohlbekannte alte gelbe Staatscarrosse vor seiner Thür hielt.

Aus der Carrosse stieg die Generalin Fellenbach. Sie befand sich in einer außerordentlichen Aufregung, erwiderte kaum den Gruß des sie empfangenden Sievers und verlangte mit stolzer Würde in Ton und Benehmen, augenblicklich zu dem Verwundeten geführt zu werden. Dem widersetzte sich jedoch mit großer Entschiedenheit der hinzugekommene Arzt, und die Generalin mußte sich endlich damit begnügen, über den Zustand des Kranken die allergenauesten Erkundigungen einzuziehen und dann, ohne ihn gesehen zu haben, nach dem Schloß zurückzufahren.

Der alte Müller sah ihr, als sie wegfuhr, voll Erbitterung nach; sie hatte ihn, als er ihr mit entblößtem Haupte in den Wagen half, keines Dankes, keines Blickes gewürdigt. Nun setzte er mit einer wüthenden Geberde die Mütze wieder auf den Kopf und schlug sie mit der flachen Hand tief über die Stirn herab, daß das Mehl in einer dichten Wolke daraus hervorquoll.

— Ein andermal bleibst Du sitzen, brummte er vor sich hin und ging in die Mühle, wo er seinen Aerger an einem ganz unschuldigen Griesputzer ausließ.

Am folgenden Tage kam die Generalin wieder.

Sie verlangte mit verstärktem Nachdruck, zu Nicander geführt zu werden, und es wurde dem Arzt schwer, sich auch diesmal ihrem Willen erfolgreich zu widersetzen.

Der Müller hatte sich zu seiner Frau begeben, um einem Zusammentreffen mit der stolzen Dame auszuweichen. Allein er kam dadurch nur aus dem Regen in die Traufe, denn kaum hatte er sich in dem uns bekannten

kleinen Wohnzimmer behaglich niedergelassen, als er auch schon die Generalin hier eintreten sah.

Nun mußte er ihr doch seinen Kratzfuß machen, doch that er es mit so sichtbarem Widerstreben, daß kein Unparteiischer es der Generalin hätte verdenken können, wenn sie auch jetzt gar keine Notiz von ihm genommen hätte. Sie nahm indeß Notiz von ihm und mehr noch aber von seiner Frau.

Sie richtete an Beide eine wortreiche Danksagung für die Gastfreundschaft, die sie ihrem theuren Verwandten erwiesen, mischte aber in dieselbe so viele Anspielungen auf die ausnehmende Sorgfalt und Umsicht, welche die Pflege eines so Schwerverwundeten erfordere, daß ihre lange Rede weit mehr einer Ermahnung und Vorschrift, als einem Erguß von Erkenntlichkeit glich.

Der Müller war kaum im Stande, seinen Unwillen zu zügeln; er machte ein paarmal den Versuch, den Redestrom der Generalin mit der Bemerkung zu hemmen, daß seine Frau recht gut wisse, was Krankenpflege sei; doch die Generalin imponirte ihm, er konnte nicht dazu kommen, ihr eine Impertinenz zu sagen, und das ärgerte ihn gewaltig.

Als aber die Generalin beim Abschied der Müllerin herablassend die Hand reichte und nun Madame Sievers sich bückte, als wolle sie diese vornehme Hand küssen, da riß dem alten Manne vollends der Geduldsfaden und er stürmte mit einem nur halb unterdrückten „Himmelkreuzdonnerwetter!“ aus dem Zimmer.

Die Generalin kam alle Tage, oder sie schickte Jemand, um sich nach dem Befinden Nicander's zu erkundigen.

Später, als es ihr vom Arzt gestattet wurde, den Kranken zu sehen, weilte sie oft stundenlang an seinem Lager und widmete ihm die sorgsamste Pflege. Sie hatte dann immer ihre Kammerfrau bei sich, schickte diese aber alle Augenblicke zu Madame Sievers, um sich dies oder jenes für den Kranken auszubitten, oder um in der Küche eine mitgebrachte Suppe zu wärmen, oder um aus einem mitgebrachten Saft eine Limonade bereiten zu lassen, oder um noch genauere Auskunft in Betreff der neuesten Anordnungen des Arztes zu erhalten.

Sie verursachte auf diese Weise in der Mühle eine sehr große Unruhe, und der alte Sievers wurde endlich so weit gebracht, daß er sich, sobald er die alte gelbe Staatscarrosse nur von Weitem erblickte, in den verborgensten Winkel seiner Mühle zurückzog.

Ein anderer, dem Müller fast nicht weniger unangenehmer Gast war Fräulein Ernestine Bimbach. Auch sie fand sich gleich am Abend des Unglücks in der Mühle ein.

Sie war in Thränen aufgelöst, sprach mit überschwänglicher Begeisterung von ihrem „herzigen, heldenmüthigen Papa“, für den sie durchs Feuer

gehen würde, wie er für Andere durchs Feuer gegangen sei, bestürmte den Arzt mit tausend nicht zu beantwortenden Fragen und endete damit, daß sie einen Krampfanfall bekam.

Man mußte ihr Camillenthee kochen und sie in später Abendstunde von einer Dienstmagd und einem bewaffneten Müllerburschen — sie that es nicht anders — nach Hause führen lassen.

Später hing sie sich mit einer zähen, klebrigen Beharrlichkeit an die Familie Sievers, an der sie denn auch, mochte diese sich sträuben, wie sie wollte, picken blieb.

Für Helene faßte sie eine schwärmerische Zuneigung; von Madame Sievers behauptete sie, daß sie grundgemüthlich, und von dem alten Müller, wenn er recht derb und bärbeißig auftrat, daß er ausnehmend drollig sei. Auch die französische Gouvernante schloß sie in ihr weites Herz, und selbst die Müllersknechte fanden Gnade vor ihren Augen. Im Allgemeinen aber gewann sie die Ueberzeugung, daß eine Mühle gar nicht ohne, und das Mehl ein recht nützliches Product sei, und sie besang die Aumühle in einem scherzhaften Gedicht, welches den Refrain hatte:

„Drum sag' ich ohne Hehl:
Nichts geht mir über Mehl!"

Später belästigte sie den kranken Neander aufs Aeußerste. Sie bestand darauf, ihm „Wrangel's physikalische Beobachtungen auf dem Eismeere" vorzulesen, und gerieth mit der Generalin, die ihr dies nicht gestatten wollte, in Streit.

Endlich mußte man Olaf Dahlbom als Schildwache vor seines Herrn Thür postiren, und zwar mit der gemessenen Ordre, dem Fräulein unter keiner Bedingung den Eintritt zu erlauben.

Er erfüllte mit eiserner Unerschütterlichkeit seine Pflicht; eine Reihe von Palisaden oder spanischen Reitern hätte keine besseren Dienste geleistet.

Der Kammerjunker v. Osten war gleichfalls ein täglicher Gast in der Mühle.

Er sah mit nicht geringerem Mißbehagen als der Müller die vielfachen Störungen, welche Neander's Aufnahme daselbst hervorgerufen hatte; aber freilich verdroß ihn dies aus ganz anderen Gründen. Wir wissen, wie ihm das Gerücht von Bernhard's Verlobung mit Therese zu Statten gekommen war und mit welchen Zusätzen er es bestätigt hatte, als er von Madame Sievers hierüber befragt wurde. So lange die Müllersfamilie in der klösterlichen völligen Abgeschiedenheit lebte, durfte er hoffen, daß der einmal hervorgerufene Glaube aufrecht erhalten bliebe; aber nun, da ein fataler Zwischenfall einen fortwährenden Wechselverkehr mit den Schloßbewohnern herbeigeführt hätte, schwebte er in steter Gefahr, den wahren Sachverhalt ans Tageslicht gebracht, sich selber aber als den Verbreiter einer tendenziösen Lüge hingestellt zu sehen.

Freilich von Seite der Generalin war keine Enthüllung der Wahrheit zu befürchten, so auch nicht von Seite Mander's, aber wie leicht konnte ihm nicht die geschwätzige Ernestine Bimbach das Spiel verderben? Wie leicht auch konnte es nicht zwischen Bernhard und Helene zu einer Erklärung kommen? Denn auch Bernhard kam öfters zur Mühle, um sich nach dem Befinden seines kranken Onkels zu erkundigen.

Der Kammerjunker that alles Mögliche, um dieser doppelten Gefahr vorzubeugen.

Seine erste Sorge war es, die Geschwätzigkeit des Fräuleins zu paralysiren, womöglich sich dieselbe zunütze zu machen. Er benahm sich äußerst zuvorkommend gegen sie und erbot sich eines Abends mit ritterlicher Galanterie, sie nach Hause zu begleiten.

Unterwegs lenkte er das Gespräch auf das zwischen Bernhard und Therese obwaltende Verhältniß.

Das Fräulein behauptete, daß es gelöst sei, er behauptete mit großer Entschiedenheit das Gegentheil.

Sie beharrte bei ihrer Meinung, und nun erzählte er ihr unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, wie er sehr gegen seinen Willen die Beiden bei einem zärtlichen tête-à-tête überrascht habe, als er, vom Walde heimkehrend, über den Graben gesprungen sei, der den Park einschließe. Und er hielt sich dabei an die Wahrheit, nur mit der unbedeutenden Abweichung, daß er die interessante Scene von einem Dienstag auf einen Donnerstag verlegte.

— Sie sehen, Fräulein Ernestine, so schloß er, daß man auf Ronneburg vollständig im Irrthum ist, wenn man das Verhältniß der Beiden als gelöst betrachtet. Ich räume ein, daß ein Mißverständniß zwischen ihnen sich eingeschlichen haben mag, ein Mißverständniß vielleicht von sehr ernster Natur, aber daß auch eine Wiederaussöhnung stattgefunden hat, geht doch deutlich daraus hervor, daß Therese noch am Abend vor ihrer Abreise ihrem Vetter eine s o l c h e Zusammenkunft bewilligte.

Fräulein Ernestine gab das zu, und der Kammerjunker erreichte vollkommen, was er bezweckte, indem nämlich das Fräulein, als sie am folgenden Tage mit Helene zusammentraf, nichts Eiligeres zu thun hatte, als ihr Gelübde der Geheimhaltung zu brechen und den „göttlichen Auftritt“ mit erklecklicher Uebertreibung zum Besten zu geben.

Um nun auch die gefürchtete Enthüllung, insoferne sie von Seite Bernhard's kommen konnte, zu hintertreiben, bediente sich der Kammerjunker eines ebenso einfachen Mittels.

Er merkte sich die Stunde, in welcher der junge Gärtner zur Mühle zu kommen pflegte, war immer vor ihm da, gesellte sich ihm zu und wich nun nicht mehr von seiner Seite.

Und dabei verlieh er seinem Benehmen gegen ihn einen Anstrich von freundschaftlicher Vertraulichkeit, auf die ihm ein Recht einzuräumen Bernhard, wie er wohl wußte, durchaus nicht geneigt war.

Mit großer Befriedigung sah er denn auch, wie auf diese Weise seine Gesellschaft dem jungen Manne zuletzt äußerst unangenehm wurde; und als nun Alexander zu genesen begann und Bernhard seltener, ja endlich gar nicht mehr kam, redete sich der Kammerjunker ein, daß er ihn mit lauter Freundschaft und Vertraulichkeit vertrieben habe.

Der Kammerjunker irrte sich; Bernhard's Wegbleiben hatte auch noch einen anderen Grund.

Er war nämlich, trotz der Wachsamkeit des Kammerjunkers, mit Helene zusammengetroffen; er konnte noch öfter mit ihr zusammentreffen, und *dies* war es, was er vermeiden wollte, weil nämlich *sie* mit sichtbarer Aengstlichkeit und Verwirrung ihm auswich. So sagte er sich, aber ich glaube, daß er sich die Wahrheit verhehlte.

Was war denn die Wahrheit? werdet Ihr vielleicht fragen.

Ja, wenn ich es nur wüßte!

Ich bin immer in großer Verlegenheit, wenn ich die psychischen Zustände verliebter Leute schildern soll; in welches Labyrinth von Widersinnigkeiten geräth man da nicht hinein!

Bernhard wußte zwar nicht genau, von welcher Art die Beziehung Helenens zu dem Kammerjunker war, dennoch hatte er bald instinctmäßig herausgefühlt, daß sich der Kammerjunker mit Genehmigung der Großeltern alles Ernstes um die Hand des jungen Mädchens bewerbe und daß sich diese seiner Bewerbung nicht absolut widersetze.

Aber was ging das ihn an?

Wie läßt es sich erklären, daß er Helenen im Stillen zürnte, als begehe sie an ihm den schwärzesten Verrath, indem sie die Huldigung des Kammerjunkers duldete?

Wie läßt es sich erklären, daß er sich, während noch die Wunde blutete, welche die Enttäuschung hinsichtlich Theresens seinem Herzen geschlagen hatte, um eine Andere härmte, weil diese Andere nicht einen Anderen abwies aus Liebe zu ihm, der ihr seine Liebe nie gestanden und nie etwas gethan hatte, die ihrige zu erwerben?

— Warum, so fragte er sich, weicht sie mir aus? Was habe ich verbrochen, daß sie keine Spur mehr des früheren offenen Benehmens gegen mich blicken läßt? Gelte ich denn gar nichts mehr in ihren Augen, seit dieser Herr v. Osten um ihre Liebe wirbt? Oder war auch *ihre* Natürlichkeit und Unbefangenheit eine blos scheinbare? Sind *alle* Weiber gleichsam Vexirspiegel, uns Männern statt der Wirklichkeit neckende Trugbilder des Idealen vor Augen zu führen?

Mein lieber Bernhard, wenn Du in diesem larmoyanten Ton fortfährst, weiß ich wirklich nichts mit Dir anzufangen. Erhelle und säubere Dein Gehirn von den Nebeldünsten, die es umfangen halten, oder, falls es Dir beliebt, quäle Dich noch ferner, — aber, wenn ich bitten darf, in stiller Einsamkeit — mit Deiner Doppelliebe, die ich, was ich auch früher darüber gesagt haben mag — es ist mir wieder entfallen — nie so recht habe begreifen können.

Ein eigenthümliches Verhältniß entwickelte sich zwischen Helene und Nicander.

Die Art und Weise, wie es begann, war an sich schon eigenthümlich.

Nicander lag noch im Wundfieber, er redete irre, er kannte Niemand, nicht die Generalin, nicht Bernhard, nicht die lange, eiserne Stange, seinen Diener Olaf Dahlbom. Der Arzt hatte angedeutet, daß eine Krisis eintreten werde. Sie trat auch wirklich ein und nahm einen günstigen Verlauf. Der Kranke hatte den ersten fieberlosen, erquickenden Schlaf. Helene war allein bei ihm. Sie saß neben seinem Bett und betrachtete aufmerksam und mit Interesse die jetzt so ruhigen Züge, die ihr während der heftigen und wilden Fieberphantasien in ihrer grauenhaften Verzerrung oft ganz fürchterlich gewesen waren.

Da machte der Kranke eine Bewegung und schlug die Augen auf.

Sein Blick heftete sich auf das Antlitz des jungen Mädchens; er sah sie wie träumend an, öffnete die Lippen und nannte leise aber vernehmlich den Namen Therese.

Dann schlossen sich wieder seine müden Augen und er versank auf's Neue in einen sanften Schlummer.

Warum hatte er sie Therese genannt? War auch das eine Fieberphantasie?

Nein, ein ruhiges, ungetrübtes Bewußtsein hatte ja aus seinen Zügen geleuchtet, nur eine Täuschung, nicht aber ein tolles, wirres Abschweifen der Gedanken hatte ihn irregeführt.

Therese! Wie oft hatte nicht in der letzten Zeit dieser Name ihr Herz erbeben gemacht! Therese hieß ja die schöne Tochter der Generalin Fellenbach, jenes glückliche junge Mädchen, mit dem Bernhard verlobt war. Hatte sie vielleicht eine entfernte Aehnlichkeit mit dieser Therese? Sie war begierig, ob der Kranke, wenn er wieder erwache, sie noch einmal Therese nennen würde, und sie erwartete in seltsamer Aufregung das Ende seines Schlummers.

Er schlief aber lange und fest, und eine volle Stunde verstrich, während welcher sie Gelegenheit und Muße genug hatte, sich in ihrem träumerischen Kopfe allerhand wechselnde Combinationen zu bilden, die sämmtlich auf der supponirten Aehnlichkeit zwischen ihr und Therese Fellenbach beruhten.

Da wurde die Thür langsam geöffnet und ihre Großmutter schaute behutsam herein.

Helene gab ihr durch einen Wink zu verstehen, daß [illegible] schlafe und die alte Müllerin zog sich zurück.

So leise sie aber auch die Thür hinter sich schloß, [illegible] erwachte jetzt und hob den verbundenen Kopf vom Kissen. Er sah sie wieder an, diesmal lange und mit einem unruhig forschenden Blick.

— Therese, sagte er mit matter Stimme, was ist mit mir vorgegangen? Wo bin ich?

Helene beugte sich zu ihm nieder und sprach zu ihm: er sei lange krank gewesen, sehr krank, aber die Gefahr sei jetzt vorüber, und wenn er sich nur recht ruhig verhalte, wie es der Arzt dringend verlange, so werde er auch bald wieder vollkommen genesen.

Er starrte sie noch immer mit großer Spannung an, als grüble er über ein Räthsel nach, zu welchem er den Schlüssel in ihren Zügen suchen müsse.

— Wo bin ich? wiederholte er.

— In der Aumühle.

— Sie sind nicht Therese?

— Ich bin die Enkelin des Müllers und heiße Helene. Warum nannten Sie mich Therese?

— Die wunderbare Aehnlichkeit mit meiner Nichte Therese Feilchenbach täuschte mich. Sie sehen auch noch einem Anderen ähnlich, Einem, der mir nahestand und mir theuer war. — Mein Kopf schmerzt mich — ich habe wol eine schwere Wunde erhalten — bei der Feuersbrunst, glaub' ich — — ja, ja, dort war es, ich entsinne mich jetzt.

Er war im Begriff, noch weitere Fragen an sie zu richten, doch sie wollte durchaus nicht zugeben, daß er so viel spreche, und er fügte sich ihrem Begehren.

Nicht leicht wäre es, die Gefühle zu beschreiben, die sich in Helenens Herzen regten, als sie später in der Einsamkeit ihres Stübchens über die sonderbare Entdeckung nachdachte, zu der ihr der fremde kranke Mann verholfen hatte. Also nur daher schrieb sich das Interesse, welches Bernhard an ihr genommen, daß sie mit jener Therese Aehnlichkeit hatte!

Und welche Aehnlichkeit!

Therese war — oft hatte man es ihr gesagt — hinreißend schön, sie aber war nicht schön. Sie glich ihr also wie etwa der Widerschein dem glänzenden farbenreichen Körper, von dem er sein bescheidenes Dasein borgt. Und doch hatte sie manchmal in thörichter Verblendung gedacht, daß ihre eigenen geringen Vorzüge — [illegible] sehr hoch hatte sie diese nie angeschlagen — doch nicht ganz ohne Werth seien.

Wie eitel war sie nicht gewesen, als sie sich einbildete, auf Bernhard einen günstigen Eindruck gemacht zu haben; wie tief gedemüthigt fühlte sie sich nicht jetzt, da sie wußte, daß das Wohlgefallen, welches sie in seinen Augen hatte aufleuchten sehen, nicht ihrer eigenen unbedeutenden Persönlichkeit, sondern einzig und allein dem Bilde Theresens galt, das sie in seinem Geiste hervorrief.

Arme Helene, wie lange wirst Du das bittere Gefühl der Demüthigung, das jetzt Dir Thränen in die Augen lockt, mit Dir herumtragen müssen!

Ist denn Niemand da, Dir zu sagen, daß Dein holdes Angesicht, das Du als den Urheber aller Deiner Leiden anklagst, eine Schönheit besitzt, für welche die beneidete Therese viele Jahre ihres Lebens gäbe, eine Schönheit, die höher zu achten ist als jede andere, weil nur die kindliche Unschuld des Herzens sie verleiht?

Ist Niemand da, Dir zu sagen, daß Du das wirklich bist, was Therese nur zu sein schien, die reine, unverdorbene Natur, die Bernhard liebte und noch liebt, deren Afterbild ihm Therese vor Augen stellte, deren wahren Ausdruck er immer in Dir sehen wird?

Als Helene gegen Abend des nämlichen Tages die Pflege bei dem kranken Nicander wieder auf ein Stündchen übernommen hatte, bemerkte sie an ihm eine große Erregung. Er sah erhitzt und fieberhaft aus, betrachtete sie oft mit sonderbar forschenden Blicken und warf sich ungeduldig auf seinem Lager hin und her, so daß sie ihn zum Oefteren dringend ermahnen mußte, die Vorschrift des Arztes zu befolgen und sich ruhig zu verhalten.

— Ich will ruhig sein, liebes Kind, sagte er, wenn Sie sich zu mir setzen und ein wenig mit mir plaudern wollen.

— Recht gern will ich mich zu Ihnen setzen, entgegnete sie, aber das Plaudern hat Ihnen der Arzt untersagt.

— Nun gut, ich will Ihnen nur einige Fragen vorlegen. Da mögen denn Sie, indem Sie dieselben beantworten, die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein tragen.

Helene nahm neben seinem Bette Platz; allein es verging eine ziemlich lange Zeit, ehe Nicander ein Gespräch einleitete.

Endlich begann er:

— Der Besitzer der Mühle, den ich noch nicht gesehen habe, ist Ihr Großvater; sagten Sie mir das nicht?

— Ja, mein Herr.

— Wie heißt Ihr Großvater?

— Sievers.

Der Kranke stemmte beide Hände gegen die Seitenwände der Bettgestelle und richtete sich auf seinem Lager halb empor.

Sein blasses Gesicht war noch blässer geworden, es zuckte darin wie vor Schmerz oder leidenschaftlicher Erregung und er murmelte mit seltsamer Betonung unverständliche Worte vor sich hin.

Helene begann sich vor ihm zu fürchten, wie früher, wenn er in seinen Fieberphantasien so tolle Reden führte.

— Sehen Sie nun wohl, sagte sie ängstlich, daß Sie sich zu viel zumuthen, und daß der Arzt Recht hat, wenn er Ihnen das Sprechen untersagt?

— Es war nichts, stöhnte er, indem er wieder ermattet auf die Kissen zurücksank, meine Wunde schmerzte mich nur, aber ich will mich jetzt besser beherrschen. Geben Sie mir die Hand, liebes Kind, ich glaube, daß ich ruhiger sein werde, wenn ich Ihre Hand in der meinigen halte. — So ist's recht — wie gut Sie sind, Helene — nicht wahr, Sie heißen Helene?

— Ja, mein Herr, so heiße ich.

— Und Ihr Familienname?

— Sievers.

— So? — Sievers? — Ja, ja, ich begreife — allerdings müssen Sie so heißen — — denn, nicht wahr, des alten Müllers Sohn war Ihr Vater?

— So ist es, Herr Nicander.

— Erzählen Sie mir von Ihren Eltern, Helene.

— Ach, mein Herr, sie sind beide vor vielen, vielen Jahren gestorben. Ich war damals noch ein kleines Kind und weiß mich ihrer kaum noch zu erinnern.

— Sie wurden also von Ihren Großeltern erzogen?

— Ja, von meinem vierten Jahre an.

— Wohnten Ihre Großeltern immer in der Aumühle?

— Nein, sie wohnten früher sehr weit von hier, in Pommern, nahe bei der Stadt Stolpe. Mein Großvater besaß auch dort eine Mühle, aber bei weitem keine so große wie diese. Als er nun nach dem Tode eines Verwandten die Aumühle erbte, verkaufte er sein Anwesen bei Stolpe und zog hieher. Das wurde für mich zur Quelle vieler Freuden; denn wir kamen aus einer flachen kahlen Gegend und fanden hier Alles so schön, so herrlich. Dort hatten wir keinen Wald — denken Sie sich nur, gar keinen Wald! — und auch das Meer war viele Meilen weit entfernt. Mir war es, als habe ich erst recht zu leben angefangen, seit ich im Walde und am Meeresufer umherstreifen konnte.

— Auch Ihre Großeltern zogen wohl gern hieher?

— Nein, mein Großvater war sehr dagegen; er konnte sich lange gar nicht dazu entschließen.

— Ei, warum denn nicht?

— Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich ihn einst zur Großmutter sagen hörte, daß die Aumühle sehr nahe bei Schloß Ronneburg liege und ihm dies den Aufenthalt daselbst verleiden würde. Diese Worte gaben mir viel zu denken. Ich war damals noch ein Kind, kaum elf Jahre alt, ich hatte den Kopf voll von seltsamen Ideen und Bildern und konnte es nicht lassen, mit jedem Namen, den ich nennen hörte, eine Vorstellung zu verbinden. Da man der Großmutter [illegible] von Schloß Ronneburg gesprochen, so dachte ich mir, es sei ein [illegible] unheimliches Raubschloß mit Wartthürmen, hohen Zinnen und Ringmauern, wie ich in einem alten Bilderbuche eines gesehen hatte. Ich [illegible], wie es in einem ungeheuer großen und finstern, [illegible] bewohnten Walde auf einem schroffen Felsen liege und, wie in uralten Zeiten, die Raubritter von dort auszögen, um ihre Nachbarn zu bekriegen und [illegible] Gefangene heimgeschleppt und in ihre grauenvollen Burgverließe geworfen und sie gemartert hätten, um ihnen ein Lösegeld zu erpressen; denn so war es ja in den Rittergeschichten beschrieben, die ich heimlich gelesen hatte. Sie können sich nun wol denken, wie groß anfangs meine Furcht vor dem Schlosse war. Lange war ich nicht zu bewegen, mich demselben zu nähern; denn ich glaubte steif und fest, daß dort noch immer die Geister der bösen Ritter umgehen müßten, und ich dachte mir, daß ich mich in dunkle Gewölbe hinein verirren könnte und daß sie mir dann erscheinen und mich auf den Tod erschrecken würden. Als ich aber [illegible] einmal von [illegible], welche die Gegend besuchten, dahin mitgenommen wurde und es so ganz und gar anders fand, als ich es mir vorgestellt, da wunderte ich mich über das, was der Großvater gesagt hatte und ich fragte ihn, warum ihm denn eigentlich die Nähe von Ronneburg so zuwider sei.

— Und er antwortete Ihnen?

— Nichts, als daß ich nicht immer so albernes Fragen stellen solle. — Aber gewiß habe ich [illegible] Ihnen zu viel [illegible] und der Arzt wird mich schelten, wenn er [illegible]

— Kehren Sie sich nicht an den Arzt, mein liebes Kind. Er hat nur Heilmittel für den kranken Körper, aber die Genesung des Körpers wird auch wesentlich bedingt durch das Wohlsein der Seele, und an dieser scheitert seine Kunst. Wenn Sie [illegible] Seele [illegible], so tragen Sie weit mehr zu meiner körperlichen Erholung bei, als es alle Ärzte der Welt können. Sie verstehen das nicht? Nun freilich, das mag Ihnen ein wenig seltsam klingen, denn Sie wissen [illegible] nicht, daß es für einen alten Mann oft ein Bedürfniß und ein hoher Genuß ist, sich an einem jungen, kräftigen und hoffnungsreichen Leben, wie dem Ihrigen, zu erlaben und zu erheitern. Diesen Genuß haben Sie mir soeben gewährt; thun Sie es noch öfter und Sie werden sich bald überzeugen, daß es besser um mich steht.

Von diesem Tage an weilte Helene oft und lange am Lager des alten kranken Mannes.

Sie faßte bald das unbedingteste Zutrauen zu ihm, denn er ging auf alle ihre Ideen ein. Nie sagte er ihr, was sie so oft von älteren Leuten hätte hören müssen, daß sie, wenn sie sich gehen lasse, in eine Gedankenwelt hineingerathe, in welche man ihr unmöglich folgen könne. Nein, er verstand sie immer, er folgte ihr willig auf den höchsten Wolkenstiegen der Phantasie, durch alle Tiefen der Empfindung.

Er ließ sogar ihre Feen und Nixen und Wichtelmännchen gelten, lauschte gern ihren wunderlichen Märchen und Volkssagen und gab auch selbst mitunter noch wunderlichere zum Besten, deren Schauplatz hoch droben in Finnland und Lappland lag, und die sie, weil alle ein so fremdartiges Gepräge trugen, ungemein ergötzten.

Manchmal beliebte es ihm, ein kleines Examen mit ihr anzustellen, um ihre Kenntnisse in den Sprachen, der Geschichte und der Geographie zu prüfen. Sie mußte Französisch mit ihm reden, ihm aus englischen Büchern vorlesen und übersetzen, auch wol hin und wieder ein Lied singen. Und er klatschte ihr dann heiter und vergnügt Beifall zu, nannte sie schmeichelnd ein reichbegabtes Mädchen, ein wahres Wunderkind, und belobte ihre Großeltern, die ihr eine so sorgfältige Erziehung hatten geben lassen. Kurz, die Beiden wurden bald die besten Freunde.

Helene war es oft, als habe sie den alten Alexander schon von frühester Kindheit an gekannt und als müsse sie ihm am Ende noch Alles anvertrauen, was auf ihrem Herzen laste.

Das that sie nun freilich nicht; ob er aber nicht selbst schon Einiges errathen hatte, muß ich dahingestellt sein lassen.

Zweites Capitel.

Unvermuthet.

Warum war Fräulein Therese Fellenbach so plötzlich und wider alle Erwartung wieder weggereist?

Jeder der Schloßbewohner hatte hierüber seine Vermuthungen, aber nur [illegible] Oskar und Fräulein [illegible] hatten für ihre Vermuthungen auch Gründe. Und da sie wohlweislich ihre Gründe für sich behielten, so blieb für die Uebrigen die Sache höchst problematisch.

[illegible] dem General [illegible] natürlich keine Auskunft zu erhalten, [illegible] ein Besuch, den der Major anstellte, und Bernhard eine Erklärung [illegible] Verhältnissen [illegible]

daß der nächste Cognat schwor, nie wieder den ungeleckten Bären mit einem so vertraulichen Entgegenkommen zu beehren.

In der That hatte sich Bernhard ausnehmend unzugänglich bezeigt; der Major fühlte sich höchlichst beleidigt und rächte sich dadurch, daß er seine sechs Rattenfänger auf eine Ratte hetzte, die er gefangen und dann zwischen den neuen kostbaren Topfpflanzen des jungen Gärtners in Freiheit gesetzt hatte.

So berichtet das oft erwähnte schwedische Manuscript, und es ist sehr zu beklagen, daß der Manuscriptler die interessante Jagd nicht ausführlich beschrieben hat, da sie meines Erachtens dieses ganze Capitel hätte ausfüllen können.

Warum war Fräulein Therese so plötzlich wieder abgereist?

Die Frage war wie eine bombenfeste Schanze. Die Hohlgeschosse neugieriger Forschung, die unaufhörlich gegen sie geschleudert wurden, zerplatzten wirkungslos an ihrer festen Umwallung.

Niemand hatte das Fräulein scheiden sehen; sie war am frühen Morgen in der gelben Staatscarrosse bis zur nächsten Eisenbahn-Station gefahren und war nicht wieder zurückgekehrt.

Das wußte man und nicht mehr.

Ja, hättet Ihr sie sehen können, Ihr liebevollen Vettern und Cousinen, hättet Ihr, als sie von Ronneburg schied, den Ausdruck von tiefem Seelenschmerz und gänzlicher Hoffnungslosigkeit beobachten können, der in ihren krankhaft blassen Zügen lag, nicht länger wäret Ihr im Zweifel gewesen über das, was sie hinwegtrieb, und Eure mitleidigen Herzen hätten getrauert über das harte Schicksal des armen, unglücklichen Mädchens.

Oder nicht?

Kein sanftes Trosteswort war an ihr Ohr gedrungen, als sie zum letztenmal die Räume durchwandelte, welche einst die Zeugen ihrer fröhlichen Kinderspiele gewesen waren; keine warme Freundeshand hatte die ihrige gedrückt, als sie auf immer das Haus verließ, das die Wiege und das Grab all ihrer Hoffnungen geworden war.

Niemand begleitete sie an den Wagen.

Nur die Kastnerfrau ihrer Mutter stand dabei, als sie einstieg und reichte ihr mit gleichgiltiger und kalter Miene das kleine Reisenecessaire hinein.

Kein liebevolles Augenpaar winkte ihr einen Scheidegruß zu, als der mürrische Kutscher die alten Gäule antrieb, und keine Thräne, so fragte sie sich mit bitterem Schmerz, sollte ihr nachgeweint werden, in Niemandes Herzen sollte ihr Andenken leben, wenn sie weit, weit von hier in Gram und tödtlichem Weh sich verzehrte.

Sie lehnte sich, als das schwerfällige Fuhrwerk schwankend über das Steinpflaster des Schloßhofes rollte, in den Fond der Kutsche zurück; ihr Gesicht war leichenblaß, sie preßte die Lippen aufeinander und eine unbeugsame Entschlossenheit leuchtete aus ihren schwarzen Augen. Dann wieder war es, als wollten ihre Gefühle sie überwältigen, aber sie drängte sie gewaltsam zurück.

— Nein, nein, keine Schwäche in dieser letzten, schwersten Stunde, sprach sie leise vor sich hin, es ist ja jetzt Alles vorbei — Alles! Und mag auch in Zukunft kommen was will, nichts soll vermögend sein, mich aus meiner Unempfindlichkeit herauszurütteln.

Und sie ballte die Hände und stampfte, wie um ihren Worten Nachdruk zu geben, heftig mit dem Fuß.

Der Wagen hatte den Schloßhof verlassen; er bog jetzt in einen Weg ein, der ziemlich steil aufwärts führte.

Nur langsam, Schritt für Schritt, schleppten die Pferde das schwere Fuhrwerk den Hügel hinauf.

Von hier aus konnte man einen großen Theil des Parkes übersehen, und unwillkürlich richtete Therese den Blick dorthin. Sie sah die neugebauten Gewächshäuser, die neuen Terrassen und Blumenanlagen, dort den Springbrunnen mit der Einfassung von Trauerweiden, und dort war auch die Anhöhe, auf welcher sie zum erstenmal mit Bernhard zusammengetroffen war. Und darüber hin sah man jetzt, wo ehedem ein dichter, finsterer Wald den Blick hemmte, zwischen schönen Baumgruppen das tiefblaue Meer.

Wie hatte sie damals nicht gejubelt, als unter den schmetternden Schlägen der Axt die hohen Wipfel sich neigten und dem Auge gestatteten, frei und ungehindert in die Ferne zu schweifen!

Wie froh und hoffnungsreich hatte nicht auch ihr inneres Auge in die Ferne der Zukunft geschaut und welch begeisterte Worte waren nicht in der Freude ihres Herzens ihren Lippen entströmt! Sie tauchten jetzt wieder in ihrer Erinnerung auf, der ganze Auftritt mit allen seinen kleinsten Einzelheiten zog wieder an ihrer Seele vorüber; sie sah ihn — — — — aber wer war der Mann dort?

Täuschte sie sich nicht?

Nein, Bernhard war es; er stand jetzt wieder da, genau an der nämlichen Stelle, wo sie jene Worte an ihn richtete.

Da wich plötzlich der starre, trotzige Muth von ihr, sie vermochte nicht länger gegen die namenlose Wehmuth anzukämpfen, über die sie bis zu diesem Augenblick mit fast übermenschlicher Willensstärke Herr geblieben war. Thränen verdunkelten ihren Blick; das ferne Meer, der Hügel, die geliebte Gestalt, die dort stand, Alles verschwamm in ein trübes Grau. Sie preßte die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Sollte wirklich in Niemands Herzen ihr Andenken leben, wenn sie von hier geschieden war?

Würde nicht er noch hin und wieder ihrer gedenken?

Würde er nicht um sie trauern, tief und innig trauern, wie um eine theure Verstorbene?

Sie winkte ihm mit dem naßgeweinten Taschentuch ein Lebewohl zu — es blieb aber ebenso ungesehen wie der Gram, der an ihrem Herzen fraß, und der Wagen rollte am jenseitigen Abhange des Hügels hinunter in das Thal.

Kehren wir zu den Schloßbewohnern zurück, lieber Leser. Es sind unter ihnen recht miserable Geschöpfe, ich räume es willig ein, aber sie haben das Gute, daß man über ihre Abgeschmacktheiten lachen und Manches vergessen kann, was Einem wehthut. Oft höre ich klagen: Die Menschen sind doch gar zu dumm, gar zu albern. Aber nichts ist ungerechter als diese Klage. Dumme, alberne Menschen — o, sie sind Goldes werth! Der Umgang mit ihnen ist ein so wohlthuend wirkendes Besänftigungsmittel für unsere überreizten Nerven, der vom Nachdenken ermüdete Geist erholt sich so behaglich bei ihnen, das schmerzlich bewegte Herz kommt bei ihnen so wunderbar süß zur Ruhe.

Da sind nun zum Beispiel der Major Rawald und der Baron v. Odenfeld.

Beide sind mir lieb und werth, und wohnte ich in ihrer Nähe, gewiß, ich würde gute Nachbarschaft mit ihnen halten.

Ihr hättet nur hören sollen, welch ausnehmenden Unsinn sie zu Tage förderten, so oft sie über ihr letztes Abenteuer mit den zwei Straßenräubern sprachen.

— Ich habe jetzt herausgebracht, wer die beiden vermummten Kerle waren, sagte der Major, indem er mit wichtiger Miene seinen cognakischen Schnurrbart in die Höhe strich.

Der Baron ließ den Kochlöffel ruhen, mit welchem er in seiner Graupensuppe gerührt hatte, schielte finsteren Blickes nach seinem Genossen hinüber und sprach das bedeutungsvolle Wort:

— So?

— Der norwegische Vetter und sein schurkischer Bedienter haben uns den Streich gespielt, verlassen Sie sich darauf.

Der Kochlöffel entglitt der Hand des Barons und verschwand im Suppentopf.

— Wär's möglich! grunzte der Baron.

— War nicht der Eine kurz und gedrungen wie Micander? fragte der Major. Und war nicht der Andere lang und gestreckt wie der Halunke, der Dahlbom?

— Ich habe das nicht bemerkt.

— Weil Sie so verteufelt schnell die Flucht ergriffen; Sie hätten es sonst bemerken müssen.

— Ach was, wie oft muß ich Ihnen wiederholen, daß ich den vertrackten Gaul nicht halten konnte.

— Nun, wir wollen hierüber nicht streiten. Gut wäre es übrigens gewesen, wenn Sie ihn hätten halten können; ich hätte dann auch den meinigen gehalten, die zwei alten Mähren wären nicht buglahm geworden und wir sähen uns jetzt nicht in die fatale Nothwendigkeit versetzt, der unsinnig hohen Entschädigungsforderung des Fuhrmanns zu genügen. Sapperment, wenn ich bedenke, daß wir das Alles dem norwegischen Vetter verdanken . . .!

— Ich glaube, Sie irren sich.

— Ich irre mich nicht. Er und Dahlbom waren jenen ganzen Tag nicht zu Hause. Erst gegen Abend kehrten sie zurück. Wie hämisch grinste er uns nicht an, als wir ihnen drunten im Hohlwege begegneten? Und Sie hörten doch, wie sein hinter ihm drein marschirender Diener wieder sein abscheuliches „Pundhufond“ murmelte, indem er an uns vorbeiging. Wenn ich nur wüßte, was dieses vermaledeite Wort bedeutet.

— Aber, Vetter, wie sollte Nicander Kenntniß davon erhalten haben, daß wir nach Tannhof reiten wollten? fragte mit einem stieren Blick in den Suppentopf der Baron.

— Ei, wie Sie nur so fragen mögen, bester Odenfeld? Sie hatten ja doch die Pferde — daß sie die Pest . . .

— Nu, nu, Vetter, Vetter!

— Ich meine ja nicht Sie, sondern die Pferde. — Also, was ich sagen wollte, Sie hatten ja die Pferde am Abend vorher gemiethet. Sie hatten dem Fuhrmann ausdrücklich gesagt, wohin wir zu reiten gedächten. Wie leicht konnte nun nicht Dahlbom, der sich ja immer im Dorfe herumtreibt, Wind davon bekommen?

Der Baron gewann nun endlich die Ueberzeugung, daß sein Vetter Recht habe und schwor er mit einer wüthenden Geberde, daß ihm diese Suppe doch ein wenig gar zu fett sei — womit er aber nicht seine Graupensuppe, sondern die ihm von Nicander eingebrockte bezeichnen wollte.

Beide beriethen dann einen Racheplan, über den sie schon bei einer früheren Gelegenheit gesprochen hatten.

Der Plan ging darauf hinaus, daß der Major durch eine eklatante Beleidigung eine Herausforderung von Seite des norwegischen Vetters provociren solle, und daß er, der Geforderte, dem nach den Duellregeln die Wahl der Waffen anheimgestellt werden müßte, sich für Säbel entscheiden solle, in deren Handhabung er früher Meister gewesen war.

So hoffte er den Wallfischfänger, der wahrscheinlich mit nichts Anderem als nur mit der Harpune umzugehen wußte, dermaßen in die Pfanne

zu hauen, daß er künftig nicht nöthig haben werde, sich schwarz anzumalen, um unkenntlich zu sein.

Nachdem die beiden Verbündeten alle Einzelheiten dieses hübschen Planes festgestellt hatten, goß der Baron die jetzt fertige Graupensuppe in die Terrine und wunderte sich nicht wenig, als der Kochlöffel, nach welchem er sich lange vergeblich umgesehen, jetzt wieder zum Vorschein kam.

Mit unbeschreiblicher Genugthuung vernahmen Beide einige Tage später die Kunde von dem Unglück, welches Nicander betroffen hatte.

Ich will nicht gerade sagen, daß sie wünschten und hofften, er werde an seinen Wunden sterben, aber sie glaubten es.

— Der wird nicht mehr den Räuber spielen, meinte der Major.

— Und Sie werden nicht in den sauren Apfel beißen müssen, sich mit ihm zu schlagen.

— Es wäre jedenfalls jetzt ein gebratener Apfel, Vetter.

Ueber diesen vortrefflichen Witz lachte der Major sehr, und auch der Baron, der sonst nie lachte, stimmte mit ein.

— Apropos, sagte der Baron, was hat uns denn nun der Bernhard Günther für Pack aufs Schloß geschleppt?

— Ei, Sie wissen nicht? Die ganze Familie des nichtswürdigen Trunkenbolds und Schwindlers, des Obermüllers Blattner, ists. Der alte Sievers hat den Kerl wegen Betrügerei aus dem Dienst gejagt und nun nehmen wir ihn mit Kind und Kegel bei uns auf. Eine wahre Schande ists, solches Gesindel hier auf dem Schloß zu beherbergen.

— Sie sollten dagegen Einsprache erheben, Vetter.

— Freilich, als nächster Cognat hätt' ich wol das Recht dazu. Aber die Generalin hat dem ihr sclavisch gehorchenden alten Böhme hinsichtlich jener Leute so gemessene Befehle ertheilt, daß nichts dagegen zu machen ist. Natürlich fühlt sie eine unendliche Sympathie für Diejenigen, die ihr geliebter Nicander aus der Feuersgefahr hat retten helfen, und sie scheint sich ungemein in der neuen Rolle der barmherzigen Samariterin zu gefallen. Sie besucht die Frau, bringt ihr Kleider und Wäsche, pflegt das kranke Kind, gibt dem Manne Geld zum Versaufen — pah, es ist lächerlich!

Lächerlich war es nun wol gerade nicht, aber doch sehr auffallend, daß die Generalin, die sich gegen Arme und Nothleidende nie besonders mildthätig bezeigt hatte, dem Obermüller Blattner und seiner Frau mit so großer Freigebigkeit und liebreicher Fürsorge zu Hilfe kam.

Die Generalin hatte im Seitengebäude zwei hübsche Stübchen aufs Beste für sie herrichten lassen, sie schickte ihnen Speisen aus ihrer eigenen Küche, sie versah sie mit Kleidern und allen sonstigen Bedürfnissen und ließ alle Tage den Arzt aufs Schloß kommen, um nach dem kranken Kinde zu sehen.

Bernhard wetteiferte mit ihr in der Bemühung, das harte Los der Unglücklichen zu lindern, nur schlug er dabei einen ganz anderen Weg ein.

Er gab dem Manne Arbeit im Park, und als er sah, daß Blattner zwar mit großem Fleiß und vieler Geschicklichkeit Alles verrichtete, was ihm aufgetragen wurde, aber an grobe Arbeit doch nur wenig gewöhnt war, übertrug er ihm den Posten eines Aufsehers.

Blattner bethätigte seine Dankbarkeit hiefür durch die strengste Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner neuen Pflichten.

Er war Morgens der Erste am Platz, er war der Letzte, der ihn Abends verließ; er eignete sich mit seltener Fassungsgabe und regstem Eifer die ihm fehlenden Kenntnisse an und erwies sich in jeder Beziehung als durchaus zuverlässig

Er hatte sich überhaupt sehr zu seinem Vortheil geändert; sein vorlautes, renommistisches Wesen hatte er abgelegt, er ging still und schweigsam umher; er mied auch die berauschenden Getränke, welchen er früher oft zu stark zugesprochen hatte, und verwendete Alles, was er verdiente, zum Besten der Seinigen.

Bernhard überzeugte sich bald, daß nicht unüberwindlicher Hang zum Bösen, sondern vielmehr nur schlechte Gesellschaft und die Ungunst der Verhältnisse den moralischen Fall des Mannes herbeigeführt hatten. Er hoffte daher auch, daß die eingetretene Aenderung von Dauer sein werde und suchte ihn, so oft sich die Gelegenheit zu einem längeren Gespräch darbot, in seinen guten Vorsätzen zu bestärken. Er gab ihm auch Hoffnung, daß er ihm, falls er sich während einer gewissen Probezeit vollkommen tadellos benehme, eine seinen Fähigkeiten angemessene Anstellung bei einer Fabrik verschaffen könnte, durch welche seine Zukunft gesichert wäre.

Blattner's Augen strahlten vor Freude, als er dies hörte.

— Ach, Herr Günther, sagte er, wenn Sie auch das noch für mich thun wollten, und wenn ich dann nur recht weit von hier fortkäme — wie glücklich würd' ich sein! Aber hier in dieser Gegend wär' es nichts, mein guter Leumund ist nun einmal dahin, und nie würd' ich es so weit bringen, daß die Leute meiner Ehrlichkeit trauten. An einem Ort dagegen, wo mich Niemand kennt . . .

— Die Fabrik, die ich im Auge habe, ist mehr als fünfzig Meilen von hier entfernt, unterbrach ihn Bernhard. Sie gehört meinem besten Freunde und ich weiß, daß er mir keine Bitte abschlagen wird, die zu erfüllen er im Stande ist. Freilich, alle Tage kann man keinen neuen Werkmeister anstellen, aber bei der nächsten Vacanz schon könnten Sie in Betracht kommen. Entsprechen Sie nur den Erwartungen, die ich von Ihnen hege, Blattner, und Sie dürfen das Beste hoffen.

Blattner fuhr in der That fort, Alles aufzubieten, um den gerechten Anforderungen seines neuen Herrn so vollkommen als möglich zu

genügen; dennoch sollte das gute Einvernehmen zwischen ihnen bald eine Störung erleiden.

— Ich bemerkte gestern Abend, sagte Bernhard eines Tages zu Blattner, daß der Kammerjunker v. Osten, als er durch den Park ging, Ihnen heimlich einen Wink gab, worauf Sie ihm folgten und hinter jenem Gebüsch flüsternd mit ihm sprachen. Ich wünsche nicht, mich in Ihre Geheimnisse zu drängen, so wenig wie in die des Herrn v. Osten, aber ich muß Ihnen sagen, daß schon seit längerer Zeit hier auf dem Schloß Ihre häufigen Zusammenkünfte mit dem Kammerjunker bemerkt und vielfach in einer für Sie Beide nicht besonders vortheilhaften Weise besprochen wurden. Sicherlich wäre es Ihrerseits wohlgethan, wenn Sie Alles zu vermeiden suchten, was ein zweideutiges Licht auf Sie werfen könnte. Beachten Sie diesen Wink.

Blattner wurde feuerroth und blickte zu Boden.

— Denken Sie nicht, Herr Günther, stammelte er, daß etwas Böses dahintersteckt.

— Es würde mir leid thun, das denken zu müssen, Blattner.

Damit endigte das Gespräch.

Bernhard war einige Tage gegen Blattner ungewöhnlich ernst; Blattner seinerseits war in sichtbar gedrückter Stimmung.

Da traf Bernhard eines Abends, als er von einem Spaziergange zurückkehrte, abermals Blattner und den Kammerjunker, die im Schutz eines Dickichts mit einander flüsterten. Sie hatten ihn nicht herankommen hören, und er sah, daß Beide, als seien sie mit einander in einen Streit verwickelt, heftig gesticulirten. Es war, als bestehe Blattner auf Etwas, das der Kammerjunker verweigere.

Endlich zog der Letztere seine Brieftasche hervor, nahm daraus einige Banknoten und zählte sie dem Anderen in die Hand.

Sobald sich am folgenden Tage die Gelegenheit dazu fand, nahm Bernhard den Obermüller beiseite und stellte ihn über die Nichtbefolgung seiner Ermahnung zur Rede.

Die Verwirrung des Mannes war noch größer als das erstemal, da seine heimlichen Verhandlungen mit dem Kammerjunker zur Sprache kamen. Er behauptete indeß wie damals, daß dieselben nicht Böses bezweckten.

— Wenn dem so ist, entgegnete Bernhard ungeduldig, so sagen Sie mir offen und unumwunden, um was es sich dabei handelt. Ich bin sicherlich nicht neugierig, aber wenn ich Jemand zu einem Vertrauensposten empfehlen soll, wie ich Ihnen dies versprochen habe, so darf auch kein Schatten eines Verdachts auf ihm ruhen.

— Ich kann es Ihnen nicht sagen, Herr Günther.

— Sie können nicht? Soll das heißen, daß das, wonach ich forsche, das ausschließliche Geheimniß des Herrn v. Osten ist, und daß Sie das Vertrauen, welches er in Sie gesetzt, nicht täuschen dürfen?

— Nein, mein Geheimniß ist's, Herr Günther.

Bernhard kehrte ihm den Rücken und wollte sich entfernen.

— Herr Günther, bat Blattner, ihn zurückhaltend, zürnen Sie mir nicht; ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Sie mir zürnen.

— Ich zürne Ihnen nicht, Blattner, aber es thut mir weh, sehr weh, Sie wieder auf bösen Wegen zu sehen.

— Bei Gott, Sie thun mir Unrecht!

— Alsdann haben Sie sich selbst die Schuld beizumessen. Ein geheimes Einverständniß zwischen zwei Personen, die so ungleich gestellt sind, wie Sie und der Kammerjunker, muß nothwendig Argwohn erregen. Ich gebe Ihnen, weil ich Ihnen wohl will und mir gern die Möglichkeit erhalten möchte, für Sie und die Ihrigen zu thun, was in meinen schwachen Kräften liegt, wiederholt Gelegenheit, sich über ein so seltsames Verhältniß offen gegen mich auszusprechen, doch Sie verweigern mir jegliche Aufklärung. Ja, Sie belügen mich auch noch, denn Sie sagen, daß es sich um Ihr Geheimniß handelt, während ich doch weiß, daß dem nicht so ist. Ich sah, wie Ihnen der Kammerjunker Geld gab. Würde er Ihnen Geld geben, um in Ihre Geheimnisse eingeweiht zu werden? Welchen Werth könnten diese für ihn haben? Nein, er gab Ihnen Geld, um sein Geheimniß zu bewahren und um sich bei irgend einem Vorhaben Ihrer Hilfe zu versichern. Sie lassen sich erkaufen, bestechen!

In Blattner's Herzen tobte augenscheinlich ein heftiger Kampf. Er war sehr blaß geworden, die hellen Schweißtropfen rannen ihm von der Stirn und er keuchte, als drücke etwas auf seine Brust, das ihm den Athem benehme; ein paarmal öffnete er die Lippen, wie um zu sprechen, doch er brachte kein Wort hervor.

Bernhard wendete sich von ihm ab und entfernte sich mit verdrießlicher Miene.

Am Nachmittag fehlte Blattner zum erstenmal bei der Arbeit; es hieß, daß er drunten in der Dorfschänke gesehen worden sei, und zwar nicht eben in nüchternem Zustande.

Erst spät Abends kehrte er zurück.

Er war total betrunken und taumelte, als er über den Schloßhof nach dem von ihm bewohnten Seitengebäude ging, hin und her. Dabei lallte er mit heiserer Stimme ein Trinklied.

Bernhard sah und hörte dies von seinem Fenster aus, und er trauerte im Stillen über die Täuschung, die ihm dieser Mann, für den er so gerne etwas gethan hätte, durch den Rückfall in seine Laster bereitete.

Als am folgenden Morgen — es war noch sehr früh — Bernhard in seiner Wohnstube den selbstbereiteten Kaffee trank, klopfte Jemand leise und schüchtern an seine Thür.

Gleich darauf trat Madame Blattner ins Zimmer. Sie sah blaß und übernächtig aus, ihre Augen waren rothgeweint und trübe.

Bernhard hatte von der ersten Stunde an, da er diese Frau kennen lernte, ein tiefinniges Mitleid für sie empfunden, wie es die stille, klaglose Ergebung, mit welcher so oft das weibliche Gemüth das härteste Mißgeschick zu tragen weiß, jedem Manne von Herz einflößt. Zudem hatte auch Madame Blattner in ihren Gesprächen mit ihm weit mehr Bildung des Geistes an den Tag gelegt, als man bei einer Frau in so ärmlichen Verhältnissen zu finden pflegt — ein Grund mehr für ihn, der unglücklichen Familie seine Fürsorge zu widmen.

Als er sie jetzt mit so kummervoller Miene vor sich sah, rührte sich wieder mächtig in ihm das Mitgefühl, und er fragte sie liebreich und besorgt, welch neues Unheil sie betroffen habe.

Sie sagte ihm unter Thränen, in welchem Zustande ihr Mann am gestrigen Abend nach Hause gekommen sei und wie sie nicht gewollt, daß Herr Günther dies zuerst von Anderen erfahre.

— Es ist, wie Sie wissen, das erstemal, seit wir unter Ihrem gütigen Schutze leben, fügte sie hinzu.

Bernhard zuckte die Achseln — er mochte nicht mit harten Aeußerungen ihre Betrübniß noch mehren — und schwieg.

— Vielleicht werden Sie meinem Mann verzeihen, Herr Günther, wenn ich Ihnen sage, was ihn zu dieser Ausschweifung getrieben hat, fuhr die Frau fort; es war der Kummer, den er darüber empfand, sich Ihre Unzufriedenheit zugezogen zu haben.

— Er hätte sich diesen Kummer leicht ersparen können, entgegnete Bernhard, wenn er aufrichtig gegen mich gewesen wäre.

— Ach ja, sagte sie kopfschüttelnd, Sie befragten ihn über sein Verhältniß zu dem Kammerjunker v. Osten und er gab Ihnen keine Antwort.

— Sie würden sicherlich in seinem wahren Interesse handeln, Madame Blattner, wenn Sie mir das Vertrauen schenken wollten, welches er mir verweigert.

— Ach Gott, Herr Günther, ich weiß nicht mehr als Sie, und das ists ja eben, was mich Tag und Nacht so entsetzlich quält! schluchzte die arme Frau.

— So finden Sie also meinen Verdacht vollkommen begründet? fragte Bernhard.

— O, nur zu vollkommen begründet. Wie könnte es etwas Gutes sein, was so ängstlich das Licht scheut!

— Wenn Sie so denken, Madame Blattner, müssen Sie jedenfalls Ihr Möglichstes thun, Ihren Mann zu einem offenen Bekenntniß zu bewegen.

— Ich habe Alles gethan, was ich vermochte, Herr Günther; ich habe ihn auf den Knien beschworen, mir sein Herz zu öffnen, aber er ist gegen meine Bitten taub geblieben. Indeß hab' ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben, meinen Vorstellungen Eingang zu verschaffen. Das Gemüth meines Mannes war seit Jahren so verstockt — ach, er gehörte von jeher zu den Naturen, die im Mißgeschick leicht störrisch und verschlossen werden. Aber er ist jetzt schon ganz anders geworden, glauben Sie mir. Er ist jetzt weich und nachgiebig und voller Reue. Auch sehe ich, wie er innerlich mit sich kämpft, ob er Ihnen und mir sein Geheimniß anvertrauen soll oder nicht. Lassen Sie ihm noch ein wenig Zeit, Herr Günther, bedenken Sie, daß es doch gewiß nicht leicht ist, so plötzlich und vollständig alles Böse von sich abzustreifen. Lassen Sie ihm Zeit, damit das, was in ihm gährt, zur Ruhe kommen kann, und Sie werden sehen, daß er doch noch aus freien Stücken thut, wozu wir ihn nimmer zwingen könnten. Verzeihen Sie ihm auch sein gestriges Vergehen. Er wird sich selbst die härtesten Vorwürfe darüber machen und Ihre Nachsicht wird ihn tiefer beschämen, als es Ihr Tadel könnte. O, sehen Sie es ihm dies einmal nach, ich bitte Sie recht dringend darum.

Bernhard konnte diesen unter heißen Thränen hervorgestammelten Worten nicht widerstehen. Er versprach Alles, was die arme Frau von ihm begehrte, und sie verließ ihn mit beruhigtem Herzen.

Drittes Capitel.

Strategisch.

Nicander fragte eines Tages den alten Müller Sievers, als sie zufällig auf Bernhard Günther zu sprechen kamen, ob er gegen diesen dieselbe Abneigung hege, wie gegen die übrigen „Mitglieder“.

Aus der etwas unklaren Antwort des Müllers ließ sich mittels einigen Aufwandes von Scharfsinn entnehmen, daß er einen Unterschied zu machen wisse zwischen einem „Mitglied“ und einem strebsamen, in seinem Fache tüchtigen jungen Mann und daß, wenn ein solcher muthig seine Haut zu Markte trage, um Anderen in der Gefahr beizuspringen, wie es Herr Günther gethan, er ihn sogar achte und schätze.

— Zudem hat mich Herr Günther zu großem Dank verpflichtet, fügte der Müller hinzu, und das würd' ich nimmer vergessen, und wenn er ein Mitglied der Familie Luciferś wäre.

Nicander erbat sich über die letzten Worte — nicht insofern sie auf Lucifer, sondern insofern sie auf die Pflicht der Dankbarkeit Bezug hatten — eine nähere Erklärung.

Der alte Sievers erzählte ihm nun von der rechtzeitigen Hilfe, die Bernhard seiner Enkelin erwiesen, als diese auf dem Punkt war, mit ihrem Kahn holterdiepolter in den Wasserfall zu stürzen.

Als Nicander wieder allein war, faßte er die Gedanken, die ihm während der Erzählung des Müllers durch den Kopf gegangen waren, ungefähr folgendermaßen zusammen:

— Wenn ein junger Mann, wie Bernhard, ein junges Mädchen, wie Helene, aus der Gefahr errettet, ins Wasser zu stürzen, so stürzt er sie gewöhnlich dafür in eine andere, weit schlimmere Gefahr, die nämlich, sich am Feuer der Liebe zu verbrennen. Auch aus dieser Gefahr sie zu retten, fällt ihm gar nicht ein; er frohlockt vielmehr über die Flamme, die er hervorgerufen hat und facht sie so lange an, bis er selbst von ihr erfaßt wird. Alles ist mir jetzt klar: Helene liebt Bernhard und Bernhard ist aus Liebe für Helene der armen Therese untreu geworden.

Das war ein kühner Schluß, doch Nicander zog immer kühne Schlüsse, oft sogar aus weniger haltbaren Prämissen.

Hinsichtlich Bernhard's war er übrigens nicht ganz im Reinen, es fehlte ihm noch ein Zwischenglied in der Kette der Folgerungen; er fühlte, daß der Entschluß des jungen Mannes, sich von Theresen zurückzuziehen, nicht so plötzlich und unmittelbar aus dem ihm untergelegten Motive allein habe hervorgehen können.

Hinsichtlich Helenens hegte er keinen Zweifel; er hatte schon gleich anfangs aus manchen kleinen Anzeichen errathen, daß sie eine geheime Liebe im Busen trage, und daß diese nicht dem Kammerjunker gelte, wie er erst geglaubt, davon hatte er sich schon längst überzeugt.

Nicander beschloß nun, um eine weitere Bestätigung seiner Ansicht zu erlangen, das junge Mädchen auszuforschen.

Er that es bei der nächsten passenden Gelegenheit, die sich darbot, in so schlau berechneter Weise, daß das harmlose und aufrichtige Kind vollständig in die Falle ging. Zwar erzielte er weiter nichts, als eine zweite verbesserte Auflage der Geschichte von der Rettung am Wasserfall, aber weniger als dies hätte dem scharfsichtigen Manne genügt, einen tiefen Blick in Helenens Herz zu thun.

Du lieber Himmel, was vermag nicht so ein alter Sünder aus dem Erröthen eines unschuldigen Mädchens, aus dem schüchternen Zubodensenken ihrer Augen, aus dem verschämten Zupfen an ihrem Schürzenbande herauszuklügeln!

Er wußte jetzt, was er wissen wollte, so bestimmt, als habe sie ihm mit deutlichen Worten gestanden: „Ja, ich liebe Bernhard Günther mehr als mein Leben!“

Nicander that indeß, als habe er keine Ahnung von dem Geheimniß ihres Herzens; er stellte mit der unbefangensten Miene von der Welt eine

Menge von Fragen hinsichtlich der Höhe, Breite und Wassermenge des Falles, meinte, daß die Gefahr des Hinunterstürzens wol keine übermäßig große gewesen wäre und ließ das Gespräch fallen. Er kam auch nie wieder darauf zurück, wogegen er bei einer späteren Gelegenheit die Rede auf den Kammerjunker brachte und auch diesmal seine Kreuz- und Querfragen so geschickt zu stellen wußte, daß er Alles aus Helenen herauslockte, was zu wissen ihm von Interesse war.

So vertrauensvoll, als sei er ihr vieljähriger bewährter Freund, erzählte sie ihm, wie der Kammerjunker um ihre Hand geworben, wie sie erst mit heftigem Widerstreben erklärt habe, ihn nimmermehr heiraten zu wollen, wie jedoch ihre Großeltern ihre Abneigung so lange mit Bitten und Vorstellungen bekämpft und dem Freier so warm das Wort geredet hätten, daß sie endlich nicht umhin konnte, seinen Antrag bedingungsweise anzunehmen.

Nicander wollte wissen, was Helene unter dem Wort „bedingungsweise“ verstehe.

Sie sagte ihm schüchtern und zögernd, daß sie dem Kammerjunker, Herrn v. Osten, eine Bedenkzeit habe lassen wollen, damit er sich nicht für gebunden erachte, falls der Wunsch in ihm erwachen sollte, seinen Antrag wieder zurückzunehmen.

— Aber wie wäre es möglich, daß dieser Wunsch je in ihm erwachen könnte, liebes Kind? sagte Nicander, sie scharf fixirend.

— Er wird sich überzeugen, daß er meine Neigung nicht gewinnen kann, entgegnete sie.

— Und dann?

— Dann wird er sich sagen müssen, daß unsere Verbindung weder ihm, noch mir Glück bringen könnte.

— Und er wird seinen Antrag zurücknehmen?

— So hoffe ich.

— Sie kennen nicht das selbstsüchtige Geschlecht der Männer, liebe Helene. Wenn er Sie liebt — und wie könnte er je dahin kommen, Sie nicht mehr zu lieben? — so wird er nach Ablauf der Bedenkzeit, das heißt nach Erfüllung Ihrer Bedingung, Ihre Hand begehren, als habe er nunmehr hiezu ein wohlerworbenes Recht.

— Aber die Rücksicht auf mein Glück?

— Wird ihn nur anspornen, sein Ziel zu verfolgen, denn er müßte sehr gering von sich denken — was aber die Männer nie thun — wenn er nicht hoffte, seine Frau dereinst ausnehmend glücklich zu sehen.

— Wenn ich seine Frau würde, ich könnte mich unmöglich glücklich fühlen.

— Das können Sie jetzt unmöglich wissen, mein liebes Kind. Nach einigen Jahren werden Sie eine ganz Andere sein, als Sie jetzt sind, werden anders empfinden, anders denken und urtheilen. Die Welt, das Leben, die

Menschen — Alles wird Ihnen in einem anderen Lichte erscheinen, Manches, was Sie jetzt hochschätzen, Manches, woran jetzt Ihr Herz hängt, wird in Ihren Augen viel von seinem Werthe verloren haben und Ihre Wünsche, Ihre Hoffnungen werden in neue Bahnen gelenkt sein. Das kommt Ihnen unglaublich vor, ist aber dennoch wahr. Wir Menschen sind nun einmal in einer fortwährenden Wandlung begriffen, die erst mit dem Tode aufhört; nichts aber in unserem inneren Leben ist von so kurzer Dauer, wie der Glückstraum der Jugend.

— So ungefähr drückten sich auch meine Großeltern aus, seufzte nachdenklich Helene.

— Nun freilich, denn Ihre Großeltern haben, wie ich und alle älteren Leute, die Erfahrung gemacht, wie häufig das, was wir am sehnlichsten herbeiwünschten, zu unserem Unglück ausschlug, wogegen oft ein Anderes, dem wir mit heftiger Abneigung auszuweichen suchten, jedoch nicht ausweichen konnten, uns schließlich zum Besten gereichte. Darum seien Sie ein gutes Kind, Helene, und widersetzen Sie sich nie Ihren Großeltern, die Ihnen schon so viele Beweise gegeben haben, wie sehr ihnen Ihr Wohl am Herzen liegt.

— Ich will ja auch gehorchen, sagte Helene mit leiser, bebender Stimme.

— Soll ich wirklich zugeben, daß man diesem liebenswürdigen, sanften Kinde jenen Kammerjunker aufdrängt? fragte sich Nicander, nachdem sich Helene in trüber Stimmung entfernt hatte. Er ist ein recht angenehmer Gesellschafter — nun ja — aber was weiß ich sonst von ihm? Gerade nichts Schlimmes, aber wahrlich auch nicht das mindeste Gute. — Hm, muß mich genau nach seinen Antecedentien erkundigen, muß ihn überhaupt gründlich kennen lernen. Jedenfalls darf aber auf das Mädchen kein Zwang ausgeübt werden, nein, beim Himmel, das leide ich nicht. Zum Heiraten ist noch lange Zeit, namentlich wenn sich kein besserer Freier meldet, als der Herr v. Osten. Ich will mit dem Müller ein ernstes Wort reden. Vor allen Dingen aber muß ich dahin wirken, daß sich Helene den trotzköpfigen Knaben, den Bernhard Günther, aus dem Sinne schlägt. Er muß fort von hier. Ich will ihm ein Reisestipendium geben; damit mag er ins Innere von Asien gehen und zwischen seinen neuen Ronneburger Anlagen und den Lustgärten des Schah von Persien oder des Großmoguls Vergleiche anstellen.

— Soeben war der Kammerjunker v. Osten bei mir, sagte einige Tage später Nicander zu dem Müller Sievers, als dieser theilnehmend nach seinem Befinden gefragt und sich neben seinem Bett auf einen Stuhl gesetzt hatte. Er kommt sehr oft, fuhr Nicander fort, viel öfter, als mir lieb und angenehm ist.

Das Alles wurde in einem Tone gesprochen, der eben nicht die freundlichsten Gefühle für den Kammerjunker verrieth.

— Was haben Sie denn eigentlich gegen den Herrn v. Osten? fragte der alte Sievers.

— Je länger und schärfer ich ihn beobachte, entgegnete Meander, desto mehr neige ich mich der Ansicht zu, daß er ein leichtfertiger und selbstsüchtiger Mensch ist.

— Ei, ei, Herr Meander, das ist ein hartes Wort.

— Denken Sie etwa besser über ihn?

— Ich halte ihn weder für leichtfertig, noch für selbstsüchtig.

— Vielleicht sind Sie kein besonders geübter Physiognom.

— Ach was, Physiognom! Ich bin nicht gewohnt, die Leute nach ihrer Physiognomie, sondern nach ihren Handlungen zu beurtheilen.

— Alsdann müßten Sie über den Kammerjunker entweder gar nicht, oder sehr ungünstig urtheilen. Schon als Knabe hat er — wie ich gestern aus sicherer Quelle erfuhr — seiner Stiefmutter viel Kummer und Sorge bereitet; später hat er ihr geringes Vermögen durch leichtsinniges Schuldenmachen vergeudet und endlich ein ererbtes Capital von beträchtlicher Größe in Saus und Braus durchgebracht. Da haben Sie in Kurzem seine Handlungen.

— Das waren Jugendstreiche.

— Ja wol, Jugendstreiche, und recht schlimme dazu.

— Er ist jetzt ein Besserer geworden.

— Wissen Sie das?

— Er hat das juristische Examen mit Ruhm bestanden

— Er ist mit genauer Noth durchgeschlüpft.

— Er arbeitet fleißig im Justizministerium.

— Wenn er gerade Lust hat und mit Geld reichlich versehen ist, um in der Residenz den flotten Cavalier zu spielen. Sonst aber liegt er hier seiner armen Stiefmutter zur Last und bettelt ihr die paar mühsam zusammengebrachten Sparpfennige ab. Ich kann auch darin nichts Lobenswerthes finden. Nein, mein lieber Herr Sievers, halten Sie sich an seine Physiognomie und Sie werden ein richtigeres Urtheil über ihn fällen, als wenn Sie sich auf den negativen Boden seiner Handlungen stellen.

— Aber was zum Teufel haben Sie denn an seiner Physiognomie auszusetzen?

— Sie sagt mir, daß er ein Mensch ist, der nicht nach den besten Grundsätzen handelt, ein Solcher, der in Aeußerungen und Benehmen sich sehr geschickt nach den Umständen zu richten weiß, so lange es gilt, bei Anderen seine Pläne durchzusetzen, der aber recht rücksichtslos auftreten könnte, wenn er sein Ziel erreicht hat und ohne Zwang von dem erlangten Vortheil Gebrauch machen darf.

— Donnerwetter, rief der Müller auffahrend, nun wird es mir aber doch zu bunt! Ich darf nicht dulden, daß Sie in dieser Weise von dem

Herrn v. Osten reden, denn, daß Sie's nur wissen, er ist mit meiner Enkelin so gut wie verlobt.

Der geübteste Schauspieler hätte auf der Bühne nicht täuschender den Erstaunten darstellen können, als es jetzt Nicander that. Er richtete sich auf seinem Lager halb empor, rieb sich die Stirn, als wisse er nicht recht, ob er wache oder träume, und starrte den Müller mit einer Miene an, in welcher eine ganze Welt von Zweifeln lag.

— Wie? Was sagten Sie? fragte er mit unsicherer Stimme. Habe ich recht gehört? Der Kammerjunker mit Ihrer Enkelin verlobt?

— Nun, zum Henker, ja. Ist das so sonderbar?

— Es ist mehr als sonderbar, es ist widersinnig, unnatürlich, rein unmöglich! Es kann nicht sein, es darf nicht sein! Wie hätten Sie Ihre Einwilligung dazu geben dürfen, und wenn Ihre Enkelin sich noch so fest in den Kopf gesetzt hätte, daß . . .

— Meine Enkelin hat sich gar nichts in den Kopf gesetzt, platzte der Müller zornig heraus; sie handelt hierin wie in allen anderen Dingen nach der besseren Einsicht ihrer Großeltern.

— Ah, so stehen die Sachen? Also **gezwungen** wird das arme Kind zu dieser Verbindung!

— Das nicht, sie hat ihren freien Willen.

— Indeß haben Sie ihr doch zu verstehen gegeben, was Sie von ihrem kindlichen Gehorsam erwarten?

— Ja, allerdings, aber . . .

— Und Sie reden trotzdem von einem freien Willen? Bei diesem sanften, nachgiebigen Kinde von einem freien Willen, da Sie recht gut wissen müssen, daß das bloße Zuerkennengeben eines Wunsches hinreicht, ihm jedes Opfer abzunöthigen, und sollte ihr das Herz darüber brechen? Sie handelt, wie Sie sagen, nach der besseren Einsicht ihrer Großeltern, folgt aber doch ihrem freien Willen! Lassen Sie sich sagen, Herr Sievers, daß das purer Unsinn ist!

— Und lassen **Sie** sich sagen, Herr Nicander, daß ich's jetzt satt habe, mich von Ihnen hofmeistern zu lassen. Wie kommen Sie dazu, mir eine Strafpredigt zu halten? Wer gab Ihnen dazu das Recht? Ich habe Sie gastfreundlich bei mir aufgenommen, als Sie, einem Todten gleich, zu mir gebracht wurden. Ich habe Sie pflegen lassen mit all der Sorgfalt, die Ihr Zustand so dringend erforderte. Damit ist meine Nächstenpflicht aber auch vollständig erfüllt, und der Teufel soll mich holen, wenn ich je zugebe, daß Sie, weil Sie ein Gast in meinem Hause sind, sich in meine häuslichen Angelegenheiten mischen.

— Ich werde es aber dennoch thun, so oft ich sehe, daß Ihre häuslichen Angelegenheiten eine Wendung nehmen, die zum Unglück führen muß.

Sie haben mir die Wohlthaten genannt, die Sie mir erwiesen. Sie hätten das nicht nöthig gehabt, denn ich weiß recht wohl, wie tief ich Ihnen verpflichtet bin. Ich wünsche auch nichts sehnlicher, als Ihnen meine Dankbarkeit zu bethätigen. Wie aber könnte ich sie besser bethätigen, als indem ich Sie von einem unüberlegten Schritt abzuhalten suche, den Sie später bitter bereuen würden? Sie nennen das eine unbefugte Einmischung; ich aber sage Ihnen, daß es ein Freundesdienst ist, der größte, den ich Ihnen nur immer erweisen kann. Um was handelt es sich? Fassen wir es kurz zusammen. Sie wollen Helene an den Kammerjunker v. Osten verheiraten. Sie kennen diesen Menschen nicht, Sie wissen so gut wie nichts von ihm; aber er hat es verstanden, sich bei Ihnen einzuschmeicheln, und Sie nehmen leichtgläubig sein glattes, anschmiegendes Wesen für den echten Ausdruck eines biederen Charakters. Sie glauben, Helenen eine durchaus freie Wahl zu lassen, und doch üben Sie auf ihren Willen einen Druck, dem zu widerstehen sie in ihrer hilflosen Schwäche unfähig ist. Und nun wollen Sie, daß ich, der ich den Herrn v. Osten schärfer beobachtet und auch weit genauere Erkundigungen über ihn eingezogen habe als Sie, so gleichgiltig, als kümmere ich mich den Kukuk um Sie und das Wohl und Wehe der Ihrigen, schweigen soll? Sie wollen, daß ich schweigen soll, da ich doch die feste und unerschütterliche Ueberzeugung hege, daß Helene als die Frau dieses Mannes unsäglich unglücklich werden müßte? Nein, Herr Sievers, ich werde reden, so lange ich Athem habe, Ihnen zu sagen, daß Sie im Begriff stehen, Ihr Kind ins Verderben zu stürzen; ich werde reden, so lange mir meine Vernunft sagt, was Pflicht und Gewissen erheischen; ich werde reden, so lange mein Herz noch einen Funken von dem Gefühl birgt, das mich heute zum Reden bewogen hat.

Der Müller war sichtbar betroffen über die leidenschaftliche Erregung, mit welcher Nicander gesprochen hatte, doch entwaffnet fühlte er sich keineswegs.

Seine Antwort war hitzig und polternd, und er würde wahrscheinlich dem Kranken eine Menge der unangenehmsten Dinge gesagt haben, wenn er nicht plötzlich die Entdeckung gemacht hätte, daß ihn dieser gar nicht mehr hörte.

Ob nun die heftige Gemüthsbewegung, oder nur das anhaltende Reden und Gesticuliren daran Schuld war, genug, über die Züge Nicanders hatte sich eine fahle Leichenblässe verbreitet und er war mit geschlossenen Augen und unter einem schwachen Aechzen auf sein Lager zurückgesunken.

Der Müller sah mit Schrecken den ohnmachtähnlichen Zustand seines Gastes und das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Einige Secunden stand er rathlos und verdutzt da, dann schlich er leise auf den Zehen zum Zimmer hinaus, indem er ängstlich vor sich hinmurmelte:

— Da müssen die Frauen Hilfe schaffen.

Ehe noch die weibliche Hilfe herbeikam, hatte sich Nicander wieder so ziemlich erholt. Er blickte um sich und sah zu seiner Verwunderung, daß er allein war.

— Verwünschte Schwäche, sagte er unwillig für sich, warum mußte sie mich gerade jetzt befallen? Ich war so gut im Zuge und hätte diesen alten Zottelbären dahin gebracht, wo ich ihn haben wollte. Nun, was heute nicht gelang, kann ein anderesmal gelingen; er wird schon wiederkommen und ich werde ihn dann von Neuem bearbeiten, denn, Dank der Mittheilungen, welche mir gestern die Generalin gab, steht jetzt mein Entschluß feste nie werde ich zugeben, daß dieser Osten der Mann Helenens wird!

Es vergingen jedoch mehrere Tage, ohne daß der Müller Sievers wiederkam.

Auch Helene ließ sich im Krankenzimmer nicht blicken, wahrscheinlich weil man es ihr untersagt hatte.

Nicander begann sehr unruhig zu werden.

— Sollte ich den rechten Ton nicht getroffen haben? fragte er sich zweifelnd. Auf einen groben Klotz gehört zwar ein grober Keil; ob aber mein Keil nicht gar zu grob war?

In dieser Beziehung schwand ihm indeß jede Furcht, als endlich der alte Sievers doch wiederkam, denn nichts von Aerger und Verdruß, nein, vielmehr eine gewisse Beschämung und Reue lag in den aller Verstellung unfähigen Zügen des ehrlichen Mannes.

Er hatte volle Muße gehabt, über das in so eigenthümlicher Weise unterbrochene Gespräch nachzudenken, und er hatte sich, nachdem die erste Hitze verraucht war, gestehen müssen, daß manche Aeußerungen Nicander's Wahres enthielten, alle aber aus einer Gesinnung hervorgingen, die wenigstens von Eigennutz frei war.

— Wir waren neulich Beide ein wenig aufgeregt, begann er mit sichtbarer Verlegenheit; ich hätte auf Ihren Krankheitszustand mehr Rücksicht nehmen sollen, Herr Nicander.

— Das Kranksein erhöht leider sehr unsere Erregbarkeit, Herr Sievers. Wenn ich Sie gekränkt habe, so bitte ich Sie aufrichtig, es mir zu verzeihen.

— Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen — im Gegentheil, wenn ichs mir recht überlege, Sie haben aus Ihrem Herzen heraus gesprochen, und wer das thut, dem sollt' mans immer Dank wissen, und wenn man auch hin und wieder recht herbe Wahrheiten zu hören bekommt.

— Sie haben also erkannt, daß ich die Wahrheit sprach — nun, das freut mich.

— In einem Punkte thaten Sie's — ich wills nicht leugnen.

— Und dieser Punkt?

— Ich hab' dem Mädchen zu stark zugesetzt. Da hatte sie denn freilich, wie Sie ganz richtig herausgefühlt haben, nicht mehr ihren freien Willen. Den aber soll sie haben.

— So ists recht, Freund, das Mädchen darf zu nichts überredet werden.

— Darüber wären wir also jetzt einig. Was aber den Herrn v. Osten betrifft, den beurtheilen Sie falsch; ich bleib' dabei.

— Haben Sie auch Eines bedacht, Herr Sievers?

— Was?

— Daß er ein Adeliger ist, während Helene dem Bürgerstande angehört. Das gibt selten oder nie eine glückliche Ehe. Aufrichtig gestanden, es wundert mich ungemein, daß gerade Sie eine solche Verbindung begünstigen.

— Ich habe dazu meine absonderlichen Gründe, Herr Nicander.

— Darf ich diese Gründe erfahren?

— Nein; ich kann Ihnen nur sagen, daß es sehr triftige Gründe sind, und daß Helene mit meiner Einwilligung nie einen Bürgerlichen heiraten wird.

— Und das sagen Sie, ein so eingefleischter Gegner des Adels, wie ich nur je einen getroffen habe?

— Ja, ich sag's und werde nie davon abgehen.

— Und trotz Ihres Widerwillens gegen die Familie auf Ronneburg begünstigen Sie die Bewerbung des Kammerjunkers?

— Zu jener Familie gehört er nicht. Gehörte er dazu, so gäbe ich ihm unter keiner Bedingung meine Enkelin zur Frau.

— Haben Sie auch dafür Ihre absonderlichen Gründe?

— Allerdings, aber ich nenne sie Ihnen nicht.

— Der Henker mag aus dem Allen klug werden. Sie hassen den Adel, aber wollen Ihre Enkelin an einen Adeligen verheiraten. Sie verabscheuen speciell die Adelsfamilie auf Ronneburg, aber doch sind Sie blindgläubig für Einen eingenommen, der mit jener Familie so intime Beziehungen unterhält, als wäre er Einer der Ihrigen. Fragt man Sie nun, wie ich es schon mehrmals gethan habe, warum Sie den Adel hassen, so bleiben Sie die Antwort schuldig. Fragt man Sie aber, warum Sie diesen Haß in dem einzigen Falle, wo er sich vernünftigerweise geltend machen könnte, beiseite setzen, so verschweigen Sie die Gründe ebenfalls. Will man wissen, warum Sie einen so heftigen Widerwillen gegen eine Familie hegen, deren Mitglieder Sie so gut wie gar nicht kennen, so erfährt man es nicht; und forscht man endlich nach den Motiven, die Sie bestimmen, gerade einen Solchen zu bevorzugen, der im Schoße dieser Familie aufgewachsen ist, so bleibt man

auch hierüber im Unklaren. Sollte man Sie nicht für einen Phantasten halten? Hat es nicht den Anschein, als ließen Sie sich von Sympathien und Antipathien leiten, die jeder Begründung entbehren, wie sie denn auch unter sich so wenig verträglich sind, wie Feuer und Wasser? Und dennoch wollen Sie für einen Mann gelten, dessen practischer Sinn sich nur an Wirkliches und Thatsächliches hält. Wie reimt sich das Alles zusammen? Ist es zu fassen?

— Nein, es ist nicht zu fassen — weil ich schweige. Wollt' ich aber reden . . .

— Ei, so reden Sie doch!

— Ich bin Ihnen über meine Gedanken, meine Gefühle und meine Beweggründe keine Rechenschaft schuldig.

— Ah! stehen wir noch immer so mit einander? Ja, dann bin ich sehr dafür, daß wir dieses Gespräch beendigen und nie wieder darauf zurückkommen. Ich müßte mir sonst wol noch einmal sagen lassen, daß ich mich unbefugterweise in Ihre Angelegenheiten mische, weil ich nicht in Anerkennung der mir in Ihrem Hause erwiesenen Gastfreundschaft gegen Sie und Ihre heiligsten Interessen so gleichgiltig bin, als hätten wir uns im Leben nie gesehen. Zum Henker mit solchem Unsinn, ich — — — aber ich ereifere mich wieder — ich fühle, wie mir das Blut in den Kopf steigt — es wird mir ganz schwach. Möchten Sie nicht so freundlich sein, mir einen Trunk frischen Wassers zu geben. — Ich danke Ihnen; und nun, wenn ich bitten darf, lassen Sie mich allein.

Der Müller ging nicht; er erfaßte vielmehr die Hand des Kranken und drückte sie mit Wärme.

— Herr Nicander, sagte er entschuldigend, Sie müssen mich für einen wunderlichen Kauz halten, ich seh' es ein.

— Wenn ich Ihnen Unrecht thue, so ist es Ihre eigene Schuld. Sie hüllen sich in ein undurchdringliches Dunkel, Sie machen sich zum unlösbaren Räthsel; kann ich dafür, daß es keine Möglichkeit gibt, in den Irrgängen Ihrer Widersprüche sich zurechtzufinden?

— Sie würden mich verstehen und Alles billigen . . .

— Wenn Sie reden wollten — ja, das haben Sie mir schon gesagt.

— Nun, in Gottes Namen denn, ich will reden.

— Endlich! sagte Nicander für sich.

— Fühlen Sie sich wohl genug, mich anzuhören?

— Wohl genug dazu wär' ich, aber wenn Sie den mindesten Zweifel über die Aufrichtigkeit meiner Freundschaft hegen . . .

— Thäte ich das, so würde ich schweigen. Ich hege aber das unbedingteste Zutrauen zu Ihnen, und wenn ich Ihnen dies bis jetzt nicht durch die That bewiesen habe, so lag es einzig und allein nur daran, daß ich

mich nicht überwinden konnte, eine schon längst vernarbte Wunde wieder aufzureißen.

— Ich dränge Sie nicht dazu, Herr Stevers.

— Nein, aber ich wünsche es jetzt selbst. Die Sache quält mich schon viele, viele Jahre lang, sie liegt mir fortwährend im Sinn, ich brüte darüber bei Tag und bei Nacht — immer ganz im Stillen für mich. Das taugt nichts, man arbeitet sich zuletzt so fest in eine einseitige Anschauung hinein, daß man gar nicht mehr davon abkommen kann, obgleich man sich doch sagen muß, daß sie nicht frei ist von den Einflüssen einer erbitterten Stimmung. Ich besaß keinen Freund, dem ich mein Herz öffnen konnte — in meinen Jahren hat man einen solchen zu suchen. An Ihnen glaub' ich endlich einen gefunden zu haben. Sie reden offen und freimüthig zu mir, Sie bezeigen für meine Angelegenheiten eine warme Theilnahme, und Sie besitzen Einsicht und Welterfahrung genug, um mir sagen zu können, ob ich mich auf dem rechten Wege befinde oder nicht.

— Wenn mein Rath Ihnen nützlich sein kann, so dürfen Sie versichert sein, daß ich ihn nicht zurückhalten werde.

— Nun, so hören Sie denn!

Viertes Capitel.

Wie die demaskirten Batterien spielen.

Niemand zog einen auf dem Nachttische stehenden, mit grünem Taffet bespannten Rahmen, den ihm die Generalin gebracht hatte, dicht an sich heran, so daß derselbe seine Augen möglichst gegen die schräg einfallende Tageshelle schützte.

Wenn er etwa durch dieses Manöver zugleich verhindern wollte, daß der Müller während seiner Erzählung den Ausdruck seiner Mienen beobachte, so erreichte er auch diesen Zweck vollkommen.

Der alte Stevers aber begann folgendermaßen:

— Vieles von dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, wird Ihnen nicht neu sein, Vieles wird Ihnen vielleicht entstellt und unter lügenhaften Zusätzen zu Ohren gekommen sein, über manches Andere dagegen dürften Sie genauere Kenntniß haben als ich, so daß Sie meine Ansichten, falls sie irrig sein sollten, berichtigen könnten. Darum ist es gut, daß ich — muß nun einmal das lange Schweigen gebrochen werden — gerade Ihnen die traurige Geschichte erzähle.

Ein kurze Pause folgte dieser Einleitung. Dann hub der Müller wieder an:

— Ich hatte eine Tochter. Sie war das schönste Mädchen, das man

sehen konnte. Das sagte alle Welt und darum kann auch ich, der Vater, es sagen. Susanna — so hieß sie — war aber nicht nur schön, sie war auch lebhaften und aufgeweckten Geistes, immer fröhlich und guter Dinge, immer voll der lustigsten Einfälle — gerade wie jetzt Helene. Aber leider war sie nicht so sanft, nicht so fügsam wie Helene, und daran trugen wir Eltern wol zum Theil selber die Schuld. Wir hatten ihr, als sie noch ein Kind war, jede Unart zu sehr nachgesehen, wir hatten sie daran gewöhnt, in allen kleinen Dingen ihren Willen durchzusetzen; kein Wunder also, daß sie es später auch in großen Dingen versuchte, ohne auf unsere Bitten und Ermahnungen zu achten. Ja, ja, meine Frau und ich waren selber daran Schuld. Wir wußten recht gut, daß der Trotz, der leider Gottes in meinem Charakter nur zu sehr überwiegt, sich auch auf unsere Tochter vererbt hatte, und wir hätten uns nicht davon bethören lassen sollen, daß dieser Trotz in den muthwilligen Spielen eines blondlockigen engelschönen Kindes sich so reizend und drollig ausnahm. Aber so sind ja nun einmal die meisten Eltern; es schmeichelt ihrer Eigenliebe, sich in einem von allen Leuten bewunderten Kinde wiederzuerkennen, und selbst ihre Fehler erscheinen ihnen in dem hübschen kleinen Spiegelbilde als Tugenden.

Als Susanna in ihr achtzehntes Jahr getreten war, lernte sie einen jungen Mann kennen, der alle die verführerischen Eigenschaften besaß, durch welche das Herz eines Weibes so leicht gewonnen wird. Kein einziger der Männer, die sie bis dahin gesehen hatte, war ihm zu vergleichen. Er war weit schöner als sie alle, er stand, was Rang und Reichthum betrifft, hoch über ihnen, er überragte sie hinsichtlich der Bildung des Geistes, des Feuers der Rede, der Feinheit und Gewandtheit des Benehmens. Ich habe diesen Mann gehaßt wie die Erbsünde, aber darum muß ich doch gerecht sein: er besaß die herrlichsten Naturanlagen, die ich je im Leben bei einem Menschen vereinigt gefunden habe. Und dies dient denn freilich auch meiner unglücklichen Tochter zur — — — aber was ist Ihnen, Herr Nicander? Schmerzt Sie Ihre Wunde, daß Sie so stöhnen, oder greift sie das Zuhören doch zu sehr an?

— Es ist mir nichts, erzählen Sie nur weiter, entgegnete Nicander, indem er den grünen Schirm noch näher an sich heranzog.

— Der junge Mann, von dem ich rede, fuhr Sievers fort, war nicht aus unserer Gegend — wir wohnten damals in Pommern, in der Nähe von Stolpe — er hielt sich dort nur vorübergehend auf, um, wie verlautete, ein großes Rittergut, das einem in bedrängten Verhältnissen lebenden schwedischen Edelmann gehörte, käuflich an sich zu bringen. Er hieß — es wird mir schwer, den Namen über die Lippen zu bringen — Graf Hugo Werneberg, und er war der älteste Sohn des noch lebenden Grafen Richard Werneberg, des Hauptes der Familie auf Ronneburg. Sobald ich die Entdeckung machte, daß er mit meiner Tochter ein vertrauliches Verhältniß angeknüpft hatte . . .

— [illegible] weil Sie es gar nicht kommen [illegible], warum verhüteten Sie nicht das Bekanntwerden der beiden jungen Leute?

Diese Unterbrechung erfolgte in einem so stolzen, hochfahrenden und zurechtweisenden Tone, daß dem ehrlichen Sievers dadurch das Concept ganz und gar verrückt wurde.

Es lag eine unbeschreibliche Verwirrung in seinen Mienen, als er unter der Kante des Schirmes heraus seinem fremden Gast ins Gesicht starrte.

Dieser aber war schon den begangenen Fehler gewahr geworden und suchte ihn nun wieder gutzumachen.

— Aber das war eine überflüssige Frage, fügte er mit großer Gelassenheit hinzu. Natürlich hätten Sie es verhindert, wenn es Ihnen möglich gewesen wäre.

— Sie lernten sich bei einem ländlichen Feste kennen, sagte Sievers, noch immer ganz verdutzt, wo Niemand die Anwesenheit eines so vornehmen Herrn vermuthete. Später sahen sie sich insgeheim. Als ich dies erfuhr, erwachte in mir ein furchtbarer Zorn, und ich nahm mir vor, dem Unheil augenblicklich zu steuern. Aber ich schoß, wie es im Zorn ja fast immer zu geschehen pflegt, über das Ziel hinaus. Ich schalt meine Tochter eine ehrvergessene Dirne, und, bei Gott, das war sie nicht; ich nannte ihn einen ruchlosen Verführer, und ich that ihm Unrecht. Ruhige, milde Vorstellungen hätten vielleicht ihre Wirkung nicht verfehlt, aber unverdiente Kränkungen stachelten Beide zum Widerstande auf und — ich hatte das Spiel für immer verloren.

— Thaten Sie dem jungen Grafen wirklich Unrecht?

— Ja, das bewies mir sein späteres Auftreten.

— Und nun wurden Sie natürlich anderen Sinnes?

— Nein, Herr Nicander, das wurde ich nicht. Ich schlug ihm die Hand meiner Tochter rundweg ab, und als er seine Bewerbung erneuern wollte, wies ich ihm die Thür und verbot ihm unter heftigen Drohungen, sich je wieder bei mir blicken zu lassen. Ich verfuhr noch härter gegen meine Tochter; ich sperrte sie ein, ich überwachte sie unablässig, ich schwor, ihr meinen Fluch zu geben, wenn ich erführe, daß sie hinter meinem Rücken die Verbindung mit dem jungen Grafen wieder anknüpfe.

Der Müller schwieg und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn, die ihm die Aufregung erpreßt hatte.

Nicander aber murmelte leise, jedoch nicht so leise, daß es von Sievers ungehört blieb, vor sich hin:

— Wenn das wahr wäre!

— Was sagen Sie da? rief aufschauend der Müller. Zweifeln Sie an meiner Wahrhaftigkeit?

Es war nun schon das zweitemal, daß Nicander sich von seinen leidenschaftlich erregten Gefühlen hatte hinreißen lassen. Er nahm sich jetzt fest vor, diesen Fehler nicht wieder zu begehen.

— Ei, wie können Sie das denken? sagte er ruhig und gelassen. Ich dachte nur daran, ob Sie wol später Ihre Drohung auch wirklich wahr gemacht hätten.

— Ich wollte, ich hätte sie nie ausgestoßen, da ich doch damit die Heirat nicht verhindern konnte, seufzte der Müller.

— Aber warum waren Sie denn eigentlich so sehr gegen eine Heirat, die Ihnen nur Ehre und Vortheil bringen konnte?

— Weil ich mir sagte, was Sie vorhin in Betreff Helenens und des Herrn v. Osten sagten: eine Ehe zwischen so ungleich Gestellten ist so gut wie nie glücklich. Hier war ein dreifaches Mißverhältniß. Meine Tochter war arm, denn ich war es damals selbst. Ihr Freier aber war der Erbe eines unermeßlichen Reichthums. Sie war bürgerlichen Standes, er dagegen gehörte dem hohen Adel an. Sie hatte in ihrer Kindheit einen spärlichen Unterricht in einer Dorfschule genossen, er aber war kenntnißreich und hochgebildet.

— Für einen vernünftigen Mann allerdings Gründe genug, diese Heirat nicht zu wünschen.

— Ich hatte aber noch einen weiteren Grund, Herr Nicander. Ich besaß trotz meiner Armuth und niedrigen Stellung ein leicht zu verwundendes Ehrgefühl, und der Gedanke war mir unerträglich, mit Jemand in Beziehung zu kommen, der geringschätzig auf mich herabblicken könnte. Nun wußte ich aber, daß der Vater des jungen Grafen ein hochmüthiger, geld- und adelsstolzer Herr war, der die Verbindung seines Sohnes mit meiner Tochter für sich und seine Familie als den größten Schimpf betrachtet hätte.

— Das wußten Sie?

— Nun ja, das wußt' ich, denn auch er widersetzte sich mit aller Macht dieser Verbindung.

— Und Sie hatten wirklich die aus unbestreitbaren Thatsachen hervorgegangene Ueberzeugung, daß sich der alte Graf hiebei nur von Geld- und Adelsstolz leiten ließ?

— Ei, potz Wetter, Herr Nicander, Sie gehen verdammt haarscharf auf die Sache ein.

— Ei, potz Wetter, Herr Sievers, Sie machen mir eine vertrauliche Mittheilung, weil Sie sich nach dem Rath eines Freundes sehnen, und nun werden Sie ungeduldig, weil ich frage, was in Ihrer Erzählung auf absoluter Gewißheit, und was auf bloßer Vermuthung beruht. Noch einmal, wußten Sie, daß der alte Graf, nur weil er von thörichtem Stolz erfüllt war, seine Einwilligung verweigerte?

— Ich habe nie daran gezweifelt, aber freilich beschwören könnt' ich es nicht.

— Nun gut, so lassen Sie sich sagen, daß wir es hier mit einem jener von Ihnen selbst angedeuteten Punkte zu thun haben, in welchen Ihre Ansicht eine irrige ist, ich aber besser unterrichtet bin und Sie belehren kann.

— Kennen Sie denn den alten Grafen persönlich?

— Nein, aber ich habe ihn von Leuten beurtheilen hören, die ihn sehr genau kennen, und so viel ist gewiß, daß Standesvorurtheil und Geldstolz nicht zu seinen Fehlern gehören. Allerdings widersetzte er sich, wie auch ich weiß, aus aller Macht der Heirat seines Sohnes mit Ihrer Tochter, doch es geschah dies aus ganz anderen Gründen, als den von Ihnen vermutheten. Er kannte nämlich seinen Sohn als einen in der Liebe sehr unbeständigen jungen Menschen, der schon oft vorher Schwüre ewiger Treue geleistet, aber auch ebenso oft gebrochen hatte. Er hegte die Ueberzeugung, daß auch diesmal Hugo's Liebe, oder richtiger Verliebtheit, schnell wie ein Champagnerrausch verfliegen würde. Er wußte, daß überhaupt alle Neigungen seines Sohnes einem fortwährenden Wechsel unterworfen waren und daß er ein weit reiferes Alter erreicht haben müsse, um sich an irgend eine bestimmte Lebensweise, namentlich aber an ein stilles, streng geregeltes Familienleben zu gewöhnen. Er wußte endlich, welche Eigenschaften die Frau besitzen müsse, die einst den feurigen Geist seines Sohnes dauernd würde fesseln können, und er durfte annehmen, daß Ihre Tochter — ganz abgesehen von ihrer bürgerlichen Herkunft — keine Frau für den ruhelosen, heißblütigen Hugo sei. Betrachten Sie nun einmal die Sache von diesem Gesichtspunkte, Herr Sievers, und fragen Sie sich dann, ob es dem alten Grafen zu verdenken wär, daß er sich dem Willen seines Sohnes widersetzte.

Der Müller rutschte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und machte ein paar vergebliche Versuche, über den grünen Schirm hinweg einen Blick auf das Gesicht des Kranken zu werfen.

— Sie sagen das Alles mit einer solchen Bestimmtheit, entgegnete er. Wahrhaftig, ich begreife nicht . . .

— Was Ihnen unbegreiflich vorkommt, ist indeß sehr natürlich, unterbrach ihn Nicander. Die Begebenheit, über welche Sie mir berichten, machte damals in meiner Familie das größte Aufsehen und wurde unter uns Allen vielfach besprochen. Die Einzelheiten, welche Sie mir mitzutheilen im Stande sind, erfuhr ich nie im Zusammenhange, dagegen hörte ich oft genug die Gründe darlegen, welche den Grafen Werneberg bestimmten, seine Einwilligung zu der Heirat zu verweigern. Es waren genau die, welche ich Ihnen genannt habe.

— Ich kann auf diese mir ganz neue Anschauung nicht eingehen, sagte der Müller kopfschüttelnd, wahrhaftig, ich kann es nicht.

— Vielleicht werden Sie doch von dem Grafen eine etwas günstigere Meinung fassen, wenn es uns im Verlaufe Ihrer Erzählung gelingen wird, das Ganze seiner Handlungen mit einem Blicke zu übersehen. Folgen wir nun den Begebenheiten um einen Schritt weiter. Sie hielten, sagen Sie, um die beiden jungen Leute zu trennen, Ihre Tochter unter Schloß und Riegel?

— Das that ich, aber sie und der junge Graf wußten meine Wachsamkeit zu täuschen. Eines Tages war Susanna aus meinem Hause entflohen. Am folgenden empfing ich einen Brief von ihr; sie zeigte mir darin an, daß die Trauung vollzogen sei und bat demüthig, daß ich ihr verzeihen möge.

— Und Sie gaben ihr statt dessen Ihren Fluch?

— Nein, Herr Nicander, ich hatte das Herz nicht dazu, noch weniger aber das Recht. Ich gestand mir, was ich Ihnen heute gestanden habe: daß ich, weil ich erst gar zu nachsichtig, nachher gar zu streng gewesen, zum großen Theil die Schuld selbst trage. Ich beugte reumüthig mein Haupt unter der strafenden Gerechtigkeit Gottes und — vergab meinem Kinde.

— Und wie benahm sich der Graf?

— Wie ein durch und durch herzloser Mann. Denken Sie nicht, daß auch er verzieh, o nein, er wußte nichts von Versöhnlichkeit, er kannte kein Erbarmen, er verstieß den Sohn, er enterbte ihn und ließ ihn in Noth und Elend zugrunde gehen.

— Sie befinden sich in einem großen Irrthume, Herr Sievers, entgegnete Nicander, indem er sich mit einer äußerst gewaltsamen Anstrengung zur Mäßigung und Ruhe zwang, der Graf Werneberg versah seinen Sohn mit einer Summe Geldes, die für mehrere Jahre hätte ausreichen müssen.

— Nun ja, ich weiß es, er zahlte ihm allerdings eine große Summe aus, aber erst, nachdem er ihn zu einem Compromiß gezwungen hatte, durch welchen seine sonstigen Erbansprüche auf den jüngeren Bruder Heinrich übertragen wurden. In Anbetracht des ungeheuren Reichthums, auf welchen Hugo verzichten mußte, war dies so gut wie eine Enterbung. Auch ist es gewiß, setzte der Müller hinzu, daß Graf Hugo in äußerster Armuth starb.

— Sie sagen, daß der Vater den Sohn zu einem Compromiß zwang. Wissen Sie dies bestimmt? Kennen Sie den Wortlaut jenes Documents? Können Sie fest und entschieden behaupten, daß dasselbe nur zum Zweck einer vollständigen und endgiltigen Enterbung entworfen und unterzeichnet wurde?

Der alte Sievers merkte aus dem Tone, in welchem Nicander diese Fragen stellte, daß er abermals gewärtigen müsse, eine Ueberzeugung, die sozusagen mit jeder Fiber seines Hirns verwachsen war, angegriffen zu sehen. Sollte es möglich sein, daß er in Dingen, die so lange Jahre hindurch seinen Geist beschäftigten, einen falschen Schein für Wahrheit genommen habe?

— Ich kann nur wiederholen, was mir berichtet worden ist, stammelte er verwirrt.

— Von wem berichtet worden? fragte Nicander.

— Von meiner Tochter — in ihren Briefen.

— Kannte Ihre Tochter diese Verhältnisse ganz genau?

— Das mußte ich natürlich annehmen. Indeß will ich nicht verhehlen, daß sie sich späterhin oft bitter über ihren Mann beschwerte, weil er in seinen Mittheilungen so zurückhaltend sei.

— Mit anderen Worten, Herr Sievers, Sie stehen hier wieder auf dem unsicheren Boden bloßer Vermuthungen. Nun, da dürfte es Ihnen doch angenehm sein, über so wichtige Angelegenheiten endlich etwas Positives zu erfahren, und ich bin gern erbötig, Ihnen mitzutheilen, was ich weiß.

— Ich bitte Sie dringend darum.

— Gut, Sie werden die reine und volle Wahrheit zu hören bekommen. Sie bezeichnen den alten Grafen als einen durchaus unversöhnlichen Mann, weil er seinem Sohn nicht verzieh, wie Sie Ihrer Tochter verziehen. Aber Ihre Tochter bat Sie demüthig — war das nicht Ihr Ausdruck? — demüthig, ihr zu vergeben. Der junge Graf Hugo Werneberg that seinem Vater gegenüber nicht das Gleiche. Er hatte diesem schon unzähligemale unter Umständen Trotz geboten, die einen sanftmüthigeren Mann, als es der alte Graf war, in Harnisch gebracht hätten; er that es auch bei dieser Gelegenheit — nach der Heirat sowol, wie vor der Heirat. Und auch Ihre Tochter beging einen schweren Fehler. Sie hätte vermitteln können und müssen, doch statt ihren Mann zur Nachgiebigkeit zu stimmen, scheint sie ihn vielmehr in seinem Starrsinn noch bestärkt zu haben.

— Ein lobenswerther Stolz hielt sie davon ab, einen Mann um Gnade zu betteln, gegen den sie nichts verbrochen hatte, fiel Sievers eifrig ein. Das Bewußtsein, daß er mit Hohn und Verachtung auf sie, die arme Müllerstochter, herabsah, kränkte sie ohnehin tief genug; war es zu verlangen, daß sie sich noch größeren Demüthigungen aussetze?

— Sie nehmen also hierin Ihre Tochter in Schutz, Herr Sievers? sagte Nicander. Vorhin klagten Sie, daß Susanna zur Unlenksamkeit, zum Trotz und Eigensinn hinneige. Diese Untugend nennen Sie in diesem Augenblicke lobenswerthen Stolz und vertheidigen es, daß sie keinen Versuch

machte, den aufgebrachten Schwiegervater mit der Wahl seines Sohnes auszusöhnen?

— Es hätte ihr nichts genützt, entgegnete Sievers; seine Vorurtheile waren nicht zu besiegen.

— Reden Sie doch nicht immer wieder von seinen Vorurtheilen; ich habe Ihnen ja gesagt, daß er gar keine hegte. Gehen wir weiter. Sie sind der Ansicht, daß der alte Graf hätte nachgeben müssen, als das Geschehene nicht wieder rückgängig gemacht werden konnte. Er aber sah nicht das Ende da, wo Sie es sahen; er bezweifelte nicht im Mindesten, daß sein wankelmüthiger Sohn nach kurzer Zeit den unüberlegten Schritt bitter bereuen und sich später einmal von seiner Frau wieder trennen würde. Ja, er glaubte sogar, daß jene verhängnißvolle Verbindung kein so durchaus freiwilliger Schritt gewesen sei, wie ihn sein Sohn Hugo darstellte; er hielt sich für überzeugt, daß der junge Mann vielmehr durch die Verführungskünste Susannens und die Kupplerkünste des Müllers, ihres Vaters, in eine Falle gelockt wurde.

— Was? rief Sievers in heftigster Entrüstung. Was reden Sie da? Meine Tochter eine Verführerin? Ich ein Kuppler?

— Werden Sie nur ja nicht hitzig, alter Freund, entgegnete mit größter Ruhe Nicander. Ich habe sicherlich nicht die Absicht, Sie zu beleidigen. Ich sage Ihnen nur ganz einfach, in welchem Lichte der Graf, wie ich bestimmt weiß, die Sache sah und auch — offen gestanden — sehen mußte. Er hatte Unrecht, er beurtheilte Sie durchaus falsch. Doch auch Sie hatten Unrecht, auch Sie beurtheilten ihn falsch. Keiner hat also dem Anderen etwas vorzuwerfen.

Sie hielten ihn für einen hochmüthigen, herzlosen, adelsstolzen Mann; er hielt Sie für einen eigennützigen, nach Ehre und Gewinn trachtenden Mann. Welches Recht haben Sie, ihm zu zürnen? Sagen Sie selbst, kennen Sie viele unbemittelte Männer Ihres Standes, die nicht mit beiden Händen zugreifen würden, wenn sich die Gelegenheit böte, so außerordentliche Vortheile zu erringen? Oder kennen Sie viele arme Bürgerstöchter, die nicht jedes Mittel der Koketterie in Anwendung bringen würden, wenn ein Grafentitel und großer Reichthum der Preis ihres Strebens wäre?

— Ich muß Ihnen wol Recht geben, stöhnte Sievers; aber, bei Gott, es ist hart, sich so etwas sagen zu lassen.

— Ich habe Ihnen erklärt, daß ich vollkommen aufrichtig sein wolle, und ich darf Sie nicht schonen, wo es gilt, Ihnen über den wahren Sachverhalt eine klare, unbeirrte Ansicht beizubringen. Gehen wir nun auf einen anderen Punkt über. Sie glauben, der alte Graf habe seinen Sohn enterbt. Dem ist nicht so.

Es fanden damals zwischen Beiden sehr heftige Auftritte statt. Der Sohn wollte mit seiner jungen Frau nach Amerika übersiedeln, wollte sich seines Ranges entäußern und Kaufmann werden. Hiezu war ein Capital erforderlich, über das er frei verfügen konnte. Der Vater wollte es nicht hergeben; er traute dem Sohne weder die nöthige Beharrlichkeit, noch den practischen Sinn, noch irgend eine der vielen anderen Eigenschaften zu, ohne welche der Kaufmann unmöglich reussiren kann. Mit einem Wort, er war überzeugt, daß jede Summe, die Hugo in Handelsspeculationen anlegen würde, so gut wie verloren sei. Nach vielem Streit und Hader gab er ihm endlich einen Theil der sehr beträchtlichen Summe, auf welche er Anspruch machte.

Hugo schied im Zorn von seinem Vater, er klagte bitter über dessen Härte und Geiz; doch das Fehlschlagen aller seiner Unternehmungen bewies nur zu deutlich, daß das, was er Härte und Geiz genannt, nur weise Vorsicht gewesen war. Binnen kurzer Zeit war die Hälfte des mitgebrachten Capitals in tollkühnen und sinnlosen Speculationen verschleudert, und später gerieth er Betrügern in die Hände, die seine Leichtgläubigkeit und Unkenntniß benützten, um ihm den Rest abzuschwindeln; kurz, er kam um Alles, und er wäre gewiß um Alles gekommen, hätte er auch über Millionen zu verfügen gehabt...

Was sagen Sie nun, Herr Sievers? Kann man es dem Grafen Weine-berg verdenken, daß er mit dem Sohne um den Preis feilschte, für welchen so traurige Erfahrungen eingehandelt werden sollten?

Der Müller starrte sinnend und zweifelnd vor sich nieder, wie Jemand, dessen Ueberzeugung mächtig erschüttert, aber noch nicht völlig zum Wanken gebracht worden ist.

— Wie war es mit dem Compromiß? fragte er kleinlaut.

— Den Compromiß hatte Hugo in Vorschlag gebracht. Sie können sich nach dem Gesagten wol denken, daß er damit eine definitive Regelung seiner Erbschafts-Angelegenheiten bezweckte. Der Vater gab sich die Miene, als betrachte er die Sache von diesem nämlichen Gesichtspunkte aus, indeß wollte er nur verhüten, daß Hugo im Auslande seinen Credit als Erbe eines reichen Mannes mißbrauche, um Schulden auf Schulden zu häufen. Dies wurde denn auch durch die formelle Verzichtleistung, welche der Compromiß enthielt, vollkommen erzielt. Nichts lag dagegen dem alten Grafen ferner, als eine gänzliche oder auch nur theilweise Enterbung seines Sohnes. Er hoffte vielmehr, daß dieser in der Schule des Unglücks seinen jugendlichen Ungestüm und Hochmuth ablegen und dafür sich die fehlende Geduld und Demuth aneignen werde; er hoffte, daß Hugo einst gebessert, geläutert aus der Fremde ins Vaterhaus zurückkehren werde; er hoffte, daß er dann den Reumüthigen versöhnt in seine Arme schließen und zu ihm sagen könne: Die harte Lehre, welche Du empfangen, war Dir nothwendig; jetzt, da ich

weiß, daß Du sie Dir zunutze gemacht hast, setze ich Dich wieder in Deine Rechte ein; sie waren Dir ja nur genommen, um sie Dir unbeschädigt zu erhalten.

Dies waren, ich weiß es aus bester Quelle, die Intentionen des Grafen Werneberg hinsichtlich seines Sohnes. Ich bin sonst sein Lobredner nicht. Er hat sich in seinem vielfach bewegten Leben Manches zu Schulden kommen lassen, denn er war immer ein von heftigen Leidenschaften beherrschter, zur Gewaltthätigkeit hinneigender Mann, und sein großer Reichthum machte es ihm leider nur zu leicht, seine Entschlüsse so rasch zur Ausführung zu bringen, wie sie in seinem unruhig gährenden Kopfe entstanden waren. Ein sehr weiches Herz besaß er nicht, für Tugend hat er nie sehr geschwärmt, seine Grundsätze waren in gewisser Beziehung sehr locker. Aber man kann auch den Teufel zu schwarz malen, und dieses Sprichwort hat sich häufig an ihm bewährt. Er hatte, wie jeder Andere, seine guten Eigenschaften, und zu diesen gehörte die Liebe zu seinen Kindern. Was er auch immer auf seinem Gewissen haben mag, an dem Unglück seines ältesten Sohnes war er nicht schuld.

Eine lange Pause folgte diesen Worten.

Der alte Sievers rieb sich die Stirn und kratzte sich am Kopf und machte eine so tiefsinnige Miene, als grüble er über einen mathematischen Lehrsatz, den er weder fassen, noch bestreiten könne.

— Merkwürdig, sagte er, daß Sie die Gedanken und Beweggründe des Grafen so klar und deutlich auseinanderlegen können, als hätten Sie in seinem Herzen gelesen, wie in einem offenen Buch.

— Sie sind ein sonderbarer Mann, lieber Sievers, entgegnete Nicander, und Widersprüche scheinen Ihnen ausnehmend geläufig zu sein. Sie leiteten Ihre Erzählung mit der Bemerkung ein, daß ich einzelne Theile derselben wahrscheinlich besser kennen möchte, als Sie selber, so daß ich Ihre etwaigen irrigen Ansichten berichtigen könnte. Und nun, da Ihre Vermuthung zutrifft, meinen Sie ein blaues Wunder zu schauen. Ihr Erstaunen wird sich übrigens legen, wenn ich Ihnen sage, daß ich zu der Zeit, da jene traurigen Begebenheiten spielten, sehr häufig mit dem jüngeren Sohne des Grafen Werneberg verkehrte. Später traf ich nicht mehr mit ihm zusammen und habe auch von keiner anderen Seite Näheres erfahren. Was geschah — doch halt, ehe wir weiter gehen, möchte ich Ihnen nur noch die Frage vorlegen: Haben wol die Bewohner von Ronneburg eine Ahnung, daß Sie jener Müller Sievers sind, dessen Tochter mit dem Grafen Hugo verheiratet war?

— Ich habe alle Ursache, zu glauben, daß dies nicht der Fall ist, erwiderte der Müller.

— Indeß hätte doch der Name . . .

— Der Name Sievers kommt hierzulande so häufig vor, wie die Namen Mayer oder Schmidt. Tausende von Menschen heißen Sievers, und unter diesen Tausenden dürften Viele Müller sein. Wüßte man aber auch auf dem Schloß, daß ich der Schwiegervater des verstorbenen Grafen Hugo bin, ein anderes, weit wichtigeres Geheimniß, um das es sich jetzt allein handelt, kennt Niemand, und außer Ihnen, Herr Nicander, soll es auch kein Mensch erfahren.

— Auf meine Verschwiegenheit dürfen Sie rechnen. Wie erging es dem Grafen Hugo und seiner Frau, nachdem sie ihr Vermögen eingebüßt hatten?

— Es erging ihnen schlecht, Herr Nicander, sehr schlecht. Sie mußten sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, doch sie waren Beide nicht daran gewöhnt und geriethen immer tiefer ins Elend. Wäre der alte Graf wirklich der Mann gewesen, den Sie mir schildern, so hätt' er, dünkt mich, dem Sohne unter die Arme greifen müssen; aber er that es nicht. Sie werden mir ohne Zweifel sagen, daß er ja eben die bittere Noth für etwas dem Sohne Zuträgliches hielt — nun, es ist wol möglich, daß er so dachte, ich kanns nicht bestreiten. Dann aber irrte er sich in dem Sohn, denn dieser wurde in der Schule des Lebens nicht gebessert, sondern verschlechtert. Sein stolzer, hochfahrender Sinn schlug in Kleinmuth um, seine überwallende Jugendkraft verwandelte sich in Schwäche, und statt das selbstverschuldete Unglück mit männlicher Fassung zu tragen, statt die Frau, die er in so unverantwortlicher Weise an sein Schicksal gekettet, mit Schonung zu behandeln, brach er in weibische Klagen aus und überhäufte sie mit Vorwürfen, als sei sie die Urheberin seines Mißgeschicks. So gings eine zeitlang fort. Endlich sank ihm vollends der Muth. Hatte er früher dem Vater Trotz geboten, nun kroch er zum Kreuze und flehte um Vergebung. Der Vater war auch nicht abgeneigt, ihm zu verzeihen, aber er stellte eine Bedingung, die ...

— Ich kann mir ganz gut denken, welche, unterbrach Nicander den Erzähler.

— Wie, Sie könnten sich denken ...

— Daß er verlangte, der Sohn solle sich von seiner Frau scheiden lassen. Allerdings kann ich mir dies denken. War es schon zwischen den Eheleuten zu gegenseitigen Vorwürfen und Anschuldigungen gekommen — denn gegenseitig waren sie ganz gewiß — so war es ja auch die hohe Zeit, daß sie sich trennten. Mit einer Scheidung mußte ja doch einmal diese unnatürliche Ehe endigen; sie trug ja den Keim der Zwietracht vom ersten Anbeginn an in sich, nicht — ich theile darin ganz die Ansicht des Grafen Werneberg — nicht weil Mann und Frau ungleichen Standes waren, und nicht weil die Ungleichheit ihrer Bildung eine durchaus unübersteigliche

Schranke zwischen sie stellte, sondern weil sie hinsichtlich des Charakters so ganz und gar nicht harmonirten, und der Mißklang unmöglich ausbleiben konnte.

Sie sind nun freilich der Ansicht, daß an dem Zerwürfniß der Mann allein Schuld war, und es ist dies ein Punkt, über den ich nicht mit Ihnen streiten will. Wahrscheinlich aber würde Ihnen der alte Graf Werneberg sagen können, daß, wie die Briefe der Frau an Sie den Mann als den allein schuldigen Theil hinstellten, die Briefe des Mannes an ihn die Frau der Unverträglichkeit anklagten. Es ist ein wohl zu beherzigendes Wort: Audiatur et altera pars.

— Das versteh' ich nicht.

— Es heißt: Man höre auch die Gegenpartei, ehe man ein Urtheil fällt. — Wurde die Scheidung vollzogen?

— Es kam nicht dazu, aber schon hatte meine Tochter ihre Einwilligung gegeben; denn als ihr Mann die Schamlosigkeit hatte, ihr offen zu erklären, auf welche Bedingungen hin er die Aussöhnung mit seinem Vater ermöglichen könne, war sie viel zu stolz, um Einsprache zu erheben. Die einleitenden Schritte wurden nun sofort gethan, da aber griff das Schicksal ein und bewirkte eine Scheidung anderer Art. Graf Hugo wurde von einer epidemischen Krankheit befallen und starb. — Allein und verlassen, ohne Schutz und ohne Stütze, unter lauter fremden Menschen in dem fremden Lande, wäre nun seine Witwe mit einem kränkelnden Kinde, einem Mädchen von zwei Jahren, dem Schlimmsten ausgesetzt gewesen, wenn ich nicht Alles gethan hätte, was in meinen Kräften stand, ihr hartes Los etwas zu lindern.

— Hätte sich Ihre Tochter an den Grafen Werneberg gewendet ... entgegnete Nicander.

— An ihn, der von seinem Sohne verlangt hatte, daß er sie verstoßen solle? Nein, Herr Nicander, dazu hatte meine Tochter denn doch zu viel Ehrgefühl. Sie konnte, wenn es sein mußte, betteln gehen von Thür zu Thüre, aber lieber wäre sie Hungers gestorben, als daß sie ihn angebettelt hätte.

— Wußte er um ihre traurige Lage?

— Ja, er wußte darum, er bot ihr auch einen beträchtlichen Witwengehalt an, doch sie schlug ihn aus.

— Sie schlug ihn aus! Und hatte doch ein krankes Kind, für das gesorgt werden mußte!

— Eben die Rücksicht auf ihr Kind war für sie ein weiterer Beweggrund, das ihr angebotene Gnadenbrod auszuschlagen. Der alte Graf, der früher verlangt hatte, daß sie sich von ihrem Manne trenne, wollte nun, daß sie sich auch von ihrem Kinde trenne und es ihm übergebe.

— Eine harte Bedingung allerdings, ob aber eine ganz unbillige ...

— Ja, eine durchaus unbillige, mögen Sie dagegen sagen, was Sie wollen. Kann sein, daß Graf Werneberg sonst in Allem, was bis jetzt zwischen uns zur Sprache gekommen ist, Recht gehabt hat — ich glaube wirklich, daß er in Manchem Recht hatte — hierin aber hatte er ganz entschieden Unrecht. Das Kind der Mutter nehmen wollen — es war grausam, es war niederträchtig!

— Es ist übrigens hiebei wohl zu berücksichtigen, Herr Sievers, daß die Mutter eine geborne Müllerstochter, das Kind aber eine geborene Grafentochter war. Wollte Graf Werneberg seine Enkelin in die Rechte ihres verstorbenen Vaters wiedereinsetzen, so war er auch seinerseits zu gewissen Ansprüchen berechtigt. Zu der Zeit, von welcher wir reden, war er kinderlos, denn sein jüngerer Sohn war, kaum ein Jahr nachdem der ältere sich nach Amerika eingeschifft hatte, in Folge eines Sturzes vom Pferde gestorben. Der doppelt schmerzliche Verlust hatte den Grafen tief gebeugt, seine einzige Hoffnung beruhte nur noch auf der Enkelin. Dürfen wir uns darüber wundern, daß er den sehnlichen Wunsch hegte, dieser Enkelin, der nunmehr alleinigen Erbin seines gesammten Vermögens, eine ihrem Range und ihren glänzenden Aussichten entsprechende Erziehung zu geben? Hiebei aber konnte ihm die ungebildete, eigenwillige und ihm so feindlich gesinnte Mutter nur hinderlich sein, und eine gewisse Beschränkung ihrer mütterlichen Autorität — denn um eine solche handelte es sich doch wol allein — mußte ihm allerdings als durchaus nothwendig erscheinen. Kennen Sie genau die Grenzen der vorgeschlagenen Beschränkung?

— Das nicht, denn meine Tochter sprach hierüber in ihren Briefen nur ganz im Allgemeinen. Sie sprach aber darüber mit einer Entrüstung, die deutlich genug die ihr gemachten Anträge kennzeichnete, und die daher auch wir, ihre Eltern, theilten.

— Obgleich auch hier wieder Vieles bloße Vermuthung war? Nun, wir werden wol später einmal darauf zurückkommen. Wie verlief der sonderbare Handel?

— Ei nun, er scheiterte an der entschiedenen Weigerung Susannens, dem Schwiegervater in irgend einer Weise Zugeständnisse zu machen. Als sie aber dann zu der Entdeckung gelangte, daß er sie von Spähern beobachten lasse und Anstalten treffe, mit Gewalt durchzusetzen, was er auf gütlichem Wege nicht hatte erlangen können, da faßte sie den Vorsatz, sich seinen Nachstellungen durch die Flucht zu entziehen. Sie machte das Wenige, was sie noch besaß, zu Geld, verließ Amerika und kehrte hieher zurück.

— Zu Ihnen?

— Nein, bei mir mußte ihr Schwiegervater sie am ehesten suchen und

finden; und fand er sie, wie vermochte sie sich dann den Uebergriffen eines Mannes zu erwehren, dem Reichthum, mächtiger Einfluß und seine Eigenschaft als natürlicher Vormund des Kindes so wirksame Waffen gegen sie an die Hand gaben?

— Wohin wendete sie sich dann?

— Nach Ronneburg.

— In das Schloß Desjenigen, dem sie entrinnen wollte?

— Das Schloß war damals unbewohnt; sie hatte an dem Castellan einen treuen Verbündeten und war dort sicherer als sonst irgendwo. Zudem bestimmten sie auch andere Gründe, gerade Ronneburg zum einstweiligen Aufenthalt zu wählen. Diese Gründe kenne ich jedoch nicht genau. Susanna und ihr Mann hatten nach ihrer Trauung eine zeitlang auf dem Schloß in gänzlicher Verborgenheit gelebt, und sie hatte, so scheint es, eine Vermuthung, daß ihr Mann bei der Abreise von dort Papiere zurückgelassen habe, die ihr von größter Wichtigkeit waren, Papiere, die sich auf die mit seinem Vater geschlossene Uebereinkunft beziehen mochten. Ob sie übrigens ihren Wunsch erfüllt sah, diese Papiere an sich zu bringen, kann ich nicht sagen; ich habe hierüber nie etwas erfahren.

Meine unglückliche Tochter war krank, als sie auf dem Schloß anlangte — Gram und Elend und die Anstrengungen der weiten Reise hatten ihre Gesundheit zerstört und ihre Kraft erschöpft. Die Krankheit nahm einen schnellen Verlauf; schon nach einigen Wochen erhielt ich die Trauerkunde, daß sie gestorben sei.

— Und das Kind? Was wurde aus dem Kinde?

Ein leises Pochen an die Thür verhinderte die Antwort des Müllers. Er erhob sich, um nachzusehen, wer draußen sei.

Es war die Kammerfrau der Generalin, die an Herrn Nicander die Frage zu stellen hatte, ob er ihre Herrin empfangen könne.

Einige Augenblicke später saß die Generalin auf dem nämlichen Platz, auf welchem während des vorhergehenden langen Gesprächs der Müller gesessen hatte.

Merkwürdigerweise konnte jetzt Nicander die Tageshelle sehr wohl ertragen; der grüne Schirm war beiseite geschoben worden.

Sievers aber war mit einer so sinnenden Miene, wie man sie noch nie an ihm wahrgenommen hatte, in die Mühle hinuntergegangen.

Was dem alten Mann heute an dem einen Stirnrad so auffallend sein mochte, daß er eine halbe Stunde lang unverwandten Blickes darauf hinstarrte, als habe er so ein großes, sich drehendes Ding noch nie im Leben gesehen, darüber zerbrachen sich die Müllerknechte vergeblich die Köpfe.

Fünftes Capitel.

Klagen über das schwedische Manuscript.

Der Leser braucht nicht gerade ein Arzt zu sein, um sich zu sagen, daß, wenn Nicander so lange Gespräche, wie das im vorigen Capitel mitgetheilte, führen konnte, er auch wohl genug sein mußte, um sich von der Mühle nach dem Schloß transportiren zu lassen, wo er doch nun einmal hingehörte.

Mir ist es schon längst aufgefallen, daß er doch eigentlich viel länger, als es gerade nöthig war, die Gastfreundschaft des alten Strevers in Anspruch nahm, und ich fürchte, daß das oftterwähnte Manuscript hier der historischen Wahrheit nicht vollkommen Genüge thut, weiß aber freilich nicht anzugeben, wo der Fehler steckt: ob in der mangelhaften Schilderung von Nicander's Krankheitszustand, oder in der Uebergehung von anderen gleich wichtigen Umständen.

Ich ersehe aus dem Manuscript weiter nichts, als daß Nicander am Tage nach jenem aufregenden Gespräch, statt, wie zu erwarten war, sehr bedenkliche Symptome eines Rückfalls zu zeigen, das Bett zu erstenmale verlassen konnte, daß er nach weiteren drei Tagen ganz munter in der Mühle herumspazierte, fünf Tage später endlich von der Müllersfamilie einen herzlichen Abschied nahm und in der gelben Staatscarrosse nach Ronneburg hinüberfuhr.

Was er in dieser Zeit mit dem Müller noch weiter für Gespräche führte und wie sich sein Verhältniß zu der Enkelin des Müllers noch weiter entwickelte, darüber schweigt mein Gewährsmann, und folglich muß auch ich schweigen.

Eigentlich thut es mir leid, schon jetzt die Mühle verlassen zu müssen. Wie wenig Interessantes haben wir dort erlebt! Und wenn ich nun bedenke, was sich daselbst Alles hätte zutragen können! Du lieber Himmel, der Ort war ja zum Schauplatz spannender Begebenheiten wie geschaffen. Statt spannender Begebenheiten haben wir nun aber nichts als ein paar entsetzlich lange Gespräche.

Gewiß, der Stoff dieser wahren Geschichte ist jammervoll verpfuscht worden; hätte ich ihn ganz nach meinem Gutdünken verarbeiten dürfen wahrhaftig, Ihr hättet ganz andere Dinge zu hören bekommen.

Ich hätte, wie schon früher gesagt, aus dem Ex-Obermüller Blattner einen ganz niederträchtigen, ausbündigen Schurken gemacht; und nichts wäre mir leichter gewesen, denn habe ich auch leider nie das Glück gehabt, mit so einem recht hundsföttischen, ruchlosen Strolch und Galgenvogel in intime Beziehungen zu kommen, so daß ich ihn unmittelbar nach der Natur hätte

zeichnen können — was thuts? — der erste beste französische Roman — die französischen Romandichter scheinen jenes Glück häufig zu genießen — hätte mir ja ganz gewiß das allerschönste Urbild eines solchen Lumpenkerls geliefert.

Und er hätte, weil ihn Sievers in schimpflicher Weise aus dem Dienst gejagt, einen Act der Rache ausüben sollen, bei dessen Schilderung Euch das Blut in den Adern erstarrt wäre.

Konnte er nicht zum Beispiel an den Schleußen etwas in Unordnung bringen und so die Mühle unter Wasser setzen? Oder konnte er nicht an dem Räderwerk Schrauben lockern, Zapfen ausheben oder sonst einen Unfug verüben, so daß die ganze Maschinerie mit einem furchtbaren Krach auseinanderplatzen und mehrere Menschen elendiglich verstümmeln mußte? Oder, falls er es etwa ganz besonders auf einen Müllerknecht abgesehen hatte, der seine Betrügereien entdeckte und verrieth, konnte er dann nicht diesem hinterrücks einen Fußtritt geben, so daß er kopfüber auf das große Wasserrad hinunterstürzen und zu Brei zermalmt werden mußte? Oder konnte er — — halt, jetzt hab' ichs!

Ihr werdet ohne Zweifel noch die Beschreibung in frischem Gedächtniß haben, die ich Euch vom Innern der Mühle gegeben? Nun gut, Ihr erinnert Euch also auch der sogenannten Königswelle, einer aalglatten eisernen Walze von Armesdicke, die von Unten bis Oben durch alle Stockwerke reicht und eine Unzahl von Rädern in Bewegung setzt. Nun müßt Ihr aber wissen, daß diese Königswelle ein sehr gefährliches Ungethüm ist, indem sie nämlich, so oft Jemand in ihre Nähe kommt, mit absonderlicher Gier nach seinen Rockschößen, seinen Hemdärmeln oder seinem Halstuch schnappt und das Erfaßte blitzschnell aufwickelt, wie eine Spindel den Faden.

Der Unglückliche, der in dieser Weise gepackt wird, macht erst die verzweifeltsten Anstrengungen, um, im Kreise laufend, seinem aufgerollten Kleidungsstücke zu folgen, doch die Drehung der Walze ist zu schnell, er verliert den Boden unter den Füßen, nimmt endlich, den Gesetzen der Centrifugalkraft gehorchend, eine schwebende horizontale Stellung ein und wird nun in dieser — vorausgesetzt, daß das besagte Garderobestück nicht reißt — so lange herumgewirbelt, bis die Mühle zum Stehen gebracht worden ist, was aber häufig erst dann geschieht, wenn er den Geist aufgegeben hat.

Nehmen wir nun Folgendes an:

Der Ex-Obermüller hat sich im Dunkel der Nacht in die Mühle geschlichen. Mittels des Aufzuges — Ihr erinnert Euch ja des Bretes, auf welchem man, wie von Geisterhänden getragen, durch die Luft entführt wird — mittels des Aufzuges, sag' ich, ist er unhörbar bis zum dritten Boden hinaufgeschwebt und hat sich zwischen den dort stehenden Kornsäcken versteckt, um auf den Unglücklichen zu lauern, der seiner Rache geopfert werden soll.

Eine halbe Stunde hat er hier zugebracht, schon zweifelt er, ob der Verhaßte kommen wird.

Da aber hämmert plötzlich das Herz des Bösewichts stärker in seiner niederträchtigen Brust und seine hundsföttischen Augen leuchten vor wilder Mordgier in der Dunkelheit wie die eines Raubthieres, denn er hört den Müllerknecht jetzt herannahen.

Da biegt er langsam um die Ecke — nun tritt er in den matten Schein der Lampe — ja, er ists, Blattner erkennt deutlich die bemehlte Gestalt; sie trägt, wie immer in kühlen Nächten, um den Hals das lang herabhängende wollene Tuch.

Auf dieses Tuch ist sein ruchloser Plan gegründet; bald wird es die Kehle, aus welcher jene ihm so verderbliche Anklage drang, zusammenschnüren, daß selbst das Todesröcheln darin ersticken muß.

Der dem Untergange geweihte Müllerknecht kommt näher; er reckt sich und streckt sich und blinzelt schlaftrunken in den Drümel, ob es wol wieder Zeit ist, frisches Korn hineinzuschütten.

Der Ex-Obermüller weiß, daß der Gang fast leergelaufen ist und daß der Müllerknecht, sobald er dies gewahr wird, einen der Säcke, zwischen welchen er lauernd hockt, zum Behufe des Nachschüttens an den Drümel schleppen wird.

Der Müllerknecht reibt sich die Augen, schaut noch einmal in den Drümel und tritt gähnend näher.

Schon ist er dem grimmigen Feinde auf Armeslänge nahe — jetzt greift er nach dem ihm zunächst stehenden Sack — da aber schnellt der Ex-Obermüller wie eine Stahlfeder vom Boden auf und stürzt sich, einem hungrigen Tiger gleich, mit rasender Wildheit auf den nichts Ahnenden. Ein kurzer, heftiger Kampf, ein Zerren und Drängen nach der Königswelle hin, ein unterdrückter Schrei — ha! — die aalglatte Welle hat das lange wollene Tuch erfaßt — die gräßliche Unthat ist vollbracht!

Mit einem teuflischen Grinsen steht der Ex-Obermüller da und weidet sich an den Qualen seines Opfers.

Er sieht, wie dessen fest zusammengeschnürter Hals dicht an das kalte, glatte Eisen gepreßt ist; er sieht, wie sein Opfer, im Cirkel herumgerissen, der unerbittlichen Centrifugalkraft unterliegt. Jetzt schwebt der Unglückliche schon frei in der Luft, mit furchtbarer Schnelligkeit wirbelt sein Körper um den Mittelpunkt des Krümmungskreises und schlägt hier und dort und überall auf seinem schaurigen Wege an die scharfen Kanten des Gebälks, an die zackigen Räder des Getriebes.

Der Mörder empfindet bei diesem Anblick eine cannibalische Wollust; er erwartet mit heißer Gier den Zeitpunkt, wo die zerschlagenen, auseinandergerissenen Glieder des Sterbenden stückweise, pfund- und lothweise, gleich

Steinen, die aus einer Schleuder geworfen werden, nach allen Richtungen fortgewirbelt werden müssen.

Da aber duckt er sich plötzlich wieder hinter den Kornsäcken nieder und kriecht mit der Behendigkeit einer Schlange lautlos über den Boden nach dem Aufzuge hin, denn er hat gehört, wie Jemand mit schweren Tritten die Treppe heraufkommt — wahrscheinlich der Müller Sievers, der seine nächtliche Runde macht.

Blattner tritt auf das Bret, dieses fährt mit der Schnelle des Gedankens in die Tiefe hinab; es hat ihn Niemand gehört, Niemand gesehen, er ist glücklich entkommen.

Drunten bei der Thür angelangt, bleibt er noch einen Moment stehen. Da hört er die gewaltige Stimme seines früheren Herrn hinunterrufen, daß ein Unglück geschehen sei und daß man augenblicklich die Mühle abstellen solle.

— Hölle und Teufel, murmelt Blattner erblassend in den Bart, wenn sie ihm jetzt schon zu Hilfe kommen — noch ists zu früh, noch könnt' er gerettet werden — und er hat mich erkannt — ich wäre verloren!

Hier hätte ich nun das interessante Capitel geschlossen, hätte den unglücklichen Müllerknecht ruhig fortmachen lassen und meine ängstlich nach Luft schnappenden Leser hundertundzwanzig Meilen weg nach dem Comersee geführt, um sie während einiger Wochen zu Zeugen äußerst spannender Auftritte zwischen dem Prinzen Otto und der schönen Therese Fellenbach zu machen. Und erst nachdem ich dort eine ebenso pikante Situation herbeigeführt, erst nachdem ich eine Frage, wie zum Beispiel die: ob Therese in den Wellen des Sees den gesuchten Tod gefunden, oder ob der Prinz dem ihm beigebrachten Gift erlegen sei, so fein zugespitzt hätte, daß die Lösung in der nächsten Zeile erwartet werden konnte, erst dann wäre ich nach der Aumühle zurückgekehrt, um den Müllerknecht die furchtbaren Centrifugalschwingungen beendigen zu lassen.

Und nun frage ich Dich, theuerster Leser, ist es nicht für uns Beide recht traurig, daß ich, der ich eine solch centrifugale Phantasie besitze, eine wahre und nicht eine frei erfundene Geschichte schreibe?

Doch ich muß jetzt wieder zurückblättern, denn ich habe rein vergessen, von was ich eigentlich reden wollte.

Ah, nun weiß ich es und kann frischweg einlenken.

Nicander fuhr also in der gelben Staatscarrosse nach Ronneburg, wo die Kunde von seiner Rückkehr bei den verschiedenen Bewohnern sehr ungleiche Gefühle hervorgerufen hatte.

Fräulein Ernestine Bimbach schwamm bei dieser Gelegenheit in Thränen.

Ich weiß nicht, welch wehmuthsvolle Betrachtungen sich bei ihr geltend gemacht haben mochten. Möglich, daß die fortgesetzte Weigerung des kranken Nicanders, sie zu sehen, ihre Hoffnungen — auf was? ich kann es nicht sagen — doch ein wenig herabgestimmt hatte; wenigstens verrieth sich eine gewisse Hoffnungslosigkeit in einem auf rosenrothem Papier geschriebenen und die Ueberschrift: „Die Unbekannte" tragenden Gedicht, welches Nicander bei der Heimkehr auf seinem Schreibtische fand.

Es ist mir leider nur vergönnt, die letzte Strophe dieses Gedichts hier anzuführen; sie lautete:

„Nicht ewig wallen wir auf Erden,
Was hier nicht wird, kann droben werden;
Drum will ich mich in Dunkel hüllen
Und treu Dich lieben ganz im Stillen.
Ich geh' jetzt in den Hain hinein,
Mit meiner Pein allein zu sein!"

In später Abendstunde aber spielte das Fräulein auf dem Balcon wieder die Lorelei und sang mit buchstäblich in heißer Sehnsucht schmelzender Stimme zur Guitarre:

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auch zwei Flügel hätt',
Flög' ich zu Dir.
Weil's aber nicht kann sein,
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier."

Nicander dankte seinem und ihrem Schöpfer, daß er ihr nicht zwei Flügel verliehen und schloß hastig das Fenster.

Eine ganz andere Begrüßung wurde Nicander von Seite des Majors und des Barons zu Theil. Beide hatten, wie wir wissen, zuversichtlich darauf gerechnet, den Verhaßten nie wieder auf Ronneburg zu sehen, und Beide waren, da er nun dennoch kam, fester denn je entschlossen, ihn mit kränkender Verachtung zu behandeln.

— Sie werden sich nun doch mit ihm schlagen müssen, sagte der Baron zu dem Major.

— Ich werde ihn so lange irritiren, bis er mich fordert, betheuerte der Major mit ernster Miene, indem er seinen Schnurrbart zu zwei spitzen Speeren zusammendrehte, als wünsche er, jetzt gleich seinen Gegner damit zu durchbohren.

Um nun mit der kränkenden Behandlung sofort einen hübschen Anfang zu machen, postirten sich die beiden Verschwornen, als die gelbe Staatscarosse in den Hohlweg einbog, dicht neben dem Eingang zum Thurm. Hier nahmen sie die ganz gleiche und zwar eine höchst martialische Haltung an, das heißt, sie drückten den Hut tief in die Stirne herab, kreuzten die Arme über die Brust und streckten das eine Bein etwas vor. In dieser

Positur, in welcher Jeder von ihnen wie ein schlecht gemachter Napoleon aussah, schauten sie finsteren Blickes Nicander und seinen Bedienten an, als sie aus dem Wagen stiegen und sich in den Thurm begaben. Nicander grüßte, indem er an ihnen vorüberging, sehr höflich; doch sie regten sich nicht, um seinen Gruß zu erwidern.

— Das war doch gewiß eine furchtbare Beleidigung, schnaubte der Major, als sich die Thurmthür hinter Olaf Dahlbom geschlossen hatte.

— Ein echter Cavalier würde es unfehlbar als eine solche aufnehmen, grunzte der Baron.

— Und uns Beiden eine Erklärung abfordern.

— Horch, was ruft da der lange Galgenschwengel, der Olaf Dahlbom, zum Fenster hinaus?

— Pundhufond sagt er. Kommen Sie, Odenfeld, mit einem so gemeinen Kerl dürfen sich anständige Leute nicht einlassen.

Eine halbe Stunde nachdem Nicander zurückgekehrt war, verließ er seinen Thurm und ging ins Schloß hinüber zur Generalin.

Sie stand, als er bei ihr eintrat, mitten im Zimmer. Eine reiche und geschmackvolle Toilette hob aufs Vortheilhafteste die üppigen Reize ihrer prächtigen Gestalt hervor; ein strahlendes, glückliches Lächeln erhöhte die Anmuth ihres schönen Gesichts. Noch nie war sie Nicander in einer solchen Glorie von Majestät und Holdseligkeit erschienen.

Er ging ihr rasch, sie ihm langsam, schüchtern entgegen und — Eines ruhte an der Brust des Anderen.

— Vor drei Wochen hätt' ich auf diese selige Stunde nicht zu hoffen gewagt, meine geliebte Adelgunde, sagte Nicander, indem er mit der Hand ihr glühendes Antlitz von seiner Schulter hob und ihr voll Entzücken in die Augen schaute.

— Nie werd' ich Gott inbrünstig genug danken können, daß er mein heißes Flehen erhört und Dich mir erhalten hat, mein Richard, antwortete die Generalin und wand sich sanft aus seinen Armen.

Er führte sie zum Sofa und Beide nahmen Hand in Hand darauf Platz.

— Daß Du um mein Leben flehtest, daß es mir durch D e i n e unermüdliche Sorgfalt wiedergegeben wurde, hat mir erst das Leben theuer gemacht, Adelgunde.

— Möcht' ich es Dir nun auch dauernd versüßen können, das ist mein höchster Wunsch; aber ach, wie wenig hab' ich Dir zu bieten!

— Millionenmal mehr, als ich Dir je vergüten könnte, da Du mir ja Deine Liebe schenktest.

— So schlägst Du den Werth der Deinen, die Du mir zum Gegengeschenk machst, so gering an, Selbstlästerer?

— Die Deine kommt leichtfüßig und anmuthig, im Gefolge holder Grazien; die meine, wenn auch voll Innigkeit, hinkt schwerfällig einher und stützt sich auf Amor's Bogen wie auf eine Krücke.

— O nein, mein Richard, wenn Etwas hinkt, so ist es Dein Vergleich. Die Grazien sind mir leider schon abtrünnig geworden; sie werden mich ganz und gar verlassen haben, ehe Amor's Bogen in Deiner Hand zur Krücke wird.

Genügt Euch diese Probe von dem Liebesunsinn des alten Nicander und der nicht mehr jungen Generalin?

Ich denke, ja.

Ihr seht daraus, wie sie mit einander standen, und könnt daraus schließen, wie trefflich die Generalin die Krankheit ihres bejahrten Anbeters zur Förderung ihrer ehrgeizigen Pläne benützt hatte.

Wie sie endlich ans Ziel gelangte, das brauche ich Euch wahrlich nicht eingehend zu schildern. Es sitze eine schöne Frau täglich stundenlang am Krankenlager eines Mannes; sie lasse ihre sanft schmachtenden Augen mit dem Ausdruck inniger Theilnahme auf seinem Antlitz, ihre weiche Hand mit zärtlicher Sorge auf seiner schmerzenden Wunde ruhen; sie lasse, wie im Kampf zwischen nagender Angst und ermuthigender Hoffnung, ihren Lippen Worte entschlüpfen, die ihre Liebe verrathen; sie breche dann, wie in holder Scham über ihre Schwäche, in Thränen aus — sie mache diesen und ähnlichen Hokuspokus mit der vollendeten Virtuosität der Generalin, und der kranke Mann wird, wenn er nur ein rechter Mann ist und noch einen einzigen Funken gesunden Lebens in sich hat, bald Feuer und Flamme sein.

— Sei weniger grausam, meine geliebte Adelgunde, bat Nicander im Laufe, oder vielmehr am Schluß des Gesprächs, ich bin nun doch einmal trotz Allem, was Du mir schmeichelnd sagst, ein alter Mann und muß mit der Zeit haushälterisch umgehen, damit ich keinen glücklichen Tag verliere. Kluge Oekonomie ists, was mir gebietet, auf die Beschleunigung unserer Trauung zu dringen.

— Was doch Alles die Berufung auf Deine Jahre beschönigen muß! lachte verschämt die Generalin.

— Also der Tag Deiner Abreise?

— Ist morgen. Bist Du nun zufrieden?

— Und Du versprichst mir, in Hamburg Deine Anordnungen möglichst zu beeilen?

— Ich verspreche es Dir.

— So daß ich Dir in acht Tagen folgen kann?

— Wenn keine unerwarteten Verzögerungen eintreten, ja.

— Wie gern ginge ich gleich mit Dir!

— Und wie lieb wäre mir Deine Begleitung! Aber wir dürfen das Verbot des Arztes nicht übertreten, mein theurer Richard.

— Um den Arzt kümmere ich mich wenig; nicht seinen Pflastern und Salben habe ich meine Rettung zu danken, sondern Deiner liebevollen Pflege.

— Ich mag einen Glauben nicht bestreiten, der mich so hoch beglückt. Denke denn auch, daß nicht der Arzt, sondern daß ich Dich dringend bitte, Dir noch acht Tage Ruhe zu gönnen.

— Ich will es denken und — gehorchen. Reden wir von anderen Dingen. Dein Aufbruch von hier wird unter unseren theuren Verwandten ein ungeheures Aufsehen erregen. Was werde ich Dir wol noch Alles von ihnen zu erzählen haben, wenn wir uns wiedersehen! Ob sie wol eine Ahnung haben von den außerordentlichen Dingen, die sich binnen Kurzem vollziehen werden?

— Gingen wir zusammen von hier fort, so würde ihnen wol eine Ahnung aufsteigen.

— Von unserer baldigen Verbindung, meinst Du? Nun, davon allerdings; aber von dem furchtbaren Strafgericht, das über sie baldigst ergehen wird?

— Sei gnädig gegen sie, mein Richard; diese Leute sind zu verächtlich, als daß wir uns an ihnen rächen dürften.

— Ich will ihr Schicksal in Deine schöne Hand legen, Adelgunde. Nur mache ich dabei eine Bedingung. Unter einem reich mit Gold und Perlen gestickten Baldachin von carmoisinrothem Sammt sollst Du in fürstlichem Staate thronen. An Deiner Stirn soll ein Diadem von unschätzbaren Diamanten glänzen. Die Verwandten aber sollen in chinesischer Tracht vor Dir erscheinen, mit Schnabelschuhen, langen Zöpfen und gelb angemalten Gesichtern. Und auf allen Vieren sollen sie an die Stufen Deines Thrones herankriechen und einundachtzigmal — neunmal für jede der neun Kugeln Deiner Grafenkrone — die Erde küssen. Nachdem ihnen dann noch Olaf Dahlbom die Bastonade ertheilt hat, magst Du ihnen hochherzig verzeihen, ihnen auch Jahrgehalte aussetzen, geringere oder größere, je nachdem es Dir Deine Großmuth eingibt. Die chinesische Tracht aber dürfen sie nicht ablegen, ehe sie das Schloß verlassen haben.

Die Generalin lachte über den drolligen Einfall, aber trotz des Lachens zeigte sich auf einen Moment auf ihrem Antlitz ein Zug von Haß und Rachgier, aus welchem man den Verwandten Schlimmeres hätte prophezeien können, als Alles, was sie von Seite Nicander's zu befürchten hatten.

Sechstes Capitel.

Das große Geheimniß des Ex-Obermüllers.

Wie zu erwarten war, erregte die Tags darauf erfolgende Abreise der Generalin unter den Schloßbewohnern ein ungeheures Aufsehen. Daß die Generalin auf längere Zeit Ronneburg zu verlassen gedenke, ging klar und deutlich daraus hervor, daß eine Unmasse von Koffern, Kasten und Schachteln, welche die gelbe Staatscarrosse nicht fassen konnte, auf einen Leiterwagen gepackt und ihr bis zur Eisenbahn-Station nachgeschickt wurde. Als aber einen Tag später in ihrer Wohnung die Vorhänge heruntergenommen und die Fußteppiche entfernt wurden, und als man nun auch diese Dinge nebst Silbergeräth, sowie einige werthvolle Mobilien einpackte und auf den Leiterwagen lud, und endlich sogar die Kammerfrau der Generalin diesen bestieg und mit Allem, was dran und drauf war, von dannen fuhr, da wurden die Verwandten zu ihrem größten Erstaunen gewahr, daß es sich hier nicht um eine zeitweilige Entfernung, sondern um ein Scheiden auf immerdar handle.

Die Neugierigsten unter ihnen, nämlich der Major und seine Schwester, Frau v. Osten, hatten Alles aufgeboten, um der Kammerfrau das hochwichtige Geheimniß zu entlocken, doch diese hatte nicht das Mindeste verrathen, was ich ihr, beiläufig gesagt, als ein großes Verdienst anrechnen würde, wenn ich nicht aus guten Gründen annehmen müßte, daß sie aus völliger Unkenntniß schwieg.

Da nun die Verwandten nichts erfuhren, so konnten sie sich nur in Vermuthungen ergehen, aber darin leisteten sie auch Erstaunliches; ganze Druckbogen könnte ich mit den Hypothesen füllen, die nach einander aufgestellt und eifrig debattirt wurden. Frau v. Osten traf endlich den Nagel auf den Kopf.

— Ihr seid Alle im Irrthum! rief sie in großer Aufregung. Die Generalin hat nicht das große Los gewonnen, sie ist nicht in ihren Posten als Hofdame wieder eingesetzt worden und ihre Abreise steht nicht mit der scandalösen Liaison ihrer Tochter mit dem Prinzen Otto in Verbindung, nein, es handelt sich hier einzig und allein um ihre bevorstehende Vermählung mit dem Wallfischfänger.

— Ich würde Ihrer Meinung beitreten, Cousine, sagte Fräulein Blandina, wenn ich nur begreifen könnte, warum sie allein fortgeht, er aber zurückbleibt.

— Ei, nichts ist leichter zu erklären als das. Sie reist voraus, um den nöthigen Hochzeitsstaat einzukaufen, und er bleibt zurück, weil seine Kopfwunde noch nicht vollkommen geheilt ist.

— Diese Kopfwunde mag der Generalin bei ihren Bemühungen, ihn zu ködern, sehr zu Statten gekommen sein.

— Allerdings, denn man muß nothwendig hirnwund sein, um sich von ihr ködern zu lassen.

— Wie boshaft Sie doch immer sind, Cousine — hah ha!

In einem Punkte herrschte unter den Verwandten die vollkommenste Harmonie: sie freuten sich Alle in gleichem Maße über die Abreise der Generalin; sie fühlten sich von einem Drucke erlöst, der schwer auf ihnen gelastet hatte; sie durften jetzt frei aufathmen, sich frei bewegen, brauchten nicht mehr tausend Rücksichten zu nehmen, konnten endlich auch einmal die Herren spielen.

Das Spiel begann damit, daß eines blauen Morgens Frau v. Osten ihre sämmtlichen Mobilien in die leeren Zimmer hinüberschaffen ließ, welche bis jetzt die Generalin bewohnt hatte.

Der kecke Handstreich war vollführt, noch ehe die Anderen es gewahr wurden.

Diese wünschten nun zwar nichts sehnlicher, als das annectirte Gebiet zurückzuerobern, doch hinsichtlich der Ausführung konnten sie sich nicht einigen, weil es Jeder für sich in Anspruch nahm. Und so ging es denn hier wie manchmal in der hohen Politik: man bequemte sich, der vollendeten Thatsache Rechnung zu tragen.

Frau v. Osten hatte richtig calculirt. Sie hatte eine orientalische Frage en miniature geschaffen. Sie hatte sich zur „kranken Frau“ gemacht, die man im Besitz ihres Gebietes lassen mußte, weil keiner ihrer Neider auch nur den geringsten Theil davon seinem Mitneider gönnte.

Aber freilich war der große Vortheil nur durch große Opfer errungen worden: ihre Freundschaft mit Fräulein Blandina war für alle Zeiten zu Ende, mit ihrem Bruder hatte sie sich aufs Heftigste entzweit, der Baron schwor ihr ewigen Haß und Fräulein Ernestine machte Spottgedichte auf sie — kurz, sie fühlte sich vollständig isolirt.

Dies war die erste Folge, welche die Abreise der Generalin nach sich zog, die einzige aber war es nicht.

Der Major wollte nun endlich seine lange verkannten Rechte als nächster Cognat zur Geltung bringen, doch die Mittel, deren er sich zu diesem Zwecke bediente, fanden so wenig die Billigung des Barons, daß es zwischen den Beiden zu einem stürmischen Auftritt kam, der mit einem förmlichen Bruch endigte.

Der wahrheitsliebende Major behauptete zwar später, das Zerwürfniß sei allein daraus entsprungen, daß er dem Baron über die Verwüstungen, welche dieser seit der Abreise der Generalin im Taubenschlag anrichte, Vorstellungen gemacht habe; doch der nicht minder glaubwürdige Baron bestritt,

dies, indem er auf die lächerliche Anmaßung des Majors hinwies, der — anderer Narrheiten gar nicht zu gedenken — einen bettelhaften Landstreicher in eine hellblaue Livrée mit scharlachrothen Borten und Quasten gesteckt und sich nun von diesem sogenannten Kammerdiener, sowie von dem gesammten Hausgesinde „gnädiger Herr“ tituliren lasse.

Die beiden Schwestern Bimbach konnten sich auch von nun an nicht mehr vertragen.

Fräulein Blandina zog mit ihren sechs Katzen in die frühere Wohnung der Frau v. Osten hinüber, wo sie den alten Hader wegen des vom Baron erzeugten Rauches aufnahm und mit großer Erbitterung fortsetzte. Kurz, Alles auf dem Schloß war in einem Zustande der Gährung und Auflösung; es fehlte seit dem Wegzuge der Generalin die Autorität, welche die Leidenschaften immer noch nothdürftig im Zaume gehalten hatte; jetzt aber fesselte diese nichts mehr, und es entbrannte ein wüthender Krieg Aller gegen Alle.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß Nicander und Bernhard Günther von dem, was sich auf dem Schlosse zutrug, die genaueste Kunde erhielten. Der Erstere fand sich dadurch sehr belustigt, den Letzteren jedoch ekelte es an.

Der junge Gärtner war überhaupt nicht in der Stimmung, irgend etwas, sei es was es wolle, von der heiteren Seite aufzufassen. Der Aufenthalt auf Romneburg war ihm aus Gründen, die wir kennen, in hohem Grade verleidet worden, und gern wäre er auf- und davon gegangen, wenn er es nicht für einen Ehrenpunkt gehalten hätte, die einmal übernommene Arbeit zu Ende zu führen.

Manches war in letzterer Zeit hinzugekommen, was seine Mißlaune noch steigerte. Nichts aber ärgerte ihn so sehr, als das rohe Benehmen des Majors gegen seine Schützlinge, die Blattners.

Kaum war nämlich die Generalin fortgezogen, als es der Major angemessen fand, seine Machtvollkommenheit als nächster Cognat auch dadurch zu bethätigen, daß er verschiedene Personen, welche sich der Gunst jener Frau zu erfreuen gehabt, in sehr gewaltsamer Weise aus dem Schlosse vertrieb.

Zu diesen Personen zählten die Blattner; sie wurden ohne Umstände ihres Asyls beraubt und mußten mit Sack und Pack abziehen.

Bernhard remonstrirte hiergegen mit aller Macht, doch ohne den geringsten Erfolg.

Der Major erwiderte auf seine Vorstellungen nur, daß Blattner nicht selten spät Abends im betrunkenen Zustande nach Hause gekommen sei und dadurch seine Ausweisung selbst verschuldet habe.

Bernhard forderte nun den alten Böhme auf, zu Gunsten der Obdachlosen seine amtliche Autorität geltend zu machen.

Böhme zuckte die Achseln und weigerte sich entschieden, in dieser Sache zu interveniren.

Zuletzt begab sich Bernhard auch noch in den Thurm zu seinem Onkel Nicander und bat diesen um seine Vermittlung.

Nicander antwortete in spöttischem Tone, daß, wenn es dem Major beliebe, das Schloß an allen vier Ecken anzuzünden, er ihm selbst dieses nicht wehren würde.

— Je ärger es der nächste Cognat treibt, so schloß er, desto mehr finde ich an ihm Gefallen; möchte er nur recht Tolles ersinnen.

— Nun gut, ich werde mich selber der armen Leute annehmen, sagte Bernhard ärgerlich und ging ins Dorf hinunter.

Hier miethete er ein paar kleine Zimmer, ließ sie, so gut es in der Eile nur immer ging, wohnlich einrichten und logirte daselbst die Vertriebenen ein.

Die unglückliche Frau dankte ihm, als er sie am Abend in ihrer neuen Wohnung besuchte, unter heißen Thränen der Rührung.

Blattner stand bleich und verstört dabei und starrte unverwandten Blickes zu Boden; kein Wort kam über seine Lippen. Er mochte sich sagen, daß diese neue Wohlthat ausschließlich seiner Frau und seinem Kinde, nicht aber ihm selbst erwiesen sei, und er sagte sich alsdann die Wahrheit.

Bernhard war in der That höchlich gegen ihn aufgebracht, nicht nur wegen des öfteren Rückfalls in die alten lasterhaften Gewohnheiten, sondern namentlich wegen der ganz eigenthümlichen Verstocktheit, die sich seit einiger Zeit in erhöhtem Maße in seinem Wesen kundgab.

Es war, als brüte er mit verbissenem Grimm über etwas nach, was ihm schwer auf dem Herzen liege, etwas, das ihm Unruhe und heftigen Aerger verursache.

So oft ihm Bernhard in das düstere blasse Gesicht sah, war er scheu seinem Blicke ausgewichen, wie Jemand, den das böse Gewissen quält. Bernhard hatte dann immer einen großen Widerwillen gegen den finsteren, verschlossenen Gesellen empfunden; auch würde er sich schließlich seiner wieder entledigt haben, wenn ihn nicht das tiefinnige Mitleid, welches er für die Frau und das noch nicht vollkommen genesene Kind empfand, bis jetzt davon abgehalten hätte.

Nur wenige Tage waren vergangen, seit die Familie Blattner ihre neue Wohnung bezogen hatte. Es war spät Abends. Bernhard beschäftigte sich noch auf seinem Zimmer mit dringend nothwendigen Schreibereien, für welche er im Laufe des Tages keine Zeit gefunden hatte.

Da vernahm er schwere Tritte auf dem Corridor und es klopfte Jemand an seine Thür.

Blattner trat ein.

Bernhard fuhr erschrocken von seinem Sitze auf, als er den Mann erblickte, so entsetzlich entstellt sah dieser aus. Seine Gesichtsfarbe, die immer äußerst blaß, jetzt aber fahl, aschgrau, wie die einer Leiche, war, hatte etwas geradezu Widerliches durch den scharfen Contrast mit zwei dickangeschwollenen blutrothen Striemen, die sich quer über seine Stirn und Wange hinzogen. Dazu sprach sich in seinen Zügen eine furchtbare Aufregung aus, wie sie Bernhard noch nie an ihm wahrgenommen hatte; seine Lippen bebten und in seinen Augen loderte ein düsteres und unheimliches Feuer.

— Mein Gott, was ist Ihnen, Blattner? Wie kamen Sie in diesen Zustand? rief ihm Bernhard entgegen.

— Sie sollen es erfahren, Herr Günther, antwortete Blattner mit seltsam bewegter Stimme. Sie sollen überhaupt Alles erfahren, auch das, was ich Ihnen bisher verschwiegen habe — Alles. Aber es ist eine lange Geschichte und ich muß sie von Anfang bis zu Ende erzählen; wollen Sie mir auf eine Stunde Gehör schenken?

Bernhard hätte freilich lieber zu einer geeigneteren Zeit den Beichtvater gemacht, denn es war jetzt fast Mitternacht, doch der Zustand des Mannes dauerte ihn, und er erklärte sich bereit, seine Mittheilung anzuhören.

— Und ich werde froh sein, wenn ich die drückende Last los bin, denn wahrhaftig, ich kann sie nicht länger tragen, sagte Blattner.

— Nun, so ziehen Sie den Stuhl dort näher an den Tisch heran und setzen Sie sich.

— Ich kann stehen, Herr Günther.

— Ich will aber, daß Sie sich setzen.

Blattner gehorchte nun der Aufforderung und nahm Platz.

— Herr Günther, begann er, Sie haben gerechte Ursache gehabt, mit mir unzufrieden zu sein; ich hab' mich nicht so benommen, wie's die Dankbarkeit erforderte, die ich Ihnen ...

— Uebergehen wir das, Blattner, ich bitte Sie.

— Nein, Herr Günther, ich muß auch das sagen, sonst hat's keinen rechten Zusammenhang. Ich war in der letzten Zeit unaufmerksam bei der Arbeit, ich zeigte mich mürrisch und verdrossen, ich verfiel auch hin und wieder in meinen alten Fehler, denn nur beim Glase konnt' ich auf Augenblicke das vergessen, was mir im Sinne lag — das leidige Geheimniß, mein' ich, das ich so gern von mir losgebracht hätte und doch nicht losbringen konnte. Du wirst nie ein respectabler Mensch, sagt' ich zu mir selbst, so lange Du das auf dem Herzen hast — fort damit, je eher, je lieber. Aber dann dacht' ich wieder an das viele Geld, das es mir einbringen könnt', und ich kam zu keinem rechten Entschluß.

Es handelte sich nämlich um nicht weniger als fünftausend Thaler, Herr Günther. Glauben Sie mir, es wird einem armen Teufel in meiner Lage nicht eben leicht, auf fünftausend Thaler zu verzichten. Mit dem Gelde konnt' ich mir ein kleines Anwesen kaufen, konnt' meiner Frau und dem Kinde eine sorgenfreie Existenz schaffen, konnt' endlich mein eigener Herr werden. Und das Geld war mein, ohne daß ich nöthig hatte, ein Verbrechen zu begehen; ja, ich hatte mir sogar eingeredet, daß das, was ich vorhabe, nicht einmal ein Unrecht zu nennen sei. Aber freilich, ich hatt' es ja auch verlernt, zwischen Recht und Unrecht streng zu unterscheiden, mein Ehrgefühl war abgestumpft, mein Gewissen war zum Schweigen gebracht. Ich hatte schon, von der Noth gedrängt, mehr als eine unredliche Handlung begangen; zuletzt war es aber aufgekommen, die Leute verachteten mich und ich haßte sie dafür; ich war mit Gott und der Welt und mir selber zerfallen.

So stands um mich noch an jenem Tage, wo der Rest meiner Habe verloren ging.

Was an jenem Tage geschah, hat mich tief erschüttert, hat endlich mein schlummerndes Gewissen wachgerüttelt. Zwei Männer, sagt' ich zu mir, haben sich heute, um Anderen zu Hilfe zu kommen, die sie nie im Leben sahen, muthig der Gefahr ausgesetzt, in den Flammen eines fürchterlichen Todes zu sterben. Die, welche sie retteten, sind die zwei einzigen Wesen auf Gottes weiter Welt, welche Du liebst und von denen Du wieder geliebt wirst. Was aber hast Du selbst bisher für sie gethan, Du, der Ehemann und Vater? Immer nur das Gegentheil von Allem, was Du hättest thun sollen, denn obgleich Dein Herz an ihnen hängt, bereitetest Du ihnen den tiefsten Kummer, und obgleich Du die heilige Pflicht hast, für sie zu sorgen, ließest Du das, was ihnen hätte zugute kommen sollen, in Spiel und Trunk draufgehen. Kehre um auf dem Wege des Lasters und der Schande und werd' ein honneter Kerl. Und was brauchts auch weiter als das? Ein honneter Kerl findet ja überall Arbeit und Verdienst. — Denken Sie nicht auch so, Herr Günther?

— Daß ein ehrlicher und strebsamer Mann überall Arbeit und Verdienst findet? Ja, allerdings glaube ich das.

— Das Ding hat aber doch einen Haken, Herr Günther. Arbeit und Verdienst findet freilich Jeder, von dem alle Anderen wissen, daß er sich nie etwas hat zu Schulden kommen lassen. Aber wer durch Liederlichkeit und Unehrlichkeit seinen guten Ruf verscherzt hat, der ist übel dran. Was hilft es ihm, daß er bereut und sich bessert? Er kann der ehrlichste Mann von der Welt werden, Niemand glaubts ihm.

„Der hat früher getrunken, gespielt, gestohlen und betrogen," heißts, „er wird wieder trinken, spielen, stehlen und betrügen."

Nun mag er suchen, so lange er will, er findet nicht, er mag anklopfen, wo er will, nirgends wird ihm aufgethan.

„Wir brauchen ehrliche Leute,“ ist die Antwort, mit welcher er von jeder Thür gewiesen wird — und zum Teufel geht die Reue, gehen alle guten Vorsätze, denn leben will man doch am Ende, und was durch Arbeit nicht erworben werden kann, das muß mit List oder Gewalt genommen werden.

Ja, so ists, Herr Günther, und wahrlich, ich kann von Glück sagen, daß ich in der höchsten Noth gerade Ihnen begegnete, denn wol kein Anderer hätte so an mir gehandelt, wie Sie es gethan. Sie stießen mich nicht verachtend von sich, als Sie erfuhren, wie schwer ich gefehlt; Sie gaben mir die Mittel an die Hand, ehrlich zu verdienen, was ich brauchte. Sie vertrauten mir sogar mehr an, als Ihren übrigen Arbeitern, und hoben mich dadurch sowol in der Meinung der Leute, als auch in meiner Selbstachtung. Doch ich hatte noch nicht mit der Vergangenheit abgerechnet; noch lastete auf mir das unglückselige Geheimniß, noch spukte in meinem Kopfe der Gedanke an das Capital, das ich ohne Mühe erwerben und das mich zum freien, unabhängigen Manne machen sollte.

Dazu kam, daß ich Demjenigen, der mir das Geld geben wollte, tief verschuldet war, denn er hatte mir schon vorschußweise mehrere kleine Summen ausgezahlt. Und dies war denn auch hauptsächlich der Grund, warum ich Ihnen die Antwort verweigerte, als Sie mich über meine Beziehungen zu jenem Manne ausfragten.

Sie hielten mich für einen Verbrecher, einen Unverbesserlichen und wendeten mir geringschätzend den Rücken, und aus Verdruß darüber, daß ich Ihre Gunst verscherzt, vergaß ich mein Gelübde und ging ins Wirthshaus. Das ist nun Alles vorbei, der Kampf in mir ist für immer zu Ende. Und nie wieder werd' ich in meinen alten Fehler zurückfallen, denn nie, so wahr Gott im Himmel lebt, werden Sie wieder Ursache haben, mir zu zürnen.

Blattner hatte bis jetzt sehr schnell und mit leidenschaftlicher Erregung gesprochen; nun wurde er ruhiger und fuhr nach einer Pause in gemäßigterem Tone fort:

— Dies Alles mußte ich Ihnen sagen, Herr Günther, ehe ich meine Geschichte begann. Ich werd' sie in möglichst wenig Worten erzählen.

Vor sechzehn Jahren widerfuhr mir in der Kunstmühle, wo ich als Gangführer diente, ein Unglück. Ich zerquetschte mir den Arm am Räderwerk und konnte lange Zeit nicht arbeiten. Da ging ich nach Hellstadt, einem Burgflecken, fünfzehn Meilen von hier. Es lebten dort Verwandte von mir, die mir freie Zehrung angeboten hatten. Sie brachten mich bei einem Drechsler Namens Sievers unter. Derselbe war ein Sohn des alten Müllers Sievers, den Sie kennen, Herr Günther. Ich kannte ihn damals

noch nicht, hatt' ihn nie gesehen, denn die Aumühle besitzt er, wie Sie vielleicht wissen, erst seit ungefähr sieben Jahren, früher aber lebte er in Pommern.

Der Drechsler Sievers und seine Frau hatten mir in ihrem Hause ein freundliches Stübchen eingeräumt, und ich war fast den ganzen Tag über in ihrer Gesellschaft. Sie waren dazumal noch junge Leute und hatten ein Kind, ein Mädchen von zwei Jahren.

Eines Tages bekam der Drechsler, während ich gerade bei ihm in seiner Werkstatt war, einen Brief, der, als er ihn las, augenscheinlich einen erschütternden Eindruck auf ihn machte. Gegen mich äußerte er kein Wort — er war überhaupt sehr einsylbig und verschlossen — mit seiner Frau aber hatte er gleich darauf eine lange, geheime Unterredung. Am folgenden Tage reisten Beide weg, Niemand wußte wohin. Eine ganze Woche waren sie abwesend, und als sie wiederkamen, brachten sie ein krankes Kind mit, ein Mädchen, das mit ihrer kleinen Tochter Helene in gleichem Alter stand. Wie sie zu dem Kinde gekommen und wer dessen Eltern waren, darüber beobachteten der Drechsler und seine Frau ein Stillschweigen, das nicht nur mir, sondern allen Leuten auffiel. Es hieß nur, das Kind sei eine Waise und Sievers wolle es adoptiren.

Uebrigens war es so krank, daß man hätte denken sollen, es könne unmöglich am Leben erhalten werden. Ich selbst hab' gehört, wie der Arzt kopfschüttelnd zu der Frau sagte, sie müsse sich auf den nahen Tod des armen kleinen Wurmes gefaßt machen. Trotzdem aber genas die kleine Stephanie, so hieß das Kind, allmälig. Helene dagegen, die bis dahin immer kerngesund gewesen, fing an zu kränkeln.

Da gab plötzlich der Drechsler sein Geschäft auf und verkaufte sein Haus. Und zwar geschah dies sehr eilig und mit einer Ueberstürzung, die an dem sonst sehr bedächtigen Mann auffallen mußte. Die Leute fragten ihn verwundert nach seinen Beweggründen, doch er gab entweder nur kurze, ausweichende Antworten oder gar keine. Er verließ nun Hellstädt und zog nach Nürnberg.

Gegen Abend des Tages, an welchem der Drechsler mit seiner Frau und den beiden Kindern fortgezogen war, ging ich, ohne daß ich eine bestimmte Absicht dabei gehabt hätt', in die verlassenen, jetzt völlig leeren Zimmer. Eine Frau war dort mit dem Reinmachen beschäftigt. Heu, Kehricht, altes zerbrochenes Hausgeräth und nutzlose Papiere waren in einen großen Haufen auf der Vordiele zusammengefegt.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich eines der Papiere nach dem anderen aufhob und flüchtig betrachtete; es waren Streifen von zerrissenen Briefen und Quittungen. Aber auch ein Couvert entdeckte ich darunter, das nicht zerrissen war.

Als ich nun auch dieses aufhob, sah ich, daß es einen Brief enthielt. Ich zog ihn heraus und las ihn. Und dieser Brief, der offenbar nur in der Hast und Verwirrung des Aufbruchs ganz zufällig zu den anderen Papieren geworfen worden war, befindet sich noch heute in meinen Händen. Sie werden ihn lesen, Herr Günther, und Sie werden daraus ersehen, daß das kleine kranke Mädchen, welches der Drechsler Sievers und seine Frau als ihr eigenes zu sich genommen hatten, die Tochter des Grafen Hugo Werneberg, die Enkelin des Grafen Richard Werneberg war, dem dieses Schloß gehört.

— Wie wäre das möglich? rief Bernhard voll Erstaunen.

— Sind Sie mit den Verhältnissen in der gräflichen Familie genau bekannt, Herr Günther?

— Nein, ich habe mich, obgleich ich mit dem Grafen Werneberg verwandt bin, nie sehr um die Familienchronik bekümmert.

— Sie werden indeß gehört haben, daß der ältere Sohn des Grafen ein unbemitteltes bürgerliches Mädchen heiratete?

— Das hab' ich allerdings gehört, sowie auch, daß sich Vater und Sohn aus diesem Anlaß entzweiten.

— Und daß der Sohn mit seiner Frau nach Amerika ging, dort aber in Elend und Armuth starb?

— Auch das ist mir erzählt worden.

— Und Sie werden ohne Zweifel den Namen des Mädchens, welches er heiratete, kennen?

— Er mag mir in früheren Jahren genannt worden sein, doch entsinne ich mich desselben nicht mehr.

— Nun, so lassen Sie sich sagen, Herr Günther: das Mädchen hieß Susanne Sievers und sie war die Tochter des Ihnen bekannten Aumüllers. Ihr Bruder aber war der Drechsler Sievers in Hellstädt. Dies Alles bestätigt auch der Brief, den ich Ihnen übergeben werde. Er ist von der Gräfin geschrieben und an ihren Bruder gerichtet. Sie sagt darin, daß sie auf den Tod krank sei und ihr Ende rasch herannahen fühle. Sie spricht davon, wie sehr die Sorge um die Tochter ihr die letzten Augenblicke verbittere, und sie fleht den Bruder an, sich nach ihrem Tode der armen kleinen Waise zu erbarmen.

Dann redet sie in dem Briefe auch viel über den alten Grafen Werneberg, ihren Schwiegervater. Sie sagt, daß er ihr das Kind unter schändlichen Bedingungen habe abkaufen wollen, daß sie aber seine Vorschläge mit Verachtung zurückgewiesen und sich, um seinen Nachstellungen zu entgehen, nach Ronneburg geflüchtet habe, wo sie früher eine zeitlang mit ihrem Mann in Verborgenheit gelebt habe und wo sie auch jetzt sicherer lebe, als sonst irgendwo, da es der letzte Ort sei, an welchem man sie suchen werde. Die Erbitterung, mit welcher sie sich über den alten Grafen äußert, übersteigt allen Glauben; man sollte denken, daß sie einige Stellen des Briefes unter

dem Einfluß eines hitzigen Fiebers geschrieben habe, so überspannt sind die Ausdrücke. Sie beschuldigt ihn, daß er all das Unglück, unter welchem sie und ihr verstorbener Mann gelitten, absichtlich auf den höchsten Punkt getrieben habe und nun auch noch an dem unschuldigen Kinde seine Rache auslassen wolle.

Sie beschwört ihren Bruder, Alles aufzubieten, damit der Graf den Aufenthalt des Kindes nicht erfahre, da sie im Grabe keine Ruhe finden würde, wenn es diesem fürchterlichen Manne in die Hände geriethe. Sie schließt mit der dringenden Bitte, daß ihr Bruder nach Empfang des Briefes, der erst nach ihrem Tode ihm zugehen werde, ihre Leiche insgeheim von Ronneburg abholen und auf dem Kirchhofe ihres Geburtsortes möge beerdigen lassen.

Dies ist in kurzen Worten der Inhalt des sehr langen Briefes, Herr Günther.

Sie können sich denken, wie er mich, der ich von der Verwandtschaft des Drechslers mit einer so vornehmen und reichen Familie bis dahin keine Ahnung gehabt, in Erstaunen setzen mußte. Ich wollte erst den Brief an Sievers nach Nürnberg schicken, aber so oft ich auch im Begriff stand, es zu thun, immer war es mir, als flüstere mir eine Stimme ins Ohr: Behalte den Brief, er kann Dir später einmal von großem Nutzen sein. Und so behielt ich ihn denn, schrieb überhaupt gar nicht an Sievers. Ebensowenig erhielt ich von ihm eine directe Nachricht. Er hatte zwar versprochen, mir eine solche zukommen zu lassen, doch hielt er nicht Wort. Nur einmal — es waren ungefähr sechs Wochen nach seinem Wegzuge von Hellstädt — hörte ich zufällig von einem unserer gemeinsamen Freunde, der nach langer Abwesenheit aus dem Auslande zurückgekehrt war und Sievers in Nürnberg besucht hatte, daß dieser und seine Frau in Trauer seien über den Tod eines der Kinder. Welches von diesen gestorben war, das wußte mein Freund nicht anzugeben, doch schloß ich, daß es Helene sein müsse, denn die Beschreibung, welche er mir von dem noch lebenden kleinen Mädchen machte, paßte ganz genau auf Stephanie.

Neun Jahre vergingen und ich dachte zuletzt gar nicht mehr an diese Dinge, am allerwenigsten aber an den sonderbaren Brief, der nebst anderen Papieren, die ich selten oder nie durchsah, in meiner Brieftasche lag. Da starb mein Brodherr, der Aumüller, und die Mühle ging in den Besitz seines Verwandten, des alten Sievers über. Ich hatte in der Aumühle viele Jahre lang treu und redlich gedient, zuletzt als Obermüller; darum behielt mich denn auch Herr Sievers als solchen in seinem Dienst. Er war allein hiehergekommen, erst einige Wochen später folgte ihm seine Frau mit einer Enkelin von elf Jahren und einer französischen Gouvernante. Wie sehr ich aber erstaunte, als ich das Mädchen sah und seinen Namen Helene hörte, kann ich Ihnen nicht sagen. Wunderliche Gedanken kamen mir in den Kopf,

denn insoweit man überhaupt von einer Aehnlichkeit zwischen einem halb-erwachsenen Mädchen und einem zweijährigen Kinde reden kann, glich Helene der kleinen Stephanie, die ich bei dem Drechsler Sievers in Hellstädt gesehen hatte, aufs Haar. Es war unmöglich, dies nicht auf den ersten Blick zu erkennen.

Ich war nun begierig, zu erfahren, wen man als den Vater dieses Kindes bezeichnen werde.

Die Tochter des Drechslers, die den Namen Helene getragen hatte, war meiner Ueberzeugung nach gestorben. Eine zweite Tochter konnte ihm allerdings später geboren worden sein, und er hatte auch diese Helene nennen können — aber dann stimmte das Alter nicht. Hatte vielleicht der Ammüller zwei Söhne und jeder dieser Söhne eine Tochter gehabt? Und waren die Cousinen beide Helene getauft worden? Dieser Fall war denkbar, indeß war auch so nicht die Aehnlichkeit erklärt, welche mir gleich so sehr aufgefallen war.

Ich hütete mich wohl, irgend eine Frage zu stellen; aber es gibt hier in der Gegend, wie überall, neugierige Leute genug, die Alles, was ihre Nachbarn betrifft, zu erforschen trachten, und obgleich der alte Herr Sievers eben nicht der Mann ist, der viel über seine Privatverhältnisse spricht, so gab er doch einmal in meinem Beisein die Erklärung ab, daß Helene das einzige Kind seines einzigen Sohnes sei, der Drechsler gewesen und vor mehreren Jahren in Nürnberg gestorben sei. Sobald ich dies hörte, wußte ich auch mit Bestimmtheit, daß hier ein Betrug vorliege: eine Andere gab man für die verstorbene Helene Sievers aus, und diese Andere war die Gräfin Stephanie Werneberg.

Bernhard's Gefühle waren durch das, was ihm Blattner erzählte, in zu hohem Grade aufgeregt worden, als daß er kaltblütig die juristische Beweiskraft der Gründe hätte prüfen können, welche nach des Erzählers Meinung Helene Sievers zu einer Gräfin Werneberg stempelten.

Wir wissen, daß ihm an Helene Manches aufgefallen war, was man in der Sphäre, in welcher sie lebte, im Allgemeinen nicht findet, etwas Eigenthümliches, nicht näher zu Bezeichnendes, was unwillkürlich die Idee hervorrief, als sei das junge Mädchen gewissermaßen ein Fremdling in dem Kreise, der sie umgab.

Jetzt war ihm plötzlich das bisher Unverständliche klar geworden. Er begriff, warum der alte Müller seiner Enkelin eine Erziehung habe geben lassen, die so wenig zu den bescheidenen Verhältnissen in seinem Hause paßte, eine Erziehung, durch welche zwar ihre Geisteskräfte in hohem Maße entwickelt, aber zugleich, eben weil sich in der Umgebung des Mädchens so außerordentlich wenig Entsprechendes vorfand, mehr auf ihr Inneres, auf das zauberische Gebiet einer äußerst lebhaften Phantasie hingewiesen worden.

Auch die wunderbare Aehnlichkeit Helenens mit Therese war jetzt aus der Kategorie unerklärlicher Naturspiele in die der allbekannten Fälle versetzt worden, wo sich unter weitläufigen Verwandten Solche befinden, bei denen gewisse, der Familie eigenthümliche Züge besonders stark hervortreten, und die sich deßhalb so ähnlich sind, wie es sonst nur Geschwister zu sein pflegen.

Und noch ein anderes dunkles Räthsel, nicht in Bernhard's Kopfe, sondern in seinem Herzen, schien sich zu klären: die Liebe, welche für Helene in ihm erwachen konnte, während noch das Verliebtsein in Therese — er selber machte diesen casuistischen Unterschied, ich nicht — alle seine Sinne gefangen hielt.

Mit einem Wort, Bernhard war weit weniger abgeneigt, auf Blattner's Ansicht von Helenens hoher Abkunft einzugehen, als dieser vermuthet hatte, und er hörte nur mit halbem Ohre zu, während ihm Blattner zur weiteren Bestätigung seiner Behauptung ein langes Gespräch zwischen dem Müller und seiner Frau wiederholte, das er einst in stiller Nacht, als er in der Mühle beschäftigt war — freilich, wie es scheint, mehr mit dem Horchen als mit sonst was — aufgefangen hatte.

Da ich bei dem Leser die gleiche Geneigtheit, Blattner's Glauben zu dem seinen zu machen, voraussetzen darf, übergehe ich jenes Gespräch, sowie noch andere seiner Argumente.

Dagegen muß ich hier die Bemerkung einschalten, daß, während Bernhard wie träumend dasaß und Seufzer sich seiner Brust entrangen und jeder Zug seines Gesichts deutlich verrieth, wie alle seine Gedanken und Gefühle mit dem lieblichen Bilde Helenens beschäftigt waren, Blattner ihn verstohlen und forschend betrachtete und zu sich selber sagte:

„Meine Frau hat doch Recht, er liebt das Mädchen; hätt' ich das ahnen können, so hätt' ich früher gesprochen.“

— Meine Kenntniß des Sachverhalts behielt ich für mich selber, fuhr Blattner in seiner Erzählung fort. Ich hatte dazu meine guten Gründe; denn wär' das Geheimniß durch mich zu früh verrathen worden, so hätt' mir das wahrscheinlich meine Stelle gekostet und ich wär' um alle Vortheile gekommen, die ich daraus zu ziehen hoffte.

— Dachten Sie nie daran, das Geheimniß dem Grafen Werneberg mitzutheilen? Da Sie doch aus dem Briefe wußten, wie eifrig er früher gewünscht hatte, die Tochter seines Sohnes an sich zu ziehen, so mußten Sie sich, scheint mir, hievon den allergrößten Vortheil versprechen.

— Ich dachte wol daran, Herr Günther, gabs aber wieder auf. Der Graf hatte vor sehr langer Zeit gewünscht, das zweijährige Kind zu sich zu nehmen, um es seinem Stande gemäß erziehen zu lassen — ja allerdings.

Daraus aber ließ sich noch immer nicht schließen, daß er auch geneigt sein würde, das schon elfjährige, in einer Mühle und unter geringen Leuten aufgewachsene Mädchen als seine Enkelin und Erbin anzuerkennen. Der Graf soll ein curioser Mann sein. Nach Allem, was man über ihn berichtet, hätt ich weit eher auf einen Fußtritt, als auf eine Belohnung rechnen dürfen.

— Wahrscheinlich hatten Sie damals auch schon einen andern Plan entworfen?

— Nein, Herr Günther, meine Gedanken waren zu jener Zeit auf Dinge gerichtet, die mir wichtiger waren. Ich liebte ein Mädchen. Sie war die Tochter eines Pfarrers und besaß weit mehr Bildung als ich. Aber sie erwiederte meine Liebe und wir wollten uns, allen Widersprüchen ihrer Eltern und Geschwister zum Trotz, heirathen. Und was wir beschlossen hatten, das führten wir auch aus, und wir hätten glücklich mit einander leben können, wären nur ihre Verwandten nicht gewesen, die sich fortwährend in unsere häuslichen Angelegenheiten mischten. So aber entstand viel Hader und Verdruß, namentlich mit ihren Brüdern. Sie behaupteten, ich sei ein liederlicher Mensch, was ich aber damals nicht war, und sie lagen meiner Frau beständig in den Ohren, daß sie mir doch nicht gestatten solle, so oft ins Wirthshaus zu gehen.

Meine Frau war zu sanftmüthig und auch zu vernünftig, mir Vorschriften zu machen, und so fingen denn meine Schwäger an, selbst gegen mich den Hofmeister zu spielen.

Ich wies sie kurz und derb ab. Ich war als unverheiratheter Mann immer Abends ins Wirthshaus gegangen, jetzt, wo ich mein eigenes Hauswesen besaß, hätt' ich vielleicht, wär' ich mir selbst überlassen gewesen, die alte Gewohnheit nach und nach abgelegt. Aber ich sollte sie ablegen, das verlangten Leute von mir, die mir nichts zu befehlen hatten, und nun that ichs ihnen zum Possen erst recht nicht.

Das Wirthshaus, welches ich besuchte, hatte übrigens, das muß ich schon gestehen, einen üblen Ruf. Es versammelten sich da an gewissen Abenden in der Woche reiche Bauern aus der Umgegend, und es wurde dann gespielt, erst niedrig, dann aber höher und immer höher. Und da zugleich stark getrunken wurde, kam es nicht selten zu Streitigkeiten und Schlägereien. Ich hatte erst nicht mitgespielt, später aber that ichs und verlor. Ich wollte meinen Verlust wieder einbringen und verlor noch mehr. So kam ich in Verlegenheit und mußte Geld borgen, das ich nicht zurückzahlen konnte. Meine Schwäger erfuhren Alles und trugen es meiner Frau zu. Sie war und blieb sanft und gut, sie machte mir nie harte Vorwürfe, aber manchmal, wenn ich Mittags oder gegen Abend nach Hause kam, fand ich sie weinend, und wenn ich fragte, warum sie weine, ja, da mußt' ich immer hören, daß

Einer oder der Andere von den Verwandten dagewesen sei und ihr Schlechtes über mich berichtet habe.

Das ärgerte mich, und aus lauter Aerger ging ich abermals ins Wirthshaus und trank mehr, als ich vertragen konnt'. Und, ums kurz zu machen, Herr Günther, das schleppte sich so hin manches Jahr lang, bis ich endlich ein Trunkenbold und Spieler geworden und meine Geldnoth so angewachsen war, daß ich in der Verzweiflung zu unehrlichen Mitteln griff, um Brod für meine Frau und mein Kind kaufen zu können.

Um diese Zeit war es — es mag jetzt ein halbes Jahr her sein — daß der Kammerjunker v. Osten zum erstenmal einen Besuch in der Mühle machte. Er kam dann öfter und immer öfter. Warum? Ich weiß es nicht. Vielleicht machte es ihm Spaß, mit unserer Gouvernante Französisch zu parliren. Daß er aber nicht auf Fräulein Helene sein Augenmerk gerichtet hatte, ist sicher und gewiß. Da kam mir eines Tages der lange vergessene Brief wieder in den Sinn, und es wurde mir endlich klar, wie ich daraus Nutzen ziehen könnt'.

„Der Herr Kammerjunker soll sein Vermögen leichtsinnigerweise verschleudert haben," sagt' ich mir, „und so 'n herabgekommener Edelmann pflegt ja wol, wie man behaupten will, auf 'ne reiche Heirat zu speculiren. Die Tochter eines Drechslers und Enkelin eines Müllers würde der vornehme Junker zwar schwerlich nehmen, aber 'ne geborne Gräfin, die Millionen erben könnt' — ja, um die zu bekommen, würd' er vielleicht gern ein paar tausend Thaler springen lassen."

Eines Abends traf ich zufällig mit ihm zusammen, als ich vom Wirthshaus kam, wo ich wieder gespielt und bedeutend verloren hatte. Ich benützte die Gelegenheit und ließ 'nen Wink fallen von einem Geheimniß, das, wenns in die rechten Hände käm' und klug ausgebeutet würde, zu großem Reichthum führen könnt'.

Er lachte darüber, wie über 'nen guten Spaß, aber ich merkte doch, daß seine Neugierde rege geworden sei. Vielleicht hielt er mich für betrunken, denn er machte einige ziemlich ungeschickte Versuche, mir Alles zu entlocken, doch ich entdeckte ihm nur so viel wie gerade nöthig war, um ihn dahin zu bringen, wo ich ihn haben wollt'. Es galt nämlich, einen schriftlichen Vertrag mit ihm abzuschließen, denn so wie ich ihn beurtheilte, mocht' ich mich auf seine mündliche Zusage nicht verlassen. Mit einem schriftlichen Zeugniß in Händen aber konnt' ich ihn später nöthigenfalls zwingen, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen.

— Und er ging wirklich auf Ihr Begehren ein?

— An jenem Abend kam es nicht so weit, aber am folgenden schon waren wir handelseinig. Ich empfing von ihm eine schriftliche Erklärung, daß er mir am Tage seiner Hochzeit mit Fräulein Helene gegen Auslieferung

des Briefes, von welchem er Einsicht genommen, die Summe von fünftausend Thalern zahlen würde.

— Aber der Brief bewies ja doch nicht unwiderleglich die Identität Helenens mit der Gräfin Stephanie.

— Als juristisches Beweisstück mochte er freilich wenig oder nichts gelten, Herr Günther, doch als Mittel, den alten Müller zum Geständniß zu bringen, war er genügend.

— Wissen Sie denn, daß Herr Sievers seine Enkelin unter dem falschen Namen verheiratet hätte?

— Ich bezweifle es nicht. Uebrigens zahlte mir ja auch der Kammerjunker die Summe eigentlich für die ihm gemachte Mittheilung, ohne welche es ihm nie in den Sinn gekommen wär', um Fräulein Helenens Hand anzuhalten. Wenn es in der schriftlichen Erklärung hieß, daß das Geld gegen Auslieferung des Briefes erlegt werden solle, so war das nur, um die Sache in eine bestimmte Form zu bringen.

— Noch immer weiß ich mir unter keiner Bedingung Ihren fortgesetzten Verkehr mit dem Kammerjunker zu erklären, Blattner. Waren Sie nun einmal mit ihm einig, wozu dann die wiederholten geheimen Zusammenkünfte?

— Der Herr Kammerjunker fürchtete seit einiger Zeit, daß ich Ihnen gegenüber nicht reinen Mund halten werde. Er wünschte daher, mir die schriftliche Erklärung, die gegen ihn zeugte, für eine ansehnliche Vorschußsumme abzukaufen. Darum suchte er mich immer wieder auf. Auch heute Abend traf ich nach Verabredung mit ihm zusammen. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich eine Entdeckung gemacht, die mich den ganzen Handel bitter bereuen lasse, und . . .

— Welche Entdeckung, Blattner?

— Gestatten Sie mir, über diesen einen Punkt zu schweigen, Herr Günther. Es entspann sich zwischen dem Kammerjunker und mir ein Wortwechsel; ich wurde hitzig, er wurd' es noch mehr. Da nannte er mich einen verächtlichen Menschen, einen Hund und schlug mich, eh' ichs ihm wehren konnt', zweimal mit dem Spazierstock übers Gesicht. Als ich nach der augenblicklichen Betäubung wieder zu mir kam, war er bereits fort. Hätt' mich in früherer Zeit Einer geschlagen, ich glaub', ich hätt' ihn umgebracht. Ihm aber bin ich, möcht' ich sagen, dankbar; denn indem er sich thätlich an mir vergriff, schlug er auch zugleich die Gewissensscrupel nieder, die mich allein noch abgehalten hatten, Ihnen den bösen und nichtswürdigen Handel zu verrathen.

— Der schriftliche Vertrag mit dem Kammerjunker ist noch in Ihren Händen?

— Ich bin gekommen, Ihnen denselben zugleich mit dem Paket der Gräfin Werneberg zu übergeben.

— Damit ich diese Papiere nach eigenem Gutdünken benütze?

— Thun Sie damit, was Ihnen beliebt, Herr Günther.

Siebentes Capitel.

Welches eigentlich gar kein rechtes Capitel ist.

Das große Geheimniß, dessen Entpuppung Euch dritthalb Bände hindurch den Mund hat wässerig machen müssen, wäre also endlich doch heraus.

Ich gestehe mit Kummer und tiefer Beschämung, daß Ihr allen Grund habt, Euch sehr enttäuscht zu finden.

Was steckte nun hinter der so lange und mit so auffallender Absichtlichkeit im Dunkel gelassenen Beziehung des Kammerjunkers zu dem Obermüller?

Doch eigentlich so gut wie gar nichts. Kein unter erschütternden Umständen verübter Mord, keine auf gewaltsame Entführung abzielende Verschwörung, ja nicht einmal eine interessante Wechselfälschung oder Testamentsentwendung — mit einem Wort, nicht der Schatten eines nennenswerthen crimen capitale oder occultum.

Möchte man da nicht gleich geradezu zu fluchen anfangen?

Wenn nun nicht der Kammerjunker, wie ich zu Gott hoffe, dem verrätherischen Blattner heimlich auflauert und ihn hinterrücks niederschießt, und sich daraus nicht ein spannender Criminalproceß entspinnt, so fällt ja wahrhaftig mein ganzer Roman in den Brunnen! Drum nehmt Euch ein warnendes Beispiel an mir und schreibt keine wahren Geschichten; wenigstens entlehnt sie nicht aus Manuscripten, die Euch heftweise zugehen und die Ihr nicht bis zu Ende durchgelesen habt.

Entschuldigt diese Herzensergießung. Sie hat mir außerordentlich wohlgethan und ich kann jetzt in ziemlich beruhigter Stimmung meine wahre Geschichte fortsetzen.

Abermalige Enttäuschung! denn da sehe ich, daß dieser ganze Abschnitt des Manuscripts nichts weiter enthält, als eine lange Auseinandersetzung der Gedanken und Gefühle, welche Bernhard bewegten, als ihn Blattner verlassen hatte. Da ich aber auf die Gedanken und Gefühle meiner Leser mehr Rücksicht zu nehmen habe, als auf jene Bernhard's, so gehe ich lieber gleich auf das folgende Capitel über.

Achtes Capitel.

Nach Persien?

Am folgenden Morgen begab sich Bernhard zu seinem Onkel Nicander. Dieser empfing ihn mit einer etwas mocquanten Höflichkeit, doch Bernhard war viel zu aufgeregt, als daß er es bemerkt und daran Anstoß genommen hätte.

— Ich habe Ihnen eine sehr wichtige Mittheilung zu machen, Onkel, sagte er.

— Erlaubst Du, daß ich, während ich sie anhöre, meinen Kaffee trinke, Neffe? — Nun, so nimm Platz. Du trinkst doch auch eine Tasse? erwiderte Nicander.

— Ich habe schon gefrühstückt. Darf ich beginnen, Onkel?

— Nur immer zu. Aber mein Kaffee ist excellent, kann ich Dir versichern. Nimmst Du wirklich nicht eine Tasse?

Bernhard nahm keine und begann seine Mittheilung, die natürlich weiter nichts enthielt, als eine genaue Wiederholung dessen, was ihm in der Nacht der Ex-Obermüller berichtet hatte.

Er erwartete ohne Zweifel, auf den Onkel einen ähnlichen Eindruck zu machen, wie der war, welchen er selbst empfangen hatte. Darin fand er sich indeß getäuscht. Nicander schlürfte mit großem Wohlbehagen, und ohne die mindeste Gemüthsbewegung zu verrathen, aus einer kleinen flachen Schale seinen Kaffee und aß dazu eine beträchtliche Anzahl von gerösteten Semmelschnittchen mit Butter. Nur hin und wieder gab er durch ein kurzes „Hm" oder „Ei, ei" zu erkennen, daß er der Erzählung des Neffen mit Aufmerksamkeit folge.

Mehr als einmal aber unterbrach er diesen auch mit einer erneuerten Aufforderung, an seinem Frühstück theilzunehmen.

— Du sollst meinen Kaffee nicht verschmähen, Bernhard, sagte er, denn es ist der beste Mokka, der für Geld zu haben ist; ich ziehe ihn dem javanischen und dem Martinique-Kaffee unbedingt vor. Koste ihn doch einmal.

Bernhard mußte zuletzt eine Tasse nehmen, nur um seine Erzählung in Ruhe fortsetzen zu können.

Als er sie beendigt hatte, entstand eine längere Pause, während welcher Nicander noch einige Semmelschnittchen verzehrte.

— Du wirst bemerkt haben, lieber Bernhard, sagte er, indem er sich mit der Serviette den Mund wischte, Du wirst bemerkt haben, daß ich nach wohlüberstandener Krankheit einen ersprießlichen Appetit entwickle. Aber nun bin ich endlich fertig und will Dir, wie sich's gebührt, Rede und Antwort geben. Empfange zunächst meinen Dank für Dein Vertrauen, sowie meine

warme Anerkennung Deiner Erzählergabe. In der That, Du trägst sehr hübsch vor, was aber den Inhalt der Erzählung selbst betrifft, so gesteh' ich Dir aufrichtig, daß ich ihn beiweitem nicht so interessant finde, wie Du es zu thun scheinst. Du lieber Himmel, ist das Alles doch eigentlich nicht sehr alltäglich? Wenn ein Romandichter daraus einen Stoff entnehmen wollte, er würde übel fahren; man braucht jetzt weit kräftigere Stimulantia, um auf die schlaffen Lebensgeister zu wirken.

— Aber, bester Onkel, wir haben es ja hier nicht mit einem Roman zu thun, sondern . . .

— Mit der Wirklichkeit, allerdings. Doch ich sehe nicht recht ein, was uns Beide diese Wirklichkeit angeht. Lassen wir den Kammerjunker Helene Sievers, oder Stephanie Werneberg, wie Du sie gern taufen möchtest, in Gottes Namen heiraten, wenn sie ihn nehmen will; uns kümmert das ja im Grunde sehr wenig.

— Aber empört Sie denn nicht dieser schändliche Handel, Onkel?

— Lieber Bernhard, Du bist noch jung, und sogar für Deine Jahre ausnehmend empfindsam. Dich empört dergleichen, mich aber, der ich alt bin, der ich tausend weit schlimmere Dinge erlebt und nachgerade ein beträchtlich dickes Fell bekommen habe, mich berührt es so gut wie gar nicht. Wahrhaftig, ich sehe hier gar keinen so schändlichen Handel. Die Vermögensumstände des Kammerjunkers sind zerrüttet, er braucht eine reiche Frau, um sie wieder herzustellen; man entdeckt ihm, daß eine gewisse Drechslerstochter keine Drechslerstochter, sondern eine geborne Gräfin ist und Ansprüche auf eine große Erbschaft erheben könnte; er findet das Mädchen hübsch und liebenswürdig und hält um ihre Hand an. Wo ist hier das Schändliche?

— Ich bedaure, Onkel, daß wir auch hierin wie in anderen Dingen so durchaus verschieden denken. Ein Mädchen blos des Geldes wegen heiraten, ist meiner Ansicht nach immer und unter allen Umständen eines Mannes unwürdig; hier aber, wo noch die Erkaufung eines so wichtigen Familien-Geheimnisses hinzukommt und wo eine Erbschleicherei beabsichtigt wird, hier liegt eine Schändlichkeit vor, wie sie nur der crassesten Selbstsucht entspringen kann.

— Ich möchte wirklich wissen, was Du unter Selbstsucht verstehst, Bernhard. Du sprichst das Wort mit einem Abscheu aus, als ob ein Selbstsüchtiger ein Ungeheuer wäre, das seiner Ruchlosigkeit halber eigentlich gar nicht so recht zum Menschengeschlecht gehöre. Aber wir Alle sind Selbstsüchtige, mein Lieber, wir sind es von der Wiege an bis zum Grabe in Allem, was wir denken und fühlen und thun. Und wohl uns und der Welt, in welcher wir leben, daß dem so ist. Wir würden sonst wie eine Heerde Schafe neben einander forttraben, und, weil Keines das Andere drängen und stoßen und niederrennen würde, um über seine Nebenschafe hinwegzusteigen,

könnte nichts Gescheites gedeihen. Verdammst Du die Selbstsucht, so verdammst Du die menschliche Natur, in deren wunderbarem Räderwerk die sogenannten Fehler ebenso nothwendige Triebfedern sind, wie die sogenannten Tugenden.

Wie wir nun einmal aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind, ist die Selbstsucht ein mitwirkender Beweggrund für jede unserer Handlungen, die größte, wie die allerunbedeutendste, und wenn freilich bei Einzelnen hin und wieder die Einfältigkeit überwiegt, wie zum Beispiel — Du darfst es mir nicht übelnehmen — in dieser Angelegenheit bei Dir, so schließt diese Einfältigkeit doch niemals die Selbstsucht ganz aus, wie ja ebenfalls bei Dir.

Nein, unterbrich mich nicht. Woher schreibt sich Dein großer Eifer, mir über den Handel zwischen dem Herrn v. Osten und jenem Blattner Bericht zu erstatten? Ich weiß wol, daß Du mir, falls es Deine Bescheidenheit zuließe, die edelsten und vortrefflichsten Motive angeben könntest; ich aber sage Dir, auch die Selbstsucht leitete Dich, denn Du bist in die hübsche Helene bis über die Ohren verliebt und kannst Dich nicht dabei beruhigen, daß ein Anderer sie heimführt.

Indeß muß Deine Einfältigkeit doch noch größer sein, als Deine Selbstsucht, sonst hättest Du Dich sicherlich nicht an mich, sondern unmittelbar an den alten Müller gewendet. Denn einestheils durftest Du bei ihm eine weit größere Geneigtheit voraussetzen, die Handlungsweise des Kammerjunkers als eine Schändlichkeit aufzufassen, und anderentheils durftest Du für die verdienstliche That, ihm die Augen über diese Schändlichkeit geöffnet zu haben, von seiner Dankbarkeit einen Lohn erhoffen, der Dir entgehen wird, wenn Du darauf bestehst, daß ich den Vermittler mache. Ich würde nämlich nur in meinem eigenen Namen handeln, Deine Mitwirkung aber unerwähnt lassen.

— An die Vortheile, die mir aus einer directen Mittheilung an den Müller Sievers erwachsen könnten, hab' ich gar nicht gedacht, rief Bernhard mit großer Lebhaftigkeit. Sie belieben das einfältig zu nennen; aber wie ich es unter allen Umständen verschmähen würde, aus solchen Vortheilen Nutzen zu ziehen, so möchte ich unter den gegebenen selbst den Schein meiden, als ziehe ich auch nur im Entferntesten mein eigenes Interesse mit in Rechnung, und lediglich darum erbat ich mir Ihre Vermittlung. Nie ist es mir in den Sinn gekommen, als Helenens Freier aufzutreten; jetzt aber, da ich ihre hohe Abkunft kenne, könnte es mir umsoweniger einfallen, meine Augen jemals zu ihr zu erheben. Wenn Sie daher die Sache ganz ausschließlich in die Hand nehmen, meine Betheiligung aber verschweigen wollen, Onkel, so handeln Sie durchaus in meinem Sinne und nach meinem innigsten Wunsche, obgleich ich freilich nicht begreife, warum Sie diese Bedingung stellen.

— Ich thue es aus einem sehr einfachen Grunde, den ich aber lieber unerörtert lasse, weil Du ihn seinem vollen Werthe nach nicht würdigen könntest, und wenn Du auch die destillirte, potenzirte und purificirte Uneigennützigkeit selbst wärest.

— Behalten Sie ihn für sich, Onkel, wenn Sie nur meine Bitte erfüllen wollen, diesen Herrn v. Osten zu entlarven.

— Und wenn ich mich dessen weigerte, was würdest Du dann thun?

— Das müßte ich mir erst überlegen.

— Ueberleg' es Dir, Bernhard, denn ich glaube kaum, daß ich mich mit dieser Angelegenheit befassen werde.

— Sie könnten also wirklich zugeben, daß Helene der Geldgier dieses erbärmlichen Wichtes geopfert würde? Sie haben das junge Mädchen kennen gelernt, Sie müssen sich überzeugt haben, daß sie ein besseres Los verdient. Sie besitzen auch, wie ich weiß, in hohem Grade die Achtung und das Vertrauen des alten Sievers, Sie könnten daher leichter als jeder Andere auf seine Entschlüsse einwirken. Warum wollen Sie sich weigern, ein gutes Werk zu fördern?

— Zu einem guten Werke würdest Du mich jederzeit bereit finden, Bernhard, nur müßte ich auch überzeugt sein, daß es wirklich ein solches wäre. Und das bin ich in dem vorliegenden Falle nicht. Die Geschichte, die Du mir mitgetheilt hast, leidet an beträchtlichen Unwahrscheinlichkeiten, und namentlich scheint mir dadurch nichts in der Welt weniger erwiesen, als die Identität der Helene Sievers mit jener Stephanie Werneberg. Nehmen wir sie jedoch als erwiesen an, was würde daraus folgen? Doch wol nicht, daß Helene auch die dereinstige Erbin des Grafen Werneberg sei? Nichts kann den Grafen hindern, seine letztwilligen Verfügungen zu treffen, wie es ihm gutdünkt; und daß es ihm in keinem Falle gutdünken würde, sein großes Vermögen auf Helene Sievers zu übertragen, darauf darfst Du Dich verlassen.

Das Mädchen ist in einfachen bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen und befindet sich in diesen wohl. Sie ihrer jetzigen Lage entreißen, um sie auf einen fremden Boden zu verpflanzen, auf welchem sie niemals heimisch werden könnte, hieße nur, sie für immer unglücklich machen. Einen Fisch aus dem Wasser ziehen, um ihm die Wohlthaten der Sonnengluth zuzuwenden, hätte das einen Sinn?

Wenn also der Herr v. Osten Helene wirklich nur in der Erwartung einer reichen Erbschaft heiraten sollte, so würde er sich in dieser Erwartung ganz unzweifelhaft gründlich getäuscht finden, und das, scheint mir, könnten wir ihm wol gönnen.

„Aber Helene wird geopfert," wirst Du sagen.

Und darauf erwidere ich Dir:

„Das wissen wir nicht."

Du behauptest, daß er nur das Geld liebt, allein dies gibt Dir Deine Eifersucht ein, denn es fehlt jeder Beweis dafür, daß er nicht ihre Persönlichkeit weit höher schätzt, als alle Reichthümer der Welt. Viele Ehen wurden unter ähnlichen Umständen geschlossen und nahmen einen leidlich guten Verlauf, wogegen andere, denen man ein weit günstigeres Prognostikon gestellt hatte, ein recht klägliches Ende nahmen, keine einzige aber durchaus glücklich war. Und, kurz und gut, bester Bernhard, ich kann mich noch gar nicht entschließen, die mir angetragene Vermittlerrolle zu übernehmen. Willst Du den Brief der Gräfin Werneberg und den interessanten Contract, den der Kammerjunker v. Osten mit Blattner abgeschlossen hat, dalassen, so will ich sie durchlesen und Dir heute Abend meinen endgiltigen Entschluß mittheilen.

Damit endigte das Gespräch.

Bernhard entfernte sich mißlaunig und mit seinem Onkel höchst unzufrieden.

Der Onkel hielt, als er wieder allein war, folgenden Monolog:

— Wenn ich nicht von Adelgunde mit Bestimmtheit wüßte, wie durchaus unverantwortlich sich Bernhard gegen ihre Tochter benommen, wahrhaftig, ich würde glauben, an ihm endlich einen Mann gefunden zu haben, der nur ehrenhafter Handlungen fähig ist. Nun aber stehe ich vor einem psychologischen Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag. — Ich werde morgen zur Mühle hinübergehen und ihm nachher weißmachen, daß ich Alles seinem Wunsche gemäß geordnet habe. So werde ich ihn beschwichtigen und zugleich verhindern, daß er mir ungestümerweise in Angelegenheiten hineintappt, die eine geschicktere Behandlung erheischen. Uebrigens soll er mir sobald wie möglich nach Persien oder Hindostan reisen, denn so lange ich ihn nicht einige tausend Meilen entfernt weiß, bin ich hinsichtlich Helenens in fortwährender Unruhe.

Neuntes Capitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Seit dem Wegzuge der Generalin waren acht Tage verflossen; Niemander rüstete sich, ihr zu folgen. Weil er sich aber eine Abschiedsbrutalität von Seite des Majors und eine Abschiedsrührscene von Seite Ernestinens zu ersparen wünschte, hatte er dem alten Böhme und seinem Diener Olaf Dahlbom die strengste Verschwiegenheit anempfohlen, und so hatte denn von den Verwandten Niemand eine Ahnung von seinem bevorstehenden Aufbruch. Er wollte sich „ganz leise wegschleichen", wie er sich ausdrückte, er wollte ungehört, ungesehen verschwinden, wie jene in Luft zerfließenden Geister.

Erscheinungen, die man in neuerer Zeit mittels des Hohlspiegels auf die Bühne zaubert. Darum war denn auch der Wagen, der ihn fortbringen sollte, auf eine sehr späte Abendstunde bestellt, zu welcher drüben im Schloß bereits Alles zu schlafen pflegte.

Es war jetzt bald Mittag.

Den ganzen Morgen hatte Olaf Dahlham alle Hände voll zu thun gehabt, die Koffer seines Herrn zu packen, und er hatte diese Arbeit mit einem seligen Lächeln vollbracht, das auf seinem starren Gesichte sich ausnahm wie ein an einer Felswand anmuthig aufblühendes Alpenröschen. Manchmal hatte er auch mit einer Stimme, die sehr an gewisse Töne der verstorbenen wahnsinnigen Grönländerin erinnerte, ein schwedisches Lied gebrüllt.

— Du scheinst eben nicht ungern von hier fortzugehen, Olaf, sagte Nicander, als der Bediente zu ihm ins Zimmer trat, um dort noch einige Sachen zu holen.

— Ne, Euer Gnaden — Herr Nicander — freu' mich unbändig.

— Und Du hast Dich doch hier über nichts zu beklagen gehabt.

— Dies hier war nicht anständig für uns, sagte Olaf, indem er mit dem Arm eine Schwenkung machte, wie um anzudeuten, daß er unter dem nicht Anständigen Alles begreife, was sich in Seh- und Hörweite befinde.

— Du hast gute Augen, Olaf; siehst Du, was dies ist?

Nicander deutete mit dem Finger nach dem offenen Fenster und Olaf marschirte dicht an dasselbe heran.

— Ein Schiff, Euer Gnaden, sagte er.

— Was für ein Schiff?

— Ein Kutter.

— Welche Flagge?

— Die norwegische.

— Das habe auch ich durchs Fernrohr zu erkennen gemeint.

— Brauch' kein Fernrohr.

— Das Schiff richtet den Curs geradewegs nach der Bucht — nicht wahr?

— Wird da jedenfalls vor Anker gehen, Euer Gnaden; ziehen schon die Segel ein.

— Sonderbar; es ist das erstemal, so lange wir hier sind, daß dort ein Schiff vor Anker geht.

Sonderbar mochten es auch andere Leute finden, die gleichfalls auf das heransegelnde Schiff aufmerksam geworden waren; denn obgleich es nicht zu den Seltenheiten gehörte, daß sich in der Bucht Fischerboote und kleine Küstenfahrzeuge sehen ließen, so kam es doch fast nie vor, daß ein größeres Schiff hier einlief. Mehrere Neugierige hatten sich daher an ver-

schiedenen Punkten der Küste versammelt, um zu beobachten, was sich weiter begeben werde.

An Bord des Kutters, — eines zierlich und äußerst scharf gebauten Fahrzeugs — hatte man mittlerweile die Segel eingezogen. Nun drehte das Schiff vor seinem Anker auf und die Heckjolle wurde ins Wasser gelassen.

Zwei Männer stiegen hinein, gleich darauf folgte ein dritter, und das kleine Boot schoß, von kräftigen Armen gerudert, leicht wie eine Feder über die Bucht hin, dem Lande zu.

Am Ufer stieg der eine der drei Männer aus und wendete sich an eine Gruppe von Fischern, die sich in der Nähe befand; die Jolle aber blieb an der Stelle liegen, wo sie gelandet war.

Der Fremde redete die Fischer an, dann ging er mit einem derselben als Führer landeinwärts. Eine Viertelstunde später erschien er auf dem Schloßhofe zu Ronneburg.

Nun wollte es der Zufall, daß gerade in dem Augenblick, in welchem der Seemann, von dem Fischer geführt, durch den großen Thorweg schritt, der Major Rawald und der Castellan dicht daneben standen und sich mit einander unterhielten.

Große Verwunderung war in ihren Zügen zu lesen, als sie den ihnen gänzlich unbekannten Mann erblickten.

Seine Erscheinung war auch in der That auffallend genug. Er war ziemlich bejahrt, aber seine Bewegungen verriethen eine noch jugendliche Kraft und Rührigkeit. Seine Gestalt war gedrungen und vierschrötig, sein Gesicht breit, von rohem Ausdruck, fast kupferroth; ein dichter, krauser, schneeweißer Bart umrahmte es. Er trug die Kleidung eines einfachen Seemanns: breitrandigen blanken Hut, kurze Jacke, weite leinene Hosen von nicht ganz tadelloser Reinheit, ein lose um den Hals geschlungenes Tuch und Schuhe. Mit dem schlenkernden Gang, der allen Seeleuten eigen ist, schritt er, nachdem ihm sein Führer ein paar Worte zugeflüstert hatte, rasch auf die beiden Männer zu, zog eine der tief in den Hosentaschen steckenden Hände — eine ungeheure Tatze — heraus und berührte damit leicht seinen Hut. Dann pflanzte er sich dicht vor ihnen auf, drehte ein gewaltig großes Stück Kautabak, das ihm die rechte Backe ballonähnlich aufblähte, mit der Zunge nach der linken Backe hinüber, spuckte aus, fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und redete sie endlich mit fremdartigem Accent in äußerst rohem Tone und gebrochenem Deutsch folgendermaßen an:

— Wer von Sie ist der Commandant von dieses Schloß?

— Ich bin der Castellan, antwortete Böhme ganz verdutzt.

— Castellan — Commandant — mir Alles gleich. Ich heißen Nicander. Sie werden von mich gehört haben. Komm' aus Bergen in Norwegen.

mit mich sprechen. Was gehen mich die Secretär von den Graf an. — Der Graf haben mich geschrieben ein eigenhändiges Brief, daß ich soll hier wohnen und thun, was ich will. Von Sie und der Secretär hat er aber nix geschrieben. Will Sie das Brief lesen? Das haben ich bei mich. — Da!

Er hatte ein altes schmieriges Portefeuille hervorgezogen und daraus einen alten schmierigen Brief genommen. Diesen entfaltete er, schlug mit der flachen Hand darüber hin und reichte ihn dem Castellan.

— Ich kann ohne Brille nicht gut lesen, stammelte dieser, indem er den Brief nahm.

— So hol Sie Ihren Dings, und lesen Sie; nachher aber mach Sie keine Umstände mehr, das rath ich Sie.

Der Castellan schlich davon und ging in seine Wohnung. Er eilte aber sogleich durch eine Hinterthür wieder hinaus und rannte, so schnell ihn seine alten Beine tragen wollten, in den Thurm.

Mit einer wahren Jammermiene und an allen Gliedern zitternd erschien er vor dem Grafen.

— Was gibts, Böhme? fragte ihn dieser. Sie sehen ja aus, als sei Ihnen das größte Unglück widerfahren.

— Gnädiger Herr, Ihr Incognito ist nicht länger zu bewahren; Herr Nicander ist angekommen.

— Ich will aber mein Incognito bewahren; schicken Sie den Herrn Nicander wieder fort.

— Ach, Euer Gnaden, er ist ein fürchterlicher Mann!

— Ich bin ein noch fürchterlicherer Mann; schicken Sie ihn fort, sag' ich Ihnen. Sie wissen ja, daß ich heute Abend das Schloß verlasse. Bis dahin will ich Ruhe haben.

Der Graf mochte erwarten, daß sich der Castellan nach dieser in ziemlich barschem Tone ertheilten Abfertigung zurückziehen werde, denn er griff wieder nach dem Buch, in welchem er soeben gelesen hatte.

Böhme aber blieb wie angewurzelt stehen und rang stöhnend und ächzend die Hände.

— Haben Sie mich nicht verstanden, Böhme? sagte der Graf. Bis zu dem Augenblick meiner Abreise will ich ungestört sein. Morgen mag der Wallfischfänger aufs Schloß ziehen, und Sie sollen ihm dann die vollkommenste Freiheit lassen, zu thun, was ihm gutdünkt. Und wenn es ihm auch einfallen sollte, hier Thran auszusieden und die Luft auf eine Meile weit zu verpesten, so darf ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt werden. Heute aber soll er einen anderen Ort mit seiner Gegenwart beglücken.

— Er wird nicht gehen, Euer Gnaden, platzte Böhme in seiner Herzensangst heraus. Er will diesen Thurm bewohnen, weil er von hier aus

die Bucht und sein Schiff sehen kann. Euer Gnaden dürfen gewärtigen, daß er jetzt gleich hieherkommt und Sie in seiner rohen Weise zur Rede stellt, weil Sie seinen Namen — — Ach Gott, ach Gott, was wird das geben!

— Ah, stehen die Sachen so? sagte der Graf lächelnd. Da muß ich dann freilich meine Vorkehrungen treffen.

Er schellte mit der auf seinem Tische stehenden silbernen Glocke, worauf Olaf Dahlbom erschien und sich in stummer militärischer Haltung neben der Thür postirte.

— Meine Ahnung hat sich bestätigt, Olaf; redete der Graf seinen Bedienten an; der Seemann, den wir den Kutter verlassen und ans Land rudern sahen, ist kein Anderer als mein Vetter, der Wallfischfänger. Er soll sehr ungehalten sein, diesen Thurm von einem Doppelgänger schon besetzt zu finden. Er stößt sogar Drohungen aus — oder hätte ich Sie unrecht verstanden, Böhme?

— Gräßliche Drohungen! ächzte der Castellan. Er will Euer Gnaden — ach Gott, ich bringe nicht über die Lippen.

— Was will er? Reden Sie, ich befehle es Ihnen.

— Euer Gnaden harpuniren, mit einem Speckmesser zerschneiden und in eine — ich weiß nicht, wie er das Ding nannte — verpacken. Und der Herr Major . . .

— Hetzt ihn noch mehr auf; o, ich kanns mir denken.

Der Graf wendete sich wieder an Dahlbom und ertheilte ihm in schwedischer Sprache einen Befehl.

Dahlbom wurde um ein Beträchtliches steifer, als er es vorhin schon gewesen, drehte sich auf dem linken Absatz um und marschirte zur Thür wieder hinaus.

Während sich dies im Thurm begab, hatte der Major die Zeit aufs Beste benützt, den Seemann gegen den Räuber seines Namens aufs Aeußerste zu erbittern.

Nicander schnaubte vor Wuth und erklärte endlich, auf den Commandanten nicht länger warten, sondern augenblicks in den Thurm gehen zu wollen, um den Pseudo-Wallfischfänger nach Gebühr zu züchtigen. Er machte sich auch ohne Säumniß auf den Weg, und der Major begleitete ihn frohlockend.

Als sie sich dem Thurme näherten, stand die lange Gestalt des Olaf Dahlbom steif und regungslos in der offenen Thür.

Des Seemanns Augen funkelten vor Zorn, als er ihn erblickte. Er spuckte den Tabacksaft nach rechts und links aus und rannte mit geballten Fäusten auf ihn zu.

— Ist Sie der infamige Kerl, brüllte er, der hier . . .

Da schmetterte die Thür vor seiner Nase zu und ein Riegel wurde innen vorgeschoben.

Einem wüthenden Eber gleich stürmte der Seemann gegen die Thür an. Sie war aber von dicken eichenen Planken gezimmert und widerstand sowol dem furchtbaren Anprall, als auch dem Hagel von Faustschlägen und Fußtritten, der ihm folgte.

— So gehts nicht, Vetter, sagte kopfschüttelnd der Major, als der erbitterte Seemann immer noch fortfuhr, die Thür mit Händen und Füßen zu bearbeiten.

— Mannschaft holen! schnaubte dieser, und entfernte sich so schnell wie er gekommen war.

Der Major rieb sich mit einem schadenfrohen Lächeln die Hände, indem er ihm nachsah.

— Endlich, endlich, sagte er schmunzelnd für sich, werd' ich doch die Freude erleben, nach der ich mich so lange gesehnt habe.

— Pundhusond! ertönte es droben im Thurm und eine Butte voll Kehricht entleerte sich über seinem Haupte und hüllte ihn für einen Moment in eine dichte Staubwolke.

Zehntes Capitel.

Ein Familienrath unter dem Vorsitz der Frau v. Osten.

Auf dem Schloß hatte die schnell von Mund zu Munde gehende Nachricht von der Ankunft des rechten Nicander eine ungeheure Sensation erregt. Die Verwandten ließen wie nach getroffener Uebereinkunft ihre vielen kleinen Zwistigkeiten ruhen, und die Macht der Gewohnheit führte sie Alle in die jetzt von der Frau v. Osten bewohnten Räume zusammen, wo sie so oft bei wichtigen Anlässen unter dem Präsidium der Generalin Fellenbach Rathes gepflogen hatten.

Sie ließen sich auf die gewohnten Plätze nieder, nur Frau v. Osten nicht; diese schwang sich mit großer Behendigkeit auf den Lehnsessel, den ehedem die Generalin als Vorsitzende eingenommen, eine Usurpation, die fast eine sofortige Wiederauflösung der Versammlung zur Folge gehabt hätte; nur der Hinblick auf die außerordentliche Dringlichkeit des vorliegenden Falles bewog die Schwestern Elmbach, sich eine solche Anmaßung gefallen zu lassen.

Eine stürmische Debatte erfolgte nun.

War der zuletzt angekommene Nicander auch ganz unzweifelhaft der echte Nicander?

Ja, er war es.

Der Major hatte soeben in der Wohnung des Castellans — wo er, beiläufig gesagt, sich auch den Kehricht hatte abbürsten lassen — den Brief gelesen, welchen der Seemann bei sich führte. Dieser Brief war vom Grafen Werneberg eigenhändig geschrieben und legitimirte den Inhaber aufs Unwiderleglichste.

Wer aber war alsdann der zuerst angekommene, der unechte Nicander? Was konnte diesen Mann bewogen haben, einen falschen Namen zu führen? Doch sicherlich nur das Verlangen, sich den Nachstellungen der Criminaljustiz zu entziehen.

Er hatte also ein Verbrechen begangen; aber welches? Hatte er Wechsel gefälscht? War er ein Falschmünzer? Oder ein Kaufmann, der einen betrügerischen Bankerott gemacht? Oder ein Beamter, der die Kasse bestohlen hatte? Oder lastete noch Schlimmeres auf seinem Gewissen? War er vielleicht ein Mörder?

Jede dieser Möglichkeiten wurde zur Sprache gebracht, angefochten, vertheidigt, verworfen, wieder aufgenommen, aufs Neue debattirt und nochmals verworfen, bis endlich Frau v. Osten eine Hypothese aufstellte, die der Wahrheit näher zu kommen schien, als alle bisherigen, und die sich daher auch schließlich Geltung verschaffte.

— Wir wissen nicht, wer dieser Mann ist, begann sie, nachdem es ihr vermöge ihres scharfen, schneidenden Organs gelungen war, die Uebrigen, die Alle zu gleicher Zeit sprachen, zu überschreien und zum Schweigen zu bringen, wir wissen nicht — pst! ich habe das Wort — wer er ist. Aber unsere Cousine Fellenbach weiß es.

Alle gaben die Richtigkeit dieser Behauptung zu; nur der Baron Odenfeld wollte nicht einsehen, warum die Generalin Fellenbach mehr wissen solle als er.

— Weil sie ihn heirathen will, belehrte ihn Frau v. Osten, und weil man nicht gern Jemand heirathet, von dem man nicht mit Bestimmtheit weiß, wer er ist. Leuchtet Ihnen dies ein, Vetter?

Es leuchtete ihm ein und Frau v. Osten fuhr fort:

— Da dies glücklicherweise — still, Bruder! — dem Vetter Odenfeld einleuchtet, können wir weiter gehen — unterbrechen Sie mich nicht, Ernestine — weiter gehen. Ist es nun anzunehmen, daß die Generalin einen Dieb, Falschmünzer, Wechselfälscher oder Mörder heirathen würde? Vieles kann man allerdings dieser Frau zutrauen, aber das nicht. Für so tief gesunken halte ich sie nicht.

Man stimmte ihr bei; nur begriff der Baron nicht, warum die Generalin nicht so tief gesunken sein solle, daß sie allenfalls auch einen Mörder heirathen könne.

Es hielt sehr schwer, ihn von seiner gar zu pessimistischen Anschauung zurückzubringen.

— Der Vetter Odenfeld ist endlich so freundlich auch hierin unserer Meinung beizutreten, sagte Frau v. Osten, und wir können also abermals weitergehen. Es gibt Fälle, in welchen ein Mann genöthigt werden kann, sich hinter die Schutzwehr der Pseudonymität...

— Köstliche Metapher — hahaha!

— Zurückzuziehen — ich bitte Sie, Cousine Blandina, mich nicht wieder in dieser Weise zu unterbrechen — ohne daß er gerade ein Verbrecher ist. Oder richtiger: nicht jeder Verbrecher ist gerade ein Verbrecher. So ist zum Beispiel ein politischer Verbrecher kein Verbrecher.

— Vortreffliche Logik, Cousine — hahaha!

— Ich nehme an, daß Sie Alle — Ihr Lachen ist höchst ungeziemend, meine Beste — zugeben werden, daß der Mann drüben im Thurm, nach Allem, was wir von ihm wissen...

— Nicht wissen, wollen Sie doch wol sagen.

— Sehr wohl ein politischer Flüchtling sein könnte. Ich meinestheils halte mich für überzeugt, daß er ein solcher ist, weil ihn sonst die Generalin nicht heiraten würde.

Der Baron vermochte schlechterdings nicht einzusehen, warum die Generalin nur einen politischen Flüchtling sollte heiraten wollen, und Frau v. Osten hatte große Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß sie es nicht so gemeint habe, als sei jede andere eheliche Verbindung eine in der Natur der Generalin begründete absolute Unmöglichkeit.

Die Debatte wurde fortgesetzt, und da der Baron sich an derselben nicht weiter betheiligte und auch Fräulein Blandina weniger häufig ihre Randglossen machte, gelangte man endlich zu einem Resultat, das allgemein befriedigte.

Die Punkte, welche man nach und nach feststellte, waren folgende:

Erstens war der Pseudo-Wallfischfänger ein politischer Flüchtling; darüber konnte nach den scharfsinnigen Bemerkungen der Frau v. Osten kein Zweifel mehr herrschen.

Zweitens war er ein Pole; das ging daraus hervor, daß er mit seinem Diener eine fremde Sprache redete, die man bisher fälschlich für die norwegische gehalten hatte.

Drittens hatte er während des letzten polnischen Aufstandes einen hohen militärischen Posten bekleidet; einen hohen, das ließ sich aus seinem Alter schließen, einen militärischen, das bekundete das soldatische Wesen, das jetzt alle Verwandten gleich anfangs an ihm wahrgenommen haben wollten.

Viertens war er nicht unbemittelt, denn sonst würde ihn die Generalin nicht heiraten.

Fünftens hatte er, schon ehe er aufs Schloß zog, mit der Generalin

eine geheime Verbindung unterhalten, denn nur sie konnte ihm den Gedanken eingegeben haben, sich den Namen Nicander beizulegen.

Sechstens war man hier einem Complot auf die Spur gekommen, in welches, außer der Generalin, Fräulein Therese und vermuthlich auch Bernhard Günther verflochten waren. Möglich sogar, daß schon seit langer Zeit von Ronneburg aus ein steter Wechselverkehr mit einer weitverzweigten Verschwörung unterhalten wurde, bei welcher es auf neue Unternehmungen gegen die russische Regierung abgesehen war.

Die ausgedehnte Correspondenz der Generalin, die allabendlichen Zusammenkünfte bei ihr, die plötzliche Abreise ihrer Tochter, ihre eigene ebenso plötzliche Abreise — waren dies nicht lauter Thatsachen, die zu solchen Annahmen berechtigten?

Man war es nun unzweifelhaft dem Grafen Wernberg schuldig, zu verhüten, daß sein Schloß zum Herd politischer Umtriebe gemacht werde. Man mußte also die Behörde von den verdächtigen Umständen in Kenntniß setzen.

Der Major und der Baron hatten sich jedoch schon durch eine frühere Denunciation große Unannehmlichkeiten bereitet. Von ihnen durfte man nicht erwarten, daß sie sich Aehnlichem abermals aussetzten. Aber Nicander, der wirkliche, echte Nicander war ja da. Warum sollte nicht er die Kastanien aus der Asche holen? Er war gerade der rechte Mann dazu und hatte ja auch, weil der Pole seinen Namen geborgt, mehr Grund, diesen zu entlarven, als jeder Andere.

Der Major übernahm es, Nicander zu einer gerichtlichen Anzeige zu bewegen.

— Was ist denn eigentlich dieser Nicander für ein Mann? fragten Frau v. Osten und die zwei Schwestern Bimbach zu gleicher Zeit.

— Ein Seemann von altem Schrot und Korn, antwortete der Major, ein wenig rauh zwar in seinem Benehmen, aber offen, bieder und treuherzig, mit einem Wort ein recht lieber alter Herr.

— Du meinst also, Bruder, daß wir ihn zuvorkommend behandeln sollten?

— Ei freilich, Schwester; lade ihn nur gleich auf heute Abend zum Thee.

— Wollen auch Sie mir das Vergnügen schenken, meine Freunde? wendete sich Frau v. Osten an die Uebrigen.

Diese nahmen die Einladung an und die Versammlung wurde aufgehoben.

Beim Weggehen flüsterte der Major dem Baron ins Ohr:

— Ich besitze zufällig ein polnisches Lexicon und werde sogleich das

Wort Pundhekend nachschlagen. Bin doch wirklich begierig, was es eigentlich bedeutet.

— Hm! brummte der Baron.

Elftes Capitel.

Olaf Dahlbom vertheidigt sich.

Olaf Dahlbom hatte von einem Fenster des Thurmes aus die nutzlosen Anstrengungen beobachtet, welche der Seemann machte, um die Thüre zu sprengen. Er hatte ihn dann fortgehen sehen, hatte die ihm zugedachte Butte mit Kehricht seinem besonderen Lieblinge, dem Major, beschert und endlich, als auch dieser verschwunden war, die Thür drunten mit den Worten: „Der erste Sturm wär' also glücklich abgeschlagen,“ wieder geöffnet.

Als eine halbe Stunde später Bernhard Günther eilig dem Thurme zuschritt, marschirte Olaf Dahlbom als Schildwache gravitätisch vor demselben auf und ab.

— Kann ich Ihren Herrn sprechen, Olaf? rief ihm Bernhard zu.

Olaf wies mit dem Daumen über die Schulter weg nach Oben, und Bernhard ging hinauf.

— Haben Sie die große Neuigkeit schon gehört, Herr Günther? fragte mit einem ironischen Lächeln der Graf, als der junge Gärtner zu ihm ins Zimmer trat.

— Es hat sich unter den Leuten hier ein sonderbares Gerücht verbreitet, antwortete Bernhard.

— Es würde mich lebhaft interessiren, zu erfahren, was die Leute sagen. Wollen Sie es mir mittheilen?

Bernhard zögerte mit der Antwort und der Graf fuhr fort:

— Natürlich sagen sie, daß ich ein Landstreicher, ein Gauner und Schwindler bin; oder sie machen mich gar zum Hauptmann einer Räuberbande, der sich zum Zweck der Recognoscirung hier eingenistet hat, und, wenn nicht beizeiten der rechte Nicander gekommen wäre, ihn daran zu verhindern, in einer finsteren regnerischen Nacht mit seinen heimlich herbeigezogenen Spießgesellen das Schloß überfallen und ausgeplündert hätte. Sprechen die Leute nicht so?

— So nun freilich nicht; aber allerdings wird Ihrer Pseudonymität von den Dienstboten und Arbeitsleuten nicht gerade der beste Beweggrund untergeschoben.

— Und Ihre Verwandten, Herr Günther?

— Ich habe keinen derselben gesprochen. Sie sollen, wie ich höre, sich soeben zu einem Familienrath versammelt haben.

— So? Nun, da dürfen Sie überzeugt sein, daß sie die wichtige Frage erörtern, wie man gegen ein so verdächtiges Individuum zu verfahren hat. Und ohne Zweifel wird aus ihrer Berathung der weise Entschluß hervorgehen, die Gerichtsbehörde hineinzumischen, wie schon einmal früher bei Gelegenheit der Einscharrung einer ermordeten Grönländerin. Aber Sie, Herr Günther, wie denken denn Sie, der Sie die Tugend selber sind, über meine Pseudonymität?

— Ich denke, daß wenn ein Mann wie Sie zu einem solchen Mittel greift, er dafür auch zwingende Gründe haben muß. So lange ich Ihre Gründe nicht kenne, enthalte ich mich jedes Urtheils.

— Und wenn ich nun nicht geneigt wäre, Ihnen meine Gründe zu nennen?

— Ich werde nie danach forschen.

— Indeß sind Sie doch nur darum hiehergekommen, um mich zur Rede zu stellen, weil ich Ihren Onkel spielte und mich als solcher in Ihr Vertrauen stahl?

— Sie wissen recht gut, daß ich nicht dem Onkel, sondern dem Manne mein Vertrauen und meine Achtung schenkte.

— Die Sie ihm aber jetzt wieder entziehen werden.

Bernhard trat dicht an den Grafen heran, ergriff seine Hand und drückte sie mit Wärme.

— Es gibt eine innere Stimme in unserem Herzen, der wir unbedingt trauen dürfen, sprach er. Mir aber sagt diese Stimme, daß, was auch immer Ihrer Handlungsweise für Motive zu Grunde liegen, sicherlich keine unehrenhaften Absichten damit verbunden sind; sie sagt mir, daß, welchen Namen Sie auch immer tragen mögen, Sie ein Mann sind, der die von einem Anderen ihm bewiesene Freundschaft nie mißbrauchen wird. Nicht um Sie auszuforschen und nicht um Sie zur Rede zu stellen, sondern um Sie zu warnen bin ich zu Ihnen gekommen. Mein Onkel Nicander — ich schäme mich, diesen Mann Onkel zu nennen — ist ein roher, jähzorniger und gewaltthätiger Mensch; Sie dürfen sich des Aergsten von ihm versehen. Er hat, wie ich weiß, das Schloß mit der Drohung verlassen, seine Matrosen herbeizuholen, den Eintritt in den Thurm zu erzwingen und sich Ihrer Person zu bemächtigen. Bei meinen übrigen Verwandten wird er die bereitwilligste Unterstützung finden. Man wird, wie Sie vorhin scherzend sagten, die Gerichtsbehörde hineinmischen. Wenn daher Ihre Pseudonymität in Umständen begründet sein sollte — ich bin genöthigt, ganz offen zu reden — in Umständen, die es für Sie wünschenswerth machen, einem Conflict mit der Obrigkeit auszuweichen, so bewerkstelligen Sie, ohne eine Minute zu zögern, Ihre Flucht.

— Brav gesprochen, Bernhard, und ganz so, wie ich es von Dir erwarten durfte, sagte der Graf in dem vertraulichen und herzlichen Tone,

den er früher manchmal gegen den jungen Mann aufgestimmt hatte. Ich danke Dir für Deinen wohlgemeinten Rath, aber ich kann ihn nicht befolgen. Einen Conflict mit der Obrigkeit fürchte ich nicht und den Sturmlauf Deines walfischfangenden Onkels und der ganzen übrigen Sippschaft belache ich. Ich könnte jetzt sogleich gehen, denn meine Sachen sind gepackt und ich bin vollständig zur Reise gerüstet, allein es widerstrebt meiner Natur, gutwillig der rohen Gewalt zu weichen. Ich habe mir vorgesetzt, erst heute Abend um elf Uhr das Schloß zu verlassen, und dabei bleibe — man müßte mich denn hinauswerfen.

— Sie wollen also hier eine Belagerung aushalten?

— Ich werde mich, falls man mich wirklich angreift, vertheidigen, lachte der Graf; ich werde mich nur Schritt für Schritt zurückziehen, ganz so wie es Karl XII. glorreichen Andenkens that, als er zu Warnitza gegen die Uebermacht der Türken focht. Oder, um nicht gar zu Kleines mit gar zu Großem zu vergleichen, ich werde es machen wie einst der Bruder Deiner Großmutter, Graf Magnus Werneberg, als seine rebellischen Bauern gegen das Schloß anrückten.

— Und wenn Ihre Festung mit Sturm genommen würde?

— Du kennst das Sprichwort: „Es ist ein armer Fuchs, der nur ein Loch hat,“ entgegnete der Graf. Mein Malepartus hat deren zwei. Komm, Bernhard, ich zeige Dir das eine, welches Du noch nicht kennst.

Er führte den jungen Gärtner in eine an seine Wohnstube stoßende kleine, mit Eichenholz getäfelte Kammer.

Nebst einer Menge alten Gerümpels befanden sich hier die gepackten Koffer.

— Nun gib Acht, Bernhard, sagte der Graf und drückte gegen eine an der hölzernen Wandbekleidung kunstvoll angebrachte Feder.

Alsobald sprang eine schmale Thür auf und eine Oeffnung in der dicken Mauer wurde sichtbar, sowie auch eine steil abwärts führende Wendeltreppe.

— Die Treppe, sagte der Graf, steht mit einem unterirdischen Gange in Verbindung, der drunten am Fuß des Hügels ausmündet. Du siehst, daß die Retraite, falls sie angetreten werden muß, vollkommen gesichert ist. Jetzt sollst Du aber auch noch meine Vertheidigungsmittel kennen lernen.

Sie verließen die Kammer und gelangten in einen anderen Raum, wo Bernhard zu seiner Verwunderung eine Feuerspritze und einen ungeheuer großen, bis an den Rand gefüllten Wasserbehälter sah.

— Es ist dies schon vor längerer Zeit hiehergeschafft worden, erläuterte der Graf, um es gegen Deine vortrefflichen Oheime, den Major und den Baron, in Anwendung zu bringen, wenn es sie gelüsten sollte, mich noch ferner zu belästigen. Ehre übrigens, dem Ehre gebührt, mein braver Olaf:

Dahlbom war es, der den Einfall hatte, und schon lange juckten ihm die Finger danach, seine Batterie spielen zu lassen. Allein um ihm den seligen Genuß zu verschaffen, den er sich davon verspricht, würde ich bleiben und den Wallfischfänger Trotz bieten. Betrachte Dir die Munition; sie läßt nichts zu wünschen übrig.

Die Munition, das Wasser nämlich, war in der That von Olaf Dahlbom vortrefflich präparirt worden.

Er hatte einige Flaschen Stiefelwichse und Tinte hineingegossen, und die alte, abgestandene, in Fäulniß übergegangene Flüssigkeit war sowol hinsichtlich des Aussehens wie des Geruchs das Abscheulichste, was man sich nur vorstellen konnte.

Bernhard lachte laut auf bei dem Gedanken an die Wirkung, welche diese ebenso neue als furchtbare Waffe hervorbringen müsse, und auch er hätte jetzt dazu gerathen, nicht voreilig das Feld zu räumen.

In diesem Augenblicke erschien der alte Böhme ganz außer sich vor Angst und Aufregung.

— Sie kommen, rief er mit bebender Stimme, sie werden sogleich hier sein!

— Wer wird hier sein, Böhme?

— Ach Gott, gnädiger — Herr Nicander wollt' ich sagen — aber ...

— Wollen Sie sagen, daß Herr Nicander gleich hier sein wird?

— Ja, Herr Nicander, er, der andere Herr Nicander kommt heran mit seiner ganzen Schiffsmannschaft, lauter entsetzlich aussehende grimmige Kerle. Sie tragen Handbeile und lange dicke Stangen und Keulen wie eine Rotte Wilder — o, du allmächtiger Himmel — ich glaube, sie sind Alle betrunken!

— Hat Olaf die Thür geschlossen?

— Er wollte gerade jetzt die Querbalken vorlegen.

— So eile hinunter, Bernhard, damit Du hier nicht ebenfalls eingesperrt wirst.

— Nein, ich bleibe, entgegnete Bernhard, um dieses Warnitza vertheidigen zu helfen.

— Nun, wie es Dir beliebt; wir standen ja schon einmal mit einander im Feuer. Uebrigens dürften hier doch schlimme Kopfnüsse ausgetheilt werden, und ich möchte nicht, daß Du zu Schaden kämest. Willst Du Nutzen stiften, so hilf Böhme die Koffer in den geheimen Gang bringen, während ich mit Olaf die Vertheidigung übernehme. Aha, da höre ich den Feind herannahen.

Man hörte in der That vom Hohlwege herauf ein wildes, lallendes Jauchzen, wie von einer Anzahl betrunkener Männer, und gleich darauf sah man vom Fenster aus den Wallfischfänger mit dem Major und dem Baron an der Spitze von sechs Matrosen den Hügel hinansteigen.

Nicander's Gesicht war mit einer noch tieferen Kupferröthe übergossen, als es bei seinem ersten Besuch der Fall gewesen und sein Gang war höchst unsicher geworden. Daß er keineswegs nüchtern war, erkannte man auf den ersten Blick.

Seine Untergebenen waren es noch weit weniger; einige derselben taumelten bedenklich hin und her. Sie waren, wie Böhme gesagt, mit Aexten und Brecheisen versehen und zwei von ihnen trugen auf den Schultern einen gewaltig großen Windebaum.

In kurzer Entfernung vom Fuße des Thurmes commandirte Nicander Halt und ordnete seine Leute in Reih und Glied.

Dann trat er vor die Fronte, setzte ein mitgebrachtes blechernes Sprachrohr an den Mund und rief mit Stentorstimme eine Aufforderung hinauf, des Inhalts, daß die Hundesöhne, welche den Thurm besetzt hielten, augenblicklich die Flagge streichen und sich ergeben sollten, widrigenfalls er sie kielholen lassen und ihnen dann noch dazu die neunschwänzige Katze zu kosten geben wolle.

Mittlerweile war aber Olaf Dahlbom an seine Batterie geeilt und hatte schnell alle nöthigen Vorbereitungen getroffen. Und noch ehe der Wallfischfänger das Sprachrohr vom Munde nehmen konnte, erfolgte die Antwort in Form eines so wohlgezielten Wasserstrahls, daß Jener, von oben bis unten von der übelriechenden Flüssigkeit durchnäßt, überrascht zurücktaumelte.

— Das ist für Deine Katze, Du alter Kater! rief Olaf, den Hut schwenkend, in schwedischer Sprache zum Fenster hinaus, und ein schallendes Gelächter der Matrosen bewies, daß sie seinen Witz verstanden und zu würdigen wußten.

Der Wallfischfänger aber war in eine furchtbare Wuth gerathen und ein gewichtiger Stein, nach Dahlbom's Kopf gezielt, flog aus seiner Hand.

Der Stein traf nur das Fensterkreuz, das blecherne Sprachrohr aber, das unmittelbar dem Steine folgte, schwirrte durchs Fenster und streifte den vor Schrecken halb ohnmächtigen Böhme.

— Nun geht, sagte der Graf zu Böhme und Bernhard, geht und bringt die Sachen in Sicherheit, denn dies hier könnte ernster werden, als ich gedacht. Geht, sag' ich Euch!

Bernhard zögerte noch, aber Böhme drängte ihn fort, indem er in kläglichem Tone wimmerte:

— Ei, so gehen Sie doch einmal, ich bitte Sie um des Heilands willen, Herr Günther. Sie hören ja, daß die Sachen in Sicherheit gebracht werden sollen.

Drunten waren nun die Anstalten zu einem wohlorganisirten Sturm getroffen worden.

Vier stämmige Matrosen hatten den langen schweren Windebaum erfaßt und rannten damit unter einem donnernden Hurrah gegen die Thür an.

Der schwarze Strahl aus der Feuerspritze, so heftig er auch die Stürmenden traf, war nicht vermögend, ihren Lauf zu hemmen, und das Schloß der Thür wurde bei dem gewaltigen Anprall aufgesprengt.

Aber noch hielten die eichenen Planken, noch hielten die dicken Balken, die einerseits in Maueröffnungen eingefügt, andererseits von starken eisernen Klammern getragen, inwendig quer über die Thür reichten. Jedenfalls mußte der Sturmlauf noch oft wiederholt werden, ehe dieses Bollwerk niedergerannt war, und so erfolgte auch in der That ein Stoß nach dem andern. Aber obgleich die mächtigen Bohlen, aus welchen die Thür gezimmert war, nach und nach zersplitterten, und auch die eisernen Klammern, auf welchen die Querbalken ruhten, zu weichen begannen, so sahen die Belagerer doch ein, daß sie in dieser Weise nicht leicht eine practikable Bresche herstellen würden, und sie griffen daher zu anderen Mitteln, zumal auch die Spritze sie während des Anlaufes in sehr hohem Grade belästigte.

Sie trieften Alle von Wasser, Stiefelwichse und Tinte, sie waren schwarz wie Neger und sie rochen noch schlimmer als solche. Und der scharfe Strahl traf auch in sehr schmerzhafter Weise; sie mußten das Gesicht dagegen schützen und das hinderte die freie Bewegung.

Ganz in unmittelbarer Nähe der Thür dagegen war man vor der Spritze in Sicherheit, denn unterhalb des Fensters, von welchem aus sie gehandhabt wurde, befand sich eine weit vorstehende Brüstung, die es Dahlbom unmöglich machte, sein Geschoß mit der nöthigen Genauigkeit zu richten. Zu weit durfte er sich auch nicht hinauslehnen, da zwei der Matrosen von Nicander angewiesen waren, ihn fortwährend mit Steinen zu bombardiren.

Unter so bewandten Umständen durften die Belagerer hoffen, mit ihren Handbeilen mehr auszurichten, als mit dem Windebaum, und es regnete denn auch bald einen Hagel von scharfen Hieben auf die schon halb zertrümmerte Thür.

Dahlbom erkannte mit Schmerz, daß seine Hauptwaffe jetzt unnütz sei, was sie freilich ohnehin bald geworden wäre, denn die Munition begann ihm auszugehen. Er bedachte daher mit einer letzten Ladung den Major und den Baron, die aus ziemlich weiter und, wie sie annehmen mochten, vollkommen sicherer Entfernung dem Vorgange zusahen. Allein Dahlbom hatte diese Entfernung richtiger berechnet und sein fürchterlicher Strahl traf mit so großer Präcision und Wucht, daß die Beiden, die eines solchen Angriffs nicht gewärtig waren, zu Boden geworfen wurden.

— Wollen zu anderen Waffen greifen, sagte Dahlbom, als die Axtschläge, die gegen die Thür geführt wurden, immer schneller und heftiger wurden.

Er war schon im Begriff, allerhand altes Gerümpel herbeizuschleppen, um es den Angreifern durchs Fenster auf die Köpfe zu werfen, da aber ertönte plötzlich ein furchtbarer und entsetzlicher Krach, und er gab schnell sein Vorhaben auf.

Es war den Matrosen nach großer Anstrengung gelungen, die eisernen Klammern vollends zum Weichen zu bringen, die Thür gab ihrem vereinten Drucke nach und stürzte sammt den Balken prasselnd in das Innere des Thurmes.

— Nach der Treppe! rief der Graf, und ergriff im eiligen Fortgehen einen schweren Knüppel, den er sich schon beizeiten als seine Vertheidigungswaffe ausersehen hatte.

Dahlbom folgte ihm mit einem tüchtigen Besenstiel.

Wollten sie noch die Treppe vertheidigen, so hatten sie keine Secunde zu verlieren, denn schon waren die eingedrungenen Feinde im Begriff, hinaufzusteigen. Es war aber eine schmale und steile Wendeltreppe, die es nur gestattete, mit einer Fronte von zwei Mann vorzudringen, und hierauf stützte sich die Hoffnung der Belagerten, sie eine kurze Zeit noch halten zu können.

Als sie dieselbe erreicht hatten, sahen sie gar nur einen der Angreifer heraufkommen. Es war dies der Wallfischfänger, der, von heißer Kampfgier hingerissen, seinen Leuten vorausgeeilt war. Er sollte diese Unvorsichtigkeit schwer büßen, denn Dahlbom's Besenstiel flog ihm zwischen die Beine, so daß er stolperte und fiel; der Graf aber packte ihn, zerrte ihn halb in die Höhe und versetzte ihm dann einen Fußtritt, der ihn um zehn oder zwölf Stufen hinunterschleuderte. Er wäre noch weiter hinuntergerollt, wenn nicht zwei Matrosen, gegen die er anprallte, seinen Fall aufgehalten hätten, indem sie über ihn hinpurzelten.

— Ich habe Dich zwar selber eingeladen, aber wie die Sachen nun einmal stehen, kann ich Dir wahrhaftig keinen höflicheren Empfang zu Theil werden lassen, lachte der Graf vor sich hin, als er seinen Vetter und Gast hinunterkollern sah.

Dieser aber raffte sich wieder auf, schrie wie ein Rasender, daß er die Hunde droben dennoch harpuniren wolle und erneuerte mit furchtbarem Ungestüm, diesmal auch mit einer geschlossenen Colonne seiner Leute hinter sich, seinen Anlauf.

Da der Graf und sein Diener keine Miene machten, vom Fleck zu weichen, und die betrunkenen Seeleute eine entschiedene Neigung verriethen, mit ihren scharfen Handbeilen Ernst zu machen, so wäre es nun unfehlbar zu einem blutigen und für die Vertheidiger in jedem Falle verhängniß-

vollen Zusammenstoß gekommen, wenn nicht noch rechtzeitig durch Bernhard Günther's Intervention die Dinge eine andere Wendung genommen hätten.

Er hatte sich nämlich, als ihm das donnerähnliche Gekrache den Einsturz der Thür verkündete, von dem alten Böhme, der sich flehend und abmahnend an ihn festklammerte, losgerissen, um der bedrängten Besatzung zu Hilfe zu eilen. In dem Augenblicke, da Micander seinen zweiten Sturmlauf gegen die Treppe begann, erreichte er diese und schleuderte nun ein paar in der Hast zusammengeraffte Stühle über die Köpfe der Vertheidiger hinweg den Angreifern entgegen.

Hierdurch entstand in dem engen Raume ein Hemmniß, das nicht im Nu wieder hinweggeräumt werden konnte, und so gewannen er und seine zwei Kampfgenossen Zeit, noch und noch die sämmtlichen Möbeln aus Dahlbom's unmittelbar an die Treppe stoßendem Schlafzimmer, einen kleinen Tisch nämlich, eine leere Commode und endlich auch die Bettstelle und deren Inhalt den Stühlen nachzuschicken. Daß ihnen dafür Handbeile und Brecheisen um die Ohren flogen, hinderte sie nicht im Geringsten; in wenigen Secunden war eine Barricade zuwege gebracht, die ihre Retraite hinlänglich deckte.

— Und nun zurück, während es noch Zeit ist! rief Bernhard, indem er den Grafen am Arme packte und fast mit Gewalt von dem Schauplatze fortzog.

— Du hast Recht, antwortete der Graf; komm, Olaf.

— Nur noch dieses Geschirr! rief Olaf, zum Wurf ausholend. So, da habt Ihrs!

Was es für ein Geschirr war, mit welchem er zu guterletzt noch die Angreifer bediente — ich weiß es nicht; das schwedische Manuscript gibt hierüber leider keine Auskunft.

Als einige Augenblicke später die Barricade von den Angreifern hinweggeräumt war und diesen nun der Zutritt zu allen Räumen des Thurmes offen stand, fanden sie trotz des emsigsten Suchens kein lebendes Wesen daselbst.

Der Wallfischfänger knirschte vor Wuth mit den Zähnen und schwor, daß sein Doppelgänger ein übernatürliches Wesen sein müsse, eine Art Schiffskobold, ähnlich dem sogenannten Klabautermanne.

Zwölftes Capitel.

Neuvermält in Schweden.

Denken wir uns, meine lieben Leser, daß wir auf dem Dampfboot eine Reise nach Schweden gemacht haben und soeben, ohne seekrank geworden zu sein, in Stockholm ans Land gestiegen sind.

Wart Ihr je in Stockholm?

Wenn nicht, so wäre es nicht mehr als billig, daß ich Euch hier eine ausführliche Beschreibung der schwedischen Hauptstadt zum Besten gäbe, und nichts wäre mir leichter, denn obgleich auch ich nie dort war, dürfte ich ja nur — — — [illegible], da hätte ich beinahe aus der Schule geschwatzt. — — Ihr werdet hier keine solche Beschreibung finden, das war es eigentlich nur, was ich sagen wollte. Es mag dieß für Euch eine Enttäuschung sein, ich räume es ein, aber Ihr habt ja beim Lesen dieser wahren Geschichte schon so manche bittere Enttäuschung erfahren, daß Ihr nachgerade daran gewöhnt sein dürftet.

Uebrigens werden wir uns auch nur eine halbe Stunde in Stockholm aufhalten, und da wäre es doch wahrlich kaum der Mühe werth, Euch das alte königliche Schloß und das neue königliche Schloß, die Bank, die Münze, die Storkirche und die St. Jakobskirche, das Ritterhaus und die Ritterholms-kirche und den Ritterhausmarkt und Diurgarden und Mälarsee und Salt Sjön und Astra Viken u. s. w., zu zeigen und Euch auch noch in der Umgegend umherzuführen nach Haga, Ulriksdal und Drottningholm. Warum sollten wir uns die kurze Zeit so entsetzlich sauer werden lassen? Wir können es uns ganz bequem machen und uns unmittelbar nach dem Palast des Grafen Werneberg begeben, mit welchem wir es doch eigentlich ganz allein zu thun haben.

Wir brauchen nicht erst nach dem Wege zu fragen — wir sind schon da.

Wir brauchen auch nicht mit kritischem Blick den Baustyl des Palastes des Grafen und seine innere Einrichtung zu mustern, denn wir haben glücklicherweise schon hundert andere Paläste gesehen und kennen das Alles zur Genüge.

Ja, wenn ich es mir recht überlege, wären die vielen Worte, die ich schon niedergeschrieben habe, auch gar nicht nöthig gewesen. Betrachtet sie als nicht gelesen, ich beginne mein Capitel von vorne.

Drei Wochen sind verflossen, seit Graf Werneberg durch seinen Vetter Nicander aus dem Thurm zu Ronneburg vertrieben worden war; wir treffen ihn jetzt in seinem Palast zu Stockholm.

Er befindet sich allein in einem nicht sehr großen, aber äußerst luxuriös ausgestatteten Zimmer, welches zu den Gemächern seiner nunmehrigen Gemalin, der früheren Generalin Fellenbach, gehören muß, denn manche Gegenstände, die das Boudoir der Generalin zu Ronneburg zierten, sehen wir hier; unter Anderem auch den uns wohlbekannten kleinen Schreibtisch von Jacarandaholz mit den eingelegten Schnörkeln von Elfenbein, dem zierlichen, von Ephen überrankten Flechtwerk und dem freundlichen Amor, welcher der schönen Frau zu Gefallen seinen Köcher in ein Tintenfaß umgewandelt hat.

Eine Schublade des Schreibtisches ist herausgenommen und steht mit ihrem ganzen Inhalt, einer Menge von Papieren, auf dem kostbaren Teppich, der den Fußboden bedeckt. Vor dem Tische aber sitzt in einem gestickten Fauteuil der Graf.

Ihr habt oft auf seinem Gesicht einen Zug bemerkt, der Euch nicht gefiel, einen harten, bösen Zug, voll von Weltverachtung und bitterer Ironie. Aber noch niemals sahet Ihr diesen Zug so stark ausgeprägt, als er es gerade jetzt ist, da um des Grafen zusammengepreßte Lippen ein sardonisches Lächeln zuckt und seine Augen mit dem Ausdruck des heftigsten Ingrimms auf ein Briefcouvert gerichtet sind, das er in der Hand hält.

Um Euch nun zu erklären, was es mit diesem Couvert für eine Bewandtniß hat, muß ich Eurem Gedächtniß ein wenig zu Hilfe kommen und in meiner wahren Erzählung bis zu dem Tage zurückgehen, an welchem wir die Generalin in Ausübung ihrer Function als Postmeisterin von Ronneburg belauschten.

Wir sahen an jenem Tage, daß sie in dem Felleisen, welches die Briefe der gesammten Verwandten enthielt, einen Brief entdeckte, den sie mit besonderer Neugierde betrachtete und dessen gummirtes Couvert sie alsdann öffnete — nur freilich ein wenig ungeschickt, indem sie nämlich mit dem scharfen Messer hineinfuhr und es dadurch unbrauchbar machte. Wir sahen auch, daß sie dann mit kunstgeübter Hand auf ein anderes, dem verdorbenen ganz ähnliches Couvert die Adresse nachschrieb, jenes aber zu Papieren warf, die sie im Ofen verbrannte, nachdem sie die in der Schublade befindlichen geordnet hatte.

Das Couvert war also verbrannt. Ja, so glaubte die Generalin; doch der Teufel — denn nur er spielt uns armen Menschenkindern solch abscheuliche Possen — der Teufel, sage ich, der die ganze Zeit über unsichtbar hinter ihrem Stuhl gestanden, hatte ihr mittels eines behende ausgeführten coup de vitesse das Couvert aus der Hand gerissen und es in den Tisch hineinpracticirt, wo er es zwischen der Hinterwand desselben und der Schublade verbarg.

Nachdem er dies vollbracht, fuhr er ins Ofenloch und durch den Rauch-

sprang aufs Dach, wo er sich rittlings niederließ und über seinen gelungenen Streich recht satanisch lachte.

Wenn Euch diese Erklärung nicht genügt, so ist das nicht meine Schuld. Mir genügt sie vollkommen, denn ich glaube als orthodoxer Christ pflichtschuldigst an den Teufel, und würde der Teufel nicht hin und wieder solche Taschenspielerkunststücke machen, so wüßte ich bei Gott nicht, wozu er da wäre.

Der Graf hatte eine ziemliche Weile mit zornfunkelnden Augen das Couvert betrachtet; nun bog er es röhrenförmig zusammen, blickte hinein und nahm daraus einen schmalen Papierstreifen, auf welchem einige Worte geschrieben standen. Er las die Worte, brachte den Papierstreifen wieder an seinen früheren Platz und steckte das Couvert in die Brusttasche seines Rockes, nachdem er aus derselben einen schon geöffneten Brief gezogen hatte.

— Die dunklen Stellen darin werden mir jetzt vollkommen klar, sprach er halblaut vor sich hin und wollte den Brief entfalten.

Da aber öffnete sich eine Thür und die Gräfin erschien. Sie blieb einen Moment auf der Schwelle stehen und blickte mit einem glücklichen, siegesfrohen Lächeln auf ihren Gemal.

Man hätte aus diesem Lächeln herauslesen können: „Sieh mich an, wie schön ich bin; Du darfst stolz auf mich sein.“

Sie war auch in der That schön, denn sie hatte mit Kunst und Geschmack Alles aufgeboten, um durch eine glänzende Toilette ihre natürlichen Reize noch zu erhöhen. Ein Kleid von grauer Seide, oben knapp anliegend, unten in bauschigen Falten zur Erde niederwallend, hob aufs Vortheilhafteste ihre prächtige Gestalt; ein schwarzseidener Paletot, mit echten Spitzen reich besetzt, schmiegte sich an ihre volle Büste und ein kleiner Spitzenhut ruhte kokett auf der üppigen Fülle ihrer schwarzen Locken, während der Glanz der Diamanten an ihrer Broche, ihren Ohrringen und Armspangen neidisch mit dem Glanz ihrer lachenden Augen wetteiferte.

Sicherlich erwartete die Gräfin, von Seite ihres Gemals ein schmeichelhaftes Lob ihrer so überaus herrlichen Erscheinung zu hören; als er jedoch, nachdem er kaum nach ihr hingesehen, die Augen wieder auf den Brief in seiner Hand heftete, ging sie mit leisen, schwebenden Schritten über den weichen Teppich auf ihn zu.

Doch nun hob er mit einer plötzlichen und raschen Bewegung das Haupt und sah ihr festen, strengen Blickes ins Gesicht.

Kannte sie diesen Blick schon? Schon jetzt, nach nur drei kurzen Flitterwochen?

Ich kann es nicht sagen, doch das Lächeln auf ihrem Antlitz schwand allsobald; sie blieb unschlüssig stehen und wendete sich dann einem Canapé zu, auf welches sie sich niederließ.

— Hast Du die Quittung gefunden? fragte sie in weichem und vertraulichem Tone.

— Nein, ich werde die Rechnung noch einmal zahlen müssen. Doch das ist Nebensache, ich habe Wichtigeres mit Dir zu reden. Ich erhielt soeben einen Brief von Therese, der ...

— Wenn es Dir nicht sehr darum zu thun ist, gerade jetzt mir den Inhalt mitzutheilen, lieber Richard — ich bin im Begriff, mich zu der Baronin Regnier zu begeben; mein Wagen ist schon vorgefahren.

Der Graf erhob sich und zog eine Klingel.

Gleich darauf trat ein Bedienter ein.

— Die Gräfin wünscht nicht auszufahren. Der Kutscher soll ausspannen.

Der Bediente verbeugte sich und ging.

— Richard! sagte die Gräfin, ihren Gemal mit Staunen anblickend.

Er aber nahm von ihrem Ausruf keine Notiz und kehrte ruhig auf seinen Platz zurück.

— Theresens Krankheit war ernster als wir dachten, hub er nach einer Pause in eigenthümlich herbem Tone an; sie zweifelt an ihrem Aufkommen, ja sie spricht von ihrem Tode, als wisse sie fast mit Bestimmtheit, daß er binnen Kurzem erfolgen müsse.

— Die Berichte der Aerzte klingen indeß glücklicherweise ganz anders, entgegnete die Gräfin sanft. Therese war in Krankheitsfällen immer sehr ängstlich. Auch wenn nicht die mindeste Gefahr drohte, sprach sie oft von ihrem nahen Ende.

— Aber nicht immer wird sie wie jetzt das Bedürfniß gefühlt haben, vor ihrem Scheiden aus dieser Welt durch ein offenes Bekenntniß ihr Gemüth zu beruhigen.

Die Gräfin wurde blaß, aber kein Zug in ihrem Gesichte veränderte sich.

— Sie enthüllt mir mit vollkommener Aufrichtigkeit ihre Beziehungen zu dem Prinzen.

— Sie wird Dir nichts Neues gesagt haben, theuerster Richard; Du wußtest ja schon aus meinem Munde Alles.

— Alles, bis auf den Zeitpunkt, in welchen die Anknüpfung jener Beziehungen fällt. Die Thatsachen hast Du mir der Wahrheit gemäß mitgetheilt, nur einige chronologische Ungenauigkeiten, durch welche Ursache und Wirkung eine umgekehrte Reihenfolge bekamen, haben sich eingeschlichen.

— Nicht daß ich wüßte, lieber Mann. Ich erhielt, wie Du weißt, erst hier in Stockholm die Kunde von der unseligen Verirrung Theresens, und es fällt mir schwer, zu denken, daß sie derselben nun auch noch eine falsche Beschuldigung gegen ihre Mutter hinzugefügt haben sollte.

— Ihrer Mutter erwähnt sie in ihrem Briefe mit keiner Sylbe.

Die Spannung, welche trotz aller Selbstbeherrschung der Gräfin in ihren Zügen sich gezeigt hatte, ließ plötzlich nach.

— Aber sie spricht umsomehr von Bernhard Günther, fuhr der Graf fort. Sie erwähnt namentlich eines zwischen ihr und ihm stattgehabten Gespräches, das die Lösung ihres Verhältnisses zur Folge hatte. Es geht daraus hervor, daß Bernhard von ihren schon damals eingeleiteten Beziehungen zum Prinzen unterrichtet worden war und, als sie seine Fragen nicht verneinend beantworten konnte und wollte, mit ihr brach, weil er zu viel Ehrgefühl besaß, um ein Mädchen zu heiraten, welches die öffentliche Meinung, ihrem eigenen Geständnisse gemäß, bereits als die Maitresse eines Anderen bezeichnete.

Therese schildert in rührenden, ergreifenden Worten, wie von jener verhängnißvollen Stunde an das bittere Gefühl der Demüthigung und der Schmerz über die Zertrümmerung ihrer Hoffnungen gleich einem fressenden Krebs an ihrem Herzen genagt und endlich den Keim zu der Krankheit gelegt, die binnen kurzer Zeit ihren Tod herbeiführen würde. Und sie klagt ihren Leichtsinn an, der, sowie sich nun einmal die Umstände gestaltet hatten, diese Folge nach sich ziehen mußte, mit keinem Wort aber beschwert sie sich über Bernhard, der, wie sie richtig sagt, nur seine edle Denkweise bewährte, indem er die Manneswürde höher stellte, als jede andere Rücksicht, die einen weniger Gesinnungsstarken hätte bestimmen können, auch jetzt noch mit ihr vor den Altar zu treten. Und sie bittet mich — der Graf betonte diese Worte auffallend scharf — sie bittet mich dringend, falls eine andere unrichtige Auffassung seiner Handlungsweise mich veranlaßt haben sollte, ihm meine Gunst zu entziehen, diese ihm jetzt in verdoppeltem Maße wieder zuzuwenden. — Dies ist in kurzen Worten der Hauptinhalt ihres Briefes und ich komme jetzt zu den Schlüssen, die sich für mich daraus ergeben.

Die Gräfin erhob sich von ihrem Sitz und sagte mit der ihr eigenen ruhigen und sanften, aber imponirenden Würde:

— Wenn Du nur die Absicht hattest, lieber Richard, mir die Schlüsse auseinanderzusetzen, die Du aus einem wahrscheinlich in der Fieberhitze geschriebenen Briefe ziehst, so war es, dünkt mich, nicht durchaus nöthig, dazu einen Augenblick zu wählen, in welchem ich meinen Wagen bestellt hatte, um einen schon zu lange aufgeschobenen Besuch abzustatten. Da Du den Wagen fortschicktest, wäre es mir lieb, wenn Du selbst ihn auch wieder vorfahren ließest. Zu jeder anderen Stunde werde ich gerne bereit sein, Deinen Auslegungen alle Aufmerksamkeit zu schenken, doch jetzt bitte ich freundlichst, mir dies zu erlassen.

Sie wollte sich entfernen, doch der Graf deutete mit einer so gebieterischen Miene auf das Canapé, daß sie nach einem kurzen Zögern wieder darauf Platz nahm.

— In der That, Richard, ich begreife Dich heute nicht, seufzte sie, indem sie den Ellbogen auf den Tisch und ihr Haupt in die Hand stützte.

— Die Schlüsse, zu denen ich auf streng logischem Wege gelangt bin, sagte der Graf mit wachsender Erbitterung, sind folgende: Da die Beziehungen Theresens zu dem Prinzen schon bestanden, als Therese vor einigen Monaten nach Ronneburg kam, so war es auch ganz unzweifelhaft eine absichtliche Verleugnung der Wahrheit, wenn Du mir später betheuertest, daß dieselben erst nach ihrer Rückkehr zur Residenz eingeleitet wurden; so war es auch ebenso unzweifelhaft eine absichtliche Verdrehung der Wahrheit, wenn Du hinzufügtest, daß Therese nur in einer an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung über die Vereitelung ihrer Hoffnungen einen solchen Schritt habe thun können.

— Ich habe es nicht anders gewußt, Richard.

— Ferner war Theresens Reise nach Ronneburg nicht das Ergebniß eines freien Entschlusses, sie erfolgte vielmehr auf Dein Geheiß.

— Allerdings; ich trug das Verlangen, sie nach so langer Zeit wiederzusehen.

— Und endlich hattest Du es auf eine Verbindung Deiner Tochter mit Bernhard vom ersten Anfang an abgesehen.

— Sagt Therese dies?

— Nein, ich sage es; es ist eben nur eine der Schlußfolgerungen, zu denen ich gelangt bin.

Die Gräfin machte eine ungeduldige Bewegung.

— Auch auf streng logischem Wege? fragte sie mit einem Anfluge von Spott.

— O, sie ergab sich ganz von selbst. Du wußtest nämlich, daß ich mich damals mit der Absicht trug, Bernhard zu meinem Universalerben einzusetzen.

— Mein Gott, Richard, wie hätte ich das wissen sollen?

— Aus dem Briefe, Madame, den ich an meinen Freund, den Baron Regnier, schrieb und den Sie lasen.

— Das ist abscheulich! rief die Gräfin mit trefflich geheuchelter Entrüstung, indem sie sich aufs Neue erhob.

— Ja, Madame, sagte der Graf mit vor Wuth zitternder Stimme, es ist allerdings abscheulich, Briefe zu öffnen und sich anderer Leute Geheimnisse anzueignen; und Sie haben sich dieser abscheulichen Handlung schuldig gemacht. Spielen Sie nicht die Erstaunte und Gekränkte; es hilft Ihnen nichts, denn ich habe Sie jetzt durchschaut. Leugnen Sie auch nicht; es wäre unnütz diesem Zeugniß gegenüber.

Er nahm aus seiner Brusttasche das Couvert und legte es dicht vor sie hin auf den Divantisch, an welchem sie sich stützte.

Schnell wie ein elektrischer Funke traf ihr Blick den verhängnißvollen Gegenstand, der an ihr zum Verräther geworden war, aber selbst in diesem kritischen Moment behielt sie die Macht über sich, den jähen Schrecken zu verbergen, der ihr Inneres durchzuckte; kaum daß eine plötzlich aufsteigende und ebenso plötzlich wieder schwindende Röthe die Heftigkeit ihrer Gemüthserschütterung kundgab.

Nicht zu beschreiben ist der Ausdruck von Zorn, Hohn und Verachtung, der in den Zügen des Grafen lag, als er, sie scharf fixirend, fortfuhr:

— Dies fand ich in Ihrer Schublade, Madame, oder richtiger, ich fand es, als ich die Schublade herauszog, **hinter** derselben. Ich frage nicht, wie es dort hingekommen, ich will Ihnen die Mühe ersparen, nach Erklärungen zu suchen, die doch an meiner Ungläubigkeit wirkungslos abprallen würden. Der Brief, den das Couvert einst enthielt, wurde zwei Tage nach meiner Ankunft zu Konneburg geschrieben. Ich erhielt keine Antwort darauf. Warum nicht? Weil die Adresse, unter welcher sie hätte erfolgen sollen, auf einen schmalen Papierstreifen geschrieben war, den ich mit in das Couvert geschoben hatte und der sich zufällig noch immer da befindet. Er hätte Ihnen in die Hände fallen müssen, wenn Sie, als Sie den Brief öffneten, etwas weniger eilig zu Werke gegangen wären. Und Sie hätten das Couvert verbrennen müssen, wenn Sie ein wenig mehr Vorsicht angewendet hätten. Warum thaten Sie es nicht? Ich wäre alsdann noch immer Ihr Gimpel, denn der Brief Thereseus hätte an sich nicht hingereicht, mir die Augen zu öffnen, weil er Ihrer zu sehr schonte.

Der Graf machte eine Pause und ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab.

— Uebrigens muß Ihnen das Lesen des Briefes — er war ja glücklicherweise in französischer Sprache abgefaßt — unendlich viel Vergnügen gemacht haben, fuhr er mit schneidendem Hohne fort. Von Gegenwärtigem und Zukünftigem zugleich hob er ja den dunklen Schleier und verlieh Ihnen Macht über das im Verborgenen waltende Verhängniß. O, welch köstliche Geheimnisse enthüllte nicht dieser Brief! Der Wallfischfänger Nicander war die unscheinbare Puppe, in welcher sich der brillante, nur leider etwas alte Schmetterling Graf Werneberg barg, und der bescheidene Vogel Bernhard Günther war zum Phönix geworden mit goldenem Gefieder. Ei, wie mußte es in Ihrem fein combinirenden Kopfe gähren, als Sie diese hochwichtigen Entdeckungen machten!

Natürlich mußte nun sofort Ihre Tochter herbeigerufen werden, um mit dem Zaubernetz ihrer Reize den künftigen Erben von Millionen zu umgarnen. Ein doppelter Zweck war ja damit zu erreichen, denn Therese würde so einem entehrenden Verhältnisse entrissen. Ihr Plan scheiterte — nicht an der Weigerung Ihrer Tochter, sondern an deren Liebe für Bernhard, dem

wahre Liebe verwirkt den Betrug. Therese liebte und warf die trügerische Maske von sich — wie unbequem für Sie, da doch ohne Lug und Trug für Sie nichts zu erreichen war!

Indeß waren Sie nicht rathlos: Sie schoben Ihre Tochter beiseite, Sie bewogen mich mittels falscher Darstellungen, meine Absichten in Betreff Bernhard's zu ändern, und Sie arbeiteten auf ein anderes Ziel hin, das für Sie noch gewinnreicher werden mußte, als das verlorene. Und dieses zweite Ziel erreichten Sie ohne große Schwierigkeit, denn wie ahnungslos, wie vertrauensselig, wie dummgläubig ging ich nicht in die Falle! Auch hatten Sie ja nicht gleich Theresen mit einem edleren, heiligeren Gefühle zu kämpfen. Sie konnten, von jedem Gewissenszweifel unbelästigt und unbeirrt, Ihr Trugspiel zu Ende spielen. Und wahrlich — das Lob darf ich Ihnen nicht vorenthalten — Sie spielten es zum Verwundern gut. Diese rührende Uneigennützigkeit, diese gewinnende Aufrichtigkeit, diese edle und zarte Aufopferung — Alles dem geringen, dem unbemittelten alten Manne aus der reichen Fülle Ihres warmen Herzens entgegengetragen — beim Himmel, es war ein staunenswerthes Meisterstück der Verstellungskunst, um das Sie die vollendetste Schauspielerin der Welt beneiden müßte. — Und nun, da Sie endlich die goldenen Früchte Ihrer Mühen und Sorgen in Händen halten, sollen sie Ihnen wieder entrissen werden. Durch was? Durch ein armseliges Briefcouvert, welches Sie zu verbrennen versäumten. Welch bittere Ironie des Schicksals!

Der Graf, der, während er mit großer Schnelligkeit sprach, ungestüm im Zimmer auf- und abgegangen war, machte dicht vor der Gräfin Halt und sah ihr mit stechenden, bis ins Innerste dringenden Blicken des Hohnes und des Abscheues ins Gesicht.

Sie war entsetzlich bleich geworden, doch eine unerschütterliche Selbstbeherrschung lag in ihren Zügen.

Sie stand hochaufgerichtet da, ihre Haltung hatte nichts von der stolzen Würde verloren, mit welcher sie vor kaum einer halben Stunde ins Zimmer getreten war; nur leicht stützte sie sich mit der Hand auf den Tisch. Ihre Augen waren bis jetzt auf den Boden gerichtet gewesen, aber sie hob sie nun und begegnete, ohne mit den Wimpern zu zucken, dem Blick ihres Gatten.

— Sie haben mir nichts zu erwidern, Madame, gar nichts? sagte der Graf, die Worte zischend zwischen den Zähnen hervorpressend. Ei, ei, wo ist denn jetzt Ihre stets schlagfertige Geistesgegenwart, wo Ihre schnell bereite Erfindungsgabe? Warum entfalten Sie nicht mit gewohnter Zungengeläufigkeit Ihren reichen Vorrath an Lügen und Ausflüchten? Warum suchen Sie nicht die sonnenklaren Beweise, auf welche ich mich stütze, durch tausend spitzfindige Gegenbeweise hinwegzudisputiren?

— Jede Gegenrede wäre, scheint mir, unnütz, antwortete sie mit einem

leichten Zucken ihrer Oberlippe, da Sie doch ohne Zweifel mein Urtheil schon gefällt haben.

— Ah, es freut mich ungemein, von Ihnen zu hören, daß Sie dies als das natürliche Ergebniß betrachten, welches die Aufdeckung Ihrer Intrigue herbeiführen mußte.

— Werden Sie die Güte haben, mir mein Schicksal zu verkünden und damit dieser Scene ein Ende zu machen?

— Ihr Wunsch soll erfüllt werden. Sie begreifen, daß wir uns in dieser Stunde zum letztenmale gesehen haben?

— Ich begreife es vollkommen.

— Indeß möchte ich in meinen alten Tagen nicht gern der Welt das ergötzliche Schauspiel einer Scheidung nach kaum dreiwochentlicher Ehe vorführen. Falls also Sie nicht darauf bestehen . .

— Keineswegs.

— Nun, so tragen Sie auch fortan meinen Namen, Madame, nur, wenn ich bitten darf, ohne ihn ferner zu compromittiren. Was Ihren künftigen Aufenthalt betrifft — Stockholm dürfte Ihnen kaum zusagen . . .

— Ich scheide ohne Bedauern von hier.

— Sie sind die Gefälligkeit selbst. Wir werden uns also auch über das Weitere leicht verständigen. Ich besitze in Westerbottens Län, ziemlich nahe an der Grenze von Lappland, ein Gut . . .

— Nicht auch eines in Sibirien, Graf?

— Ich bedaure unendlich, dort keinen Grundbesitz zu haben, Gräfin. Indeß wird Ihnen mein Schloß an der lappländischen Grenze alle Annehmlichkeiten bieten, die Sie sich von einem Aufenthalt in Sibirien versprechen könnten. Sollten Sie daher geneigt sein, auf Arvidsjaur — so heißt der in der That recht angenehme Ort — Ihren Wohnsitz aufzuschlagen . . .

— Wie können Sie zweifeln!

— Gut, wir sind also schon einig. Die pecuniäre Frage brauchen wir nicht zu erörtern. Mein Intendant wird Ihnen das Nöthige darüber mittheilen. Selbstverständlich wird eine Gräfin Werneberg immer ihrem hohen Range gemäß leben können. Und damit Gott befohlen, Madame!

Der Graf wendete seiner Gattin den Rücken und verließ eiligst das Zimmer.

Die Gräfin regte sich nicht vom Fleck, aber der gewaltige Zwang, den sie sich angethan hatte, ließ plötzlich nach und ihre schönen Züge verzerrten sich, als kaum der Graf die Thür hinter sich geschlossen hatte, in dem Ausdruck eines so bitteren und glühenden Hasses, daß sicherlich Jeder, der sie so gesehen, hätte glauben können, die versteinernde Larve einer Gorgone vor sich zu haben.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wallfischfänger aus Bergen.

Es würde zu weit führen, wollte ich Alles berichten, was sich, während der Graf Werneberg seine drei Flitterwochen in Schweden verlebte, auf Ronneburg zutrug. Es war eine Zeit schwerer Bedrängniß für die dort Wohnenden, denn was der Graf vorausgesehen, als er vor Jahren den Wallfischfänger Nicander einlud, nach dem Schlosse zu übersiedeln, das erfüllte sich in entsetzlichster Weise, und bald dachten die Verwandten alles Ernstes daran, dem fürchterlichen Norweger das Feld zu räumen.

Schon am ersten Tage, da der Seemann den Thurm erstürmte, hatte sein Benehmen manchem Ronneburger und den sämmtlichen Ronneburgerinnen einen heiligen Schauder eingeflößt. Der Abend brachte aber noch mehr der Schrecken.

Dem Seemann beliebte es nämlich, seinen Sieg in einer Weise zu feiern, wie hier noch nie ein Fest begangen worden war. Von seinem Kutter hatte er ein Tönnchen Rum und ein Tönnchen Häringe bringen lassen. Alles Uebrige, was zu einem Festmale gehörte, mußte der unglückliche Böhme liefern, und nun zechten, lärmten und brüllten Nicander und seine Matrosen bis in die Nacht hinein, daß Allen, welche es hörten, darob die Haare zu Berge standen.

Am folgenden Tage kleidete sich der Seemann in seinen Sonntagsanzug und ging in überaus heiterer Laune aufs Schloß hinüber, um, wie er sagte, seinen Verwandten die übliche Anstandsvisite zu machen.

Es war ein fürchterlicher Gang!

Frau v. Osten fragte er, sobald er sie sah, unter schallendem Lachen, ob die Cousine immer buckelig gewesen oder es erst in ihren alten Tagen geworden sei; gegen Fräulein Blandine bemerkte er, sie sei ja so mager und dürr, daß sie klappere, sie müsse tüchtig viel Beefsteak essen und norwegischen Porter trinken, sonst werde sie plötzlich einmal wie ein Kartenhaus auseinander fallen; und Fräulein Ernestinen, die er zur Guitarre singend traf, legte er die Frage vor, ob sie wisse, was „Küssen“ für Dinger seien. Und als Ernestine verschämt zu Boden blickte, gab er ihr die werthvolle Erklärung: Küssen seien Klampen von weichem Holz, die an solchen Stellen der Schiffe festgespickert würden, an denen Taue streiften, damit diese durch die Reibung weniger Schaden litten. Er habe sie nur gefragt, fügte er hinzu, weil ihr Gesang genau dem Scheuern des Ankertaues an der Hinterseite des Betingebalkens gleiche. Da habe er denn unwillkürlich an so ein Küssen denken müssen, womit man das abscheuliche Pfeifen verhindere. Sie dürfe ihm übrigens seine freie Rede nicht übelnehmen, er sei nun einmal kein Complimentenmacher.

Alle drei Cousinen nannte er vertraulich Du, ermahnte sie, als sie sich seiner Umarmung entzogen, gegen einen Vetter nicht so verdammt zimperlich zu thun und gab ihnen den guten Rath, Spucknäpfe anzuschaffen, wenn sie nicht gern sähen, daß man auf ihr Verdeck spucke.

Man kann sich die Wirkung dieser Anstandsvisiten vorstellen. Frau v. Osten ließ, als er fort war, ihre Wohnung scheuern und mit Chlor ausräuchern; Fräulein Blandina befahl ihrem Mädchen, die Thüren, falls der Seemann wiederkommen sollte, zu schließen und zu verriegeln, und Fräulein Ernestine bekam ihren Krampfanfall und mußte den ganzen Tag das Bett hüten.

Mittlerweile begab sich Nicander zu dem Major und dem Baron, um auch ihnen eine Anstandsvisite zu machen und sie zugleich zu einer „lustigen Segeltour" einzuladen.

Das Wetter verspreche gut zu werden, behauptete er, und prächtigen Proviant habe er an Bord.

Die Art und Weise, in welcher er von seinem prächtigen Proviant redete, hatte etwas so Verlockendes, daß die Beiden seine Einladung annahmen und sogleich mit ihm gingen.

Unterwegs wollte es allerdings den Baron bedünken, als wehe es ziemlich stark, doch der Seemann fragte ihn, als er hierüber eine Bemerkung äußerte, in höhnischem Tone, ob er denke, daß man zum Segeln keinen Wind brauche, und der leicht einzuschüchternde Baron schwieg, indem er sich zur Vorsicht den Hut mit dem Schnupftuch festband.

Sie gingen an Bord, der Anker wurde gelichtet, die Segel wurden gehißt und der Kutter stach in See.

Anfangs war das ganz ergötzlich; das scharfgebaute Schiff schoß leicht und schnell durch die mäßig hohen Wellen der Bucht und das sanfte Schaukeln erregte eine äußerst angenehme Empfindung. Doch nun wurde in der kleinen, dumpfigen und übelriechenden Kajüte der versprochene Proviant aufgetragen und ein Ausdruck von schmerzlicher Enttäuschung lagerte sich auf den Gesichtern der beiden Gäste, denn sie hatten an norwegische Leckerbissen, an Hummern, Austern, Caviar, Bärenschinken und Birkhühner, gedacht, und man setzte ihnen nichts als Schiffszwieback, Häringe und geräucherten Speck vor.

Die Schiffszwiebacke waren hart wie Glas; man konnte sie nicht kauen, ohne einen Backenkrampf zu riskiren. Die Häringe waren ranzig, sie brachten sie nicht hinunter; nur der Speck war einigermaßen genießbar, obgleich er einen auffallend fremdartigen, thranichten Beigeschmack hatte und also keineswegs zu den besonders guten Bissen gerechnet werden durfte. Indeß, die frische Seeluft hatte Hunger gemacht, sie mußten Etwas essen, und so verzehrten denn Beide eine beträchtliche Quantität davon, bis endlich Nicander

die Bemerkung machte, daß seinen Gästen der Seehundsspeck gar nicht übel zu munden scheine.

— Seehundsspeck! rief der Major, indem er entsetzt von seinem Sitze in die Höhe fuhr.

— See — hunde — speck! stöhnte angstvoll der Baron, seinem Beispiele folgend.

Beide taumelten aus der Kajüte und krochen in großer Eile die enge Treppe hinauf, die aufs Verdeck führte. —

Ein wieherndes Lachen des Seemanns erscholl hinter ihnen drein.

Eine halbe Stunde später saßen sie, dicht aneinander gepreßt, auf einem zusammengerollten Tau auf der Leeseite des Kutters und stützten ihre kummerschweren Häupter an die Schanzkleidung, während eine Sturzsee nach der anderen über sie hinschlug und sie bis auf die Haut durchnäßte. Das Schiff hatte die Bucht verlassen und strich nun vor einem heulenden Sturm durch die haushohen Wellen des offenen Meeres. Und so oft es von einer schäumenden Woge emporgehoben wurde, hörte man von Beiden ein gedehntes, klägliches „O — h!“ und so oft es dann wieder jählings in die Tiefe schoß, ertönte von ihren weinerlich verzerrten Lippen ein schauriges „Brrrrrr!“ Und sie waren so blaß, so entsetzlich blaß, und ihre Augen starrten mit einer so unbeschreiblich ängstlichen Hoffnungslosigkeit ins Leere, und es war ihnen so abscheulich weichselig-katzenjämmerlich zu Muthe, und das Dasein widerte sie so kotzerisch an, und sie dachten mit stiller Ergebung, daß, wenn sie bald als zwei Leichen auf der salzigen Fluth schwimmen würden, der liebe Gott es doch gut mit ihnen gemeint habe, daß er sie von diesen Leiden erlöste. Und vergessen war aller Zank und aller Hader der vielen langen Jahre.

Der Major schlang liebevoll den matten Arm um den Hals des Barons, und der Baron senkte hingebend sein mattes Haupt auf die Schulter des Majors und sie nannten sich Bruder und baten einander reumüthig jedes Unrecht ab.

— Vergibst Du mir, Odenfeld?

— Von ganzer See — eele. Ach, wenn nur . .

— Was, Bruder?

— Der See — hunde — speck — — brrrrrr!

— Kannst Du ihn nicht von Dir geben, Du Guter?

— O, ich komme so nage — hen — — aber schwer dazu — o — h!

— Und ich — — o — h!

— Wird das Schiff wol bald untergehen, Bruderherz?

— Das gebe der Him — immel — ach, ich sterbe, wenn ich nicht dazu komme!

Nicander aber stellte sich alle Augenblicke vor sie hin und wollte sich vor Lachen ausschütten über ihren Jammer. Er rüttelte sie und schüttelte sie

und fragte, warum denn die Herren Vettern so eigenthümlich melancholisch dreinschauten.

Zuletzt brachte er auch eine große Schüssel und hielt sie ihnen unter die Nase, indem er sie aufforderte, doch noch ein Bischen von dem delicaten Seehundsspeck zu sich zu nehmen.

Da aber durchwühlte ein unnennbares Grausen ihr Innerstes und nun endlich kamen sie dazu!

Es braucht wol kaum gesagt zu werden, daß der Major und der Baron keine Einladung von Seite des Seemanns mehr annahmen, dafür aber besuchte er sie umso öfter, und es war sehr schwer, sich seiner zu erwehren. Gewöhnlich kam er in Begleitung seines Steuermanns, eines äußerst rohen Menschen, und Beide benahmen sich dann, je nachdem sie mehr oder weniger betrunken waren, pöbelhaft ausgelassen oder pöbelhaft grob.

Manchmal gefiel es ihnen, mit den sechs Rattenfängern des Majors ihren Spaß zu treiben.

Sie verbanden diesen die Augen, hängten ihnen Strohwische an die Schwänze und schlugen mit Hetzpeitschen auf sie los, bis die armen Thiere winselnd und heulend und wie wahnsinnig umherfuhren.

Oder es beliebte ihnen, in der Küche des Barons norwegische Gerichte zu kochen.

Sie wirthschafteten dann mit den Töpfen, Pfannen und Casserollen des Unglücklichen und verbrauchten eine unsinnige Menge Mehl, Butter und Eier und leerten seinen Gewürzschrank aus und zwangen ihn zu guterletzt, von ihren „Finker“ oder ihren „Välling“ mitzuessen, wobei er immer an Seehundspeck denken mußte und von einer an Seekrankheit bedenklich mahnenden Uebelkeit befallen wurde.

Auch gehörte es nicht zu den Seltenheiten, daß die beiden Vettern Abends, wenn sie zur Ruhe gingen, in ihren Betten Torfsohlen, Feuerzangen oder Stiefelknechte versteckt fanden, oder daß sie mitten in der Nacht durch falschen Feuerlärm herausgelockt und, sobald sie sich in leichtem Costüm vor ihrer Thür zeigten, mit einem Kübel kalten Wassers begrüßt wurden.

Protestirten sie gegen diese Art von Belustigung, so wurde der Seemann hitzig und schwor, daß sie langweilige, schläfrige Landratten seien. Er aber, pflegte er hinzuzufügen, sei nicht aufs Schloß gezogen, um hier zu versauern, und darum wolle er sie zu fidelen Käuzen machen, und wenn sie sich auch noch so sehr dagegen sperrten.

Die Damen des Hauses wurden von Nicander weniger beunruhigt. Er behauptete, sie seien so schön, wie die grönländischen Blaßgänse und auch gerade so dumm wie diese; er wolle nichts mit ihnen zu schaffen haben.

Aber freilich hinderte ihn und seinen Steuermann das nicht, sich allerhand Späße mit ihnen zu erlauben; wie zum Beispiel sich Abends als schwarze Teufel mit langen Hörnern zu verkleiden und den Blaßgänsen auf Treppen und Corridoren aufzulauern, um ihnen einen „heilsamen Schrecken" einzujagen.

Auch die Dienstmädchen auf dem Schlosse waren vor ihnen nicht sicher, und oft hörte man in irgend einem Winkel des weitläufigen Gebäudes einen durchdringenden Schrei, dem dann gewöhnlich das Zuschmettern einer Thüre und ein unmäßiges Lachen folgte.

Niemand aber hatte Schlimmeres zu erdulden, als der alte Böhme. Es war fast unmöglich, den Anforderungen der Seeleute zu genügen, und es war noch unmöglicher, sie unberücksichtigt zu lassen. Würde einer Requisition nicht sogleich Folge gegeben, so fanden sich Nicander und sein Steuermann in der Wohnung des Castellans ein und kehrten da unter höllischem Lärm das Unterste zu oberst.

Ein paarmal machte der Major schüchterne Versuche, seine Autorität als nächster Cognat zur Geltung zu bringen, indem er den Seemann zur Mäßigung ermahnte. Doch dieser berief sich auf den Brief des Grafen, der ihm volle Freiheit gebe, auf dem Schlosse zu thun, was ihm beliebe. Der nächste Cognac, wie er sich wunderbarerweise nenne, möge vor seiner eigenen Thür kehren, ihn aber ungeschoren lassen; bis jetzt habe er ihn als Freund behandelt, aber er könne auch verdammt falsch werden und gelegentlich als Feind gegen ihn auftreten. Ob der nächste Cognac wol eine dämmernde Ahnung davon habe, was ihm alsdann bevorstünde?

O ja, der Major hatte eine Ahnung davon; es war nicht eben schwer, von einer solchen Freundschaft auf eine entsprechende Feindschaft zu schließen, und er beschloß, künftighin stillschweigend den Norweger gewähren zu lassen.

Der Einzige, der sich vor Nicander Ruhe zu verschaffen wußte, war Bernhard.

Auch ihm hatte dieser gleich anfangs eine Anstandsvisite gemacht, obgleich, wie er ihm erklärte, er alle Ursache habe, ihm böse zu sein, weil er seinem Schwager, der seinen Namen geführt, bei der Vertheidigung des Thurmes Hilfe geleistet habe. Doch der Neffe habe das vielleicht nur aus Jux gethan? Nun, auch er sei ein Freund vom Jux und wolle nicht zürnen.

Einige Tage später zürnte er indeß sehr, weil Bernhard die Anstandsvisite nicht erwiderte.

Ob der junge Hitzkopf sich wol einbilde, ihn vernachlässigen zu dürfen, sagte Nicander; o, er wolle ihm schon Respect einflößen.

Das Mittel, Bernhard Respect einzuflößen, bestand darin, daß Nicander und seine Matrosen mehrere Tage nach einander im Garten einen heillosen Unfug trieben.

Bernhard versuchte, durch Bitten und Vorstellungen sie hievon abzuhalten, als er aber damit nichts ausrichtete, ließ er durch seine Leute die Ruhestörer mit Gewalt von seinem Territorium vertreiben. Diese kamen, verstärkt durch allerhand Gesindel, wieder, und nun setzte es auf beiden Seiten tüchtige Hiebe. Allein Bernhard's Streitmacht war die an Zahl weit überlegene, und einige Matrosen, darunter der Steuermann, wurden so energisch durchgebläut, daß sie endlich den ungleichen Kampf aufgaben und um Frieden baten.

Man hätte nun denken sollen, daß Nicander gegen seinen Neffen noch erbitterter geworden sei, doch dem war nicht so.

— Ein prächtiger junger Haifisch, sagte er zu seinem geprügelten Steuermann, hat scharfe Zähne — kann ihn wohl leiden — Sohn meiner Schwester — ganz anderer Kerl als der nächste Cognac und das andere Schaf, der Baron.

Eine gute Folge hatte übrigens für die Verwandten die fortgesetzte Belästigung seitens des Norwegers: sie vergaßen ihre vielen kleinen Zwistigkeiten und schlossen sich in der gemeinsamen Noth enger an einander — was freilich nicht verhinderte, daß sie sich doch hin und wieder noch abscheulich zankten. Der Familienrath wurde in Permanenz erklärt und hielt alle Nachmittage bei der Frau v. Osten lange Sitzungen. Da hockten sie denn zaghaft und ängstlich bei einander und berriethen mit kummervollen Mienen über die Mittel zur Abwehr der unerträglichen Plage. Es wurden Vorschläge gemacht, Amendements und Unter-Amendements gestellt, doch Alles erwies sich bei näherer Prüfung als unzureichend oder unausführbar.

Das Einzige, wovon man sich eine gute Wirkung hätte versprechen dürfen, eine gemeinsame Eingabe an den Grafen nämlich, war ihnen untersagt; er hätte ja ein- für allemal erklärt, keine derartigen Zuschriften empfangen und überhaupt von ihren Zänkereien nichts wissen zu wollen.

Was also thun?

Man mußte es eben aushalten, so lange es ging, und dann — in Gottes Namen einpacken und fortziehen.

— Wenn nur die Generalin noch da wäre! hörte man oft Eines oder das Andere mit einem tiefen Seufzer sagen.

— Glauben Sie denn wirklich, daß sie dieses Ungeheuer hätte bändigen können?

— Ach, wir hätten doch eine kräftige Stütze an ihr gehabt.

— Hört man nichts von ihr, Cousine v. Osten?

— Nur, daß sie nicht, wie man behaupten wollte, in der Residenz bei ihrer kranken Tochter ist.

— Ob sie wol den polnischen Flüchtling geheiratet hat?

— Fragen Sie doch nicht so einfältig, lieber Odenfeld; wie kann ich das wissen?

— Es war doch eine eigenthümliche Geschichte mit diesem polnischen General und seinem spurlosen Verschwinden. Hat man denn noch immer nicht den geheimen Gang entdeckt, durch welchen er aus dem Thurme entwich?

— Wir haben trotz des eifrigsten Suchens nichts entdecken können, Cousine Blandina; nur daß ein solcher Gang existiren muß, steht fest, und es spricht dies sehr für unsere Annahme, daß hier eine politische Verschwörung vorliegt. Bei fast allen politischen Verschwörungen haben unterirdische Gänge eine große Rolle gespielt.

— Der Castellan und Bernhard Günther könnten doch Auskunft geben, Vetter Mawald.

— Sie würden nichts verrathen und wenn man sie auf die Folter spannte. Sie sind Beide sehr verdächtige Individuen.

— Und es ist wirklich unmöglich, auf gerichtlichem Wege gegen die Verschwörer einzuschreiten?

— Nun, Sie wissen ja, Cousine, welche Aufnahme die Anzeige Nicander's von Seite des Landrichters erfuhr.

— Sie wurde kurzweg abgewiesen, nicht wahr?

— Allerdings, und nachher überschüttete mich dieser Tölpel mit einer Fluth von pöbelhaften Vorwürfen, als habe ich ihn am Narrenseile führen wollen.

— Um von etwas Anderem zu reden, was hält man von dem Zustande Theresens, Cousine v. Osten?

— Er soll wenig Hoffnung lassen. Ich erwarte heute oder morgen einen Brief von meinem Stiefsohn und werde dann jedenfalls Näheres erfahren.

— Warum kommt der Kammerjunker nicht selbst einmal, um seine Braut zu besuchen? Schon seit vierzehn Tagen war er nicht mehr hier. Das arme Mädchen sehnt sich gewiß sehr nach ihm.

— Wie Sie doch spöttisch sind, Blandina! Sie wissen recht gut, daß mein Stiefsohn noch immer mit der Abneigung dieses kleinen Gänschens zu kämpfen hat.

— Ich wußte es nicht, Cousine, und wahrhaftig, es thut mir sehr leid, es zu hören, denn es verspricht gerade keine glückliche Ehe.

— Ei, ei, was wissen denn Sie von glücklichen Ehen? Ihnen hat, so viel ich weiß, noch Niemand Gele . . .

— Pst, keine Sticheleien, Schwester!

— Aber es ärgert mich, Bruder, wenn man immer nur aus einer gegenseitigen schwärmerischen Liebe bei Verlobten auf eine glückliche Ehe schließen will. Das ist der pure Unsinn. Manche Leute, die durch frem-

den Willen zusammengeführt wurden und sich vor der Heirat kaum jemals sahen, lebten nachher sehr gut miteinander, während Andere, die sich vor der Hochzeit bis zur Verzückung liebten, eine recht jammervolle Ehe führten.

— Davon die Cousine v. Osten ein Liedchen zu singen weiß, flüsterte Blandina ihrer Schwester ins Ohr.

Glücklicherweise hörte es Frau v. Osten nicht; sie fuhr fort:

— Und, kurz und gut, mein Stiefsohn ist nun einmal in diese Müllerstochter . . .

— Drechslerstochter, verbesserte der Baron.

— Gilt mir Alles gleich — vernarrt und wird sie heiraten. Es ist eine Mesalliance, die ich nicht gerne sehe, aber . . .

— Geld hat das Mädchen.

— Werden Sie schweigen, Odenfeld? — ich kann einmal nichts daran ändern.

— Wann wird die Hochzeit sein?

— In drei Wochen. Alle Vorbereitungen werden schon getroffen.

— Helene soll in der letzten Zeit kränkeln, wie ich höre.

— Larifari — lauter Quiekelei — es fehlt ihr gar nichts.

Eines Tages herrschte im Familienrath auf Ronneburg eine freudige, gehobene Stimmung.

Der Castellan hatte vom Guts-Intendanten einen Brief erhalten, worin ihm angezeigt wurde, daß der Graf am künftigen Montag Punkt zehn Uhr Vormittags auf Ronneburg eintreffen und daselbst einige Tage verweilen werde.

Der Castellan, hieß es weiter, habe die für den Gutsherrn reservirten Zimmer aufs Beste herzurichten und auch sonst alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Ein Postscriptum endlich deutete an, daß der Graf allen Solennitäten abhold sei, solche daher beim Empfange am besten ganz zu vermeiden sein dürften.

Diesen Brief hatte der Castellan dem Major gebracht, und der Major las ihn im Familienrath vor.

Ein unendlicher Jubel erhob sich.

Der Graf wollte kommen! Welch unerwartetes, hochwichtiges und glückliches Ereigniß!

Sie kannten ihn nicht persönlich, sie liebten ihn wahrlich nicht, nein, sie verabscheuten ihn vielmehr aus tiefster Seele wegen seines schmutzigen Geizes — doch gleichviel, er kam nun einmal und er sollte ihr Retter werden. O gewiß, nun hatte bald alle ihre Noth ein Ende; sie wollten ihm diesen abscheulichen Nicander in ein solches Licht stellen, daß er ihn nothwendig sofort mit Schimpf und Schande davonjagen müsse.

Wie aber solle man den Grafen empfangen?

Unnöthige Frage; natürlich in würdigster Weise und mit aller erdenklichen Solennität.

Auf das Postscript dürfe man keine Rücksicht nehmen, man wisse ja, wie so etwas gewöhnlich gemeint sei. Jedenfalls ehre man sich selber, indem man dem Haupte der Familie Ehre erweise. Heute sei es Mittwoch, also — Donnerstag, Freitag, Sonnabend, Sonntag — vier Tage habe man, um die nöthigen Anstalten zu treffen — o, da lasse sich schon etwas recht Artiges und Imposantes herstellen. Nur solle man aber auch keine Zeit verlieren, sondern sogleich Alles, was auf den festlichen Empfang Bezug habe, berathen und beschließen.

Sie beriethen sich bis tief in die Nacht hinein, und noch oft kam dabei ihr gemeinsames Vorgehen gegen den verabscheuenswerthen norwegischen Vetter wieder zur Verhandlung. Daß aber Jedes für sich den festen Entschluß faßte, nicht nur den norwegischen Vetter, sondern alle Vettern und Cousinen beim Grafen nach Möglichkeit anzuschwärzen, dagegen sich selbst in seine Gunst einzuschleichen und ihm die denkbar größten Zugeständnisse zu erpressen, das blieb natürlich unerwähnt.

Vierzehntes Capitel.

Das Ende dieser wahren Geschichte.

Es war ein so schöner Sommermorgen, wie nur je einer über Ronneburg angebrochen war; kein Wölkchen trübte das reine Blau des Himmels, und Garten und Park und Wald und Flur lagen so thaufrisch und duftend da, und die Lerchen schmetterten droben in den Lüften ihr Lied so lustig, als begehe heute die Natur ein ganz besonders heiteres Fest. Daß auch die Menschen hier ein Fest begingen, das erkannte man leicht; man brauchte nur nach den hohen Thurmspitzen des Schlosses zu sehen, wo bunte Fahnen im lauen Winde flatterten.

Auf dem inneren Schloßhofe standen der Major und der Baron und betrachteten wohlgefällig die aus Tannenzweigen und Eichenlaub gewundenen und mit Blumen durchflochtenen Guirlanden, die überall unter den Fenstergesimsen und über den Thüren angebracht waren.

Ein gewaltig großer Kranz über dem Hauptportale mit einem kunstvoll in einer rothgemalten blechernen Platte ausgeschnittenen „Willkommen“ nahm sich vorzüglich gut aus und war daher auch der Gegenstand ihrer höchsten Bewunderung.

— Wie sich das erst schön machen wird, schmunzelte der Major, wenn heute Abends hinter der Platte die Lampen angezündet sind. Jetzt ist

die Platte hell und die Schrift dunkel; dann aber wird die Platte dunkel sein und die Schrift wie Feuer glänzen. Apropos, wie viele Lampen hast Du angefertigt, Odenfeld?

— An die vierhundert, sagte der Baron; es ist eine fürchterliche Arbeit gewesen.

— Und sind sie alle an den hölzernen Stangen und Bogen angebracht und mit Oel gefüllt?

— Der ganze Kram steht bereits fix und fertig in meiner Küche. Die Haken sind auch schon überall eingeschlagen, Alles ist probirt und nummerirt und kann in einer halben Stunde aufgehängt und angezündet sein.

— Und die Pechfackeln?

— Sind gleichfalls in Ordnung. Wenn Du nur mit Deinen Böllern eine ebenso gute Wirkung erzielst, wie ich sie mir heute Abends von meiner Illumination verspreche ...

— Oho, Freund, meine Böller werden donnern, daß Du Dir die Ohren zuhalten sollst, entgegnete der Major. Hab' ich nicht mit allen die Probe gemacht?

— Allerdings, und die Probe war nicht übel, Rawald. Aber der Förster meinte, daß die zwei alten und verrosteten Feldschlangen, die wir drunten im Kellergewölbe fanden, bei so starker Ladung leicht zerplatzen und ...

— Der Förster soll sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern; mit Feldschlangen muß ich doch als ehemaliger Officier umzugehen wissen.

— Wenn nur Der da droben — der Baron blinzelte nach dem Thurm hinüber, wo jetzt Nicander wohnte, und schnitt eine Grimasse — wenn nur Der uns nicht irgend einen boshaften Streich spielt und uns den ganzen Spaß verdirbt.

— Das glaub' ich denn doch nicht, Vetter. Er hat sogar versprochen, ein Flagge zu hissen, sobald die Equipage des Grafen um die Waldecke biegt, von wo aus man, wie Du weißt, zuerst des Thurmes ansichtig wird. Eine lange Flaggenstange haben seine Matrosen vom Schiff herbeigeschleppt — ah, siehst Du, da ragt sie ja schon aus der Dachlucke heraus.

In diesem Augenblicke erschienen auf dem Hofe Frau v. Osten und die Schwestern Bimbach.

Der Major ging ihnen heiter grüßend entgegen.

— Schon so früh auf, meine Damen? redete er sie an. Und Sie haben doch bis zwei Uhr in der Nacht Kränze winden helfen?

— Dieser verwünschten Kränze werde ich mein ganzes Leben lang gedenken, betheuerte Frau v. Osten; ich bin wie an allen Gliedern

gerädert und meine Arme schmerzen mich entsetzlich. Sind sie schon aufgehängt?

— Ei, siehst Du denn nicht, Schwester — da — und dort — und dort — soeben sind wir damit fertig geworden.

Die drei Damen bewunderten sehr die geschmackvolle Anordnung und ertheilten dem Major und dem Baron das verdiente Lob.

— Wir sind aber auch enorm fleißig gewesen, betheuerte der Major. Gleich nach Tagesanbruch fingen wir an, keiner von uns hat diese Nacht länger als zwei Stunden geschlafen.

— Und in den drei vorhergehenden hab' ich Lampen gemacht, brummte der Baron. Die schwerste Arbeit ist mir zugefallen.

— Wir haben Fahnen genäht; das war gewiß nicht weniger mühsam, meinte Fräulein Blandina.

— Wie viel Uhr ist es? fragte Frau v. Osten.

— Eben hat es Sechs geschlagen. Bis zur Ankunft des Grafen haben wir noch volle vier Stunden.

— Wir wollen hinausgehen und uns die große Ehrenpforte besehen, sagte Fräulein Ernestine.

— Wissen Sie denn auch, Cousine, daß die Gutsgrenze, wo wir sie errichtet haben, fast eine halbe Meile von hier entfernt ist?

— Das macht nichts; nach all diesem Kränzewinden und Fahnennähen wird uns eine tüchtige Bewegung in der frischen Luft wohlthun. Wann werden Sie und der Vetter Odenfeld hinausreiten?

— Punkt halb zehn Uhr werden wir da mit den Anderen zusammentreffen.

— Und wie stark ist die berittene Ehrenwache, die Ihr zusammengebracht habt? fragte Frau v. Osten.

— Fünfundsiebzig Mann, Schwester, oder siebenundsiebzig, wenn Du den Amtmann mitrechnen willst und den Förster, der sie anführt — das heißt, ich führe sie eigentlich an, der Förster commandirt unter mir sozusagen als mein erster Lieutenant.

— Schade, daß wir nicht auch draußen sein können, sagte Fräulein Ernestine emphatisch; es muß ein erhebender Moment sein, wenn die stattlichen Reiter ihre muthigen Rosse tummeln und die bunten Fahnen schwenken und in ein weithin hallendes Hoch ausbrechen und dann die Kanonen dreindonnern — ach, wär' ich ein Mann — nur heute ein Mann!

— Haben Sie denn auch Ihre Anrede fleißig memorirt? wendete sich Fräulein Blandina etwas spöttisch an den Major.

— Ach, was gibts da zu memoriren? entgegnete er, indem er selbstgefällig den Schnurrbart in die Höhe strich. Die paar Worte schüttle

ich nur so aus dem Aermel: „Gestatten Sie mir, erlauchter Herr und sehr theurer Vetter, der Erste zu sein, der Ihnen hier an der Grenze seines Gebietes . . .“

— Seines Gebietes? — Hahaha! — Ihres Gebietes müssen Sie sagen.

— Meines Gebietes? Wo denken Sie hin, Cousine!

— Nicht Ihres Gebietes — hahaha! — nein, seines, des Grafen . . .

— Ei, zum Kukuk, das sage ich ja; aber Sie müssen immer widersprechen, Cousine, und Alles bespötteln.

Der Major wendete sich ärgerlich ab und wollte sich entfernen, um nicht länger das fortgesetzte Lachen des Fräuleins hören zu müssen, doch seine Schwester hielt ihn zurück.

— Sage mir, Bruder, bat sie, was geschieht denn eigentlich nach der Begrüßung an der Ehrenpforte?

— Mein Gott, Schwester, entgegnete er, kannst Du Dir denn das Festprogramm gar nicht merken? Von der Ehrenwache escortirt, fährt der Graf bis ans äußere Schloßthor, wo vor der zweiten Ehrenpforte Halt gemacht wird.

— Und dann?

— Dann laß ich mit meinen dort aufgepflanzten Böllern einundzwanzig Schüsse abfeuern, während die weißgekleideten Jungfrauen mit der Cousine Ernestine an der Spitze an den Wagen herantreten und ihre Blumensträuße darreichen. Und dann wird der Amtmann eine kurze Rede halten — er hat mir versprechen müssen, es recht kurz zu machen — und endlich werden die weißgekleideten Jungfrauen das Lied singen, welches die Cousine gedichtet hat.

— Das aber gar nicht recht eingeübt ist, brummte der Baron.

— O, wir haben zwölf Proben gehalten, Vetter Odenfeld, eiferte Fräulein Ernestine.

— Sie hätten noch zwölf weitere halten dürfen, das sagt auch der Schulmeister. Der Schluß klingt abscheulich, wozu freilich auch die Worte beitragen:

„Die Liebe zu dem Gutsbesitzer
War stets für uns der beste Stützer.“

Das ist hart und hölzern.

— Darin muß ich dem Vetter Odenfeld Recht geben, fiel Frau v. Osten mit großer Lebhaftigkeit ein. Man kann auch gar nicht von einem Stützer, sondern nur von einer Stütze reden.

Fräulein Ernestinens kleines blasses Gesicht wurde feuerroth; man sah ihr an, daß ihre Empfindlichkeit aufs Aeußerste verletzt war.

— Sie scheinen nicht zu wissen, Cousine v. Osten, rief sie schnippisch, was poetische Licenz ist und was sie gestattet. Nicht immer ist es möglich, einen guten Reim zu finden, und da muß man sich denn helfen, wie es eben geht.

— Ich will Ihnen was sagen, meine gute Ernestine, erwiderte Frau v. Osten, nun gleichfalls gereizt, ich bin zwar keine Dichterin, wie Sie, aber um einen guten Reim wäre ich hier doch wahrlich nicht verlegen gewesen. Ich hätte gesagt:

„Die Liebe zu dem guten Grafen
War stets für uns ein sicherer Hafen!“

— O, in der That, sehr hübsch, nur ein wenig wässerig! rief Fräulein Ernestine mit einem spöttischen Lachen.

Das Gespräch der beiden Damen, das in einen heftigen Wortwechsel auszuarten drohte, wurde noch rechtzeitig durch den Castellan unterbrochen, der, aus dem Hauptgebäude kommend, eiligst und in sichtbarer Aufregung auf die Gruppe zuschritt.

— Wie gehts, Böhme? rief ihm der Major entgegen. Ist droben in den Gemächern des Grafen Alles in Ordnung? Ist der Tapezierer endlich einmal fertig geworden?

— Herr Major, erwiderte Böhme, dicht an diesen herantretend, mit gedämpfter Stimme, ich habe mich keinen Augenblick freimachen können, sonst hätt' ich Ihnen schon früher gemeldet, daß Se. Gnaden, der Herr Graf, bereits angekommen sind.

— Angekommen? rief der Major in höchstem Erstaunen.

— Angekommen? hallte es wie ein lautes Echo von den Lippen der Uebrigen.

— Aber wie ist das möglich? fragte der Major. Wir haben ja seit Stunden den Hof nicht verlassen; wir hätten ihn ja sehen müssen — die Equipagen — das Gefolge ...

— Se. Gnaden trafen heute Nacht um zwei Uhr, als Alles im ganzen Hause schlief, hier ein, und zwar mit einem einzigen Bedienten und auf einem Miethswagen, der sogleich wieder zurückgeschickt wurde.

— Was reden Sie da, Böhme? Auf einem Miethwagen wäre der Graf — — pah! — Sie träumen!

— Es ist ganz zuverlässig so, wie ich Ihnen sage, Herr Major.

— Und Sie haben mir es nicht früher anzeigen können?

— Unmöglich.

Verwirrt und rathlos blickten sich die Verwandten an.

— Was nun? brummte nach einer langen Pause der Baron.

— Ob ich wol die Böller losbrenne? flüsterte der Major, als handle es sich um Etwas, das ganz im Stillen abgemacht werden könnte.

— Wenn ich reden dürfte .. stammelte der Castellan.

— Reden Sie, lieber Böhme.

— So würde ich mir erlauben, den Herrschaften ganz ergebenst zu rathen, alle derartigen Kundgebungen vorderhand zu sistiren.

— Sie haben Recht, Böhme, wir müssen sie sistiren.

— Und wenn die beiden Herren Sr. Gnaden Ihre Aufwartung machen wollten ...

— Ei, versteht sich, das werden wir sogleich thun. Nicht wahr, Odenfeld, wir gehen augenblicklich hinauf?

— Wogegen die Damen, fuhr Böhme, sich an Frau v. Osten wendend, fort, den Besuch des Herrn Grafen vielleicht am besten in ihren Wohnungen abwarten dürften.

— Nein, sagte Frau v. Osten in sehr entschiedenem Tone, das wird nicht geschehen, denn obwol es allerdings üblich ist, daß die Herren den Damen Besuche abstatten, und nicht umgekehrt, so fordern uns doch die Umstände auf, hier von dieser Regel abzuweichen. Der Graf ist unser Verwandter, wir brauchen daher nicht auf steifes Ceremoniel zu sehen, und er ist ein alter Mann, das gibt ihm einen Anspruch auf freundliches Entgegenkommen. Ich gehe mit den Herren hinauf.

— Ich bin zwar nicht Ihrer Ansicht, Cousine v. Osten ...

— Thun Sie, was Ihnen beliebt, Blandina.

— Sie lassen mich nicht ausreden. Ich bin zwar nicht Ihrer Ansicht, aber wenn es Ihr fester und unabänderlicher Entschluß ist, hinaufzugehen ...

— Das ist es, verlassen Sie sich darauf.

— So zwingen Sie gewissermaßen meine Schwester und mich, das Gleiche zu thun, weil man uns sonst für weniger freundlich gesinnt halten könnte als Sie.

— Und nach Allem, was Sie über den Grafen geäußert haben, meine Beste, wäre das freilich eine große Ungerechtigkeit — hahaha!

— O, was das betrifft, Cousine, so könnt' ich Sie an sehr viele und nicht nur im Scherz geäußerte Bemerkungen ...

— Um des Himmelswillen, fiel der Major der erzürnten Blandina in die Rede, lassen wir jetzt das Zanken und kommen wir zu einem Entschluß. Odenfeld und ich gehen hinauf. Begleiten uns die Damen oder nicht?

— Ich gehe mit! rief Frau v. Osten.

— Und ich natürlich auch! sagte Fräulein Blandina.

— Aber in diesen schlichten Morgenanzügen ... seufzte Fräulein Ernestine, indem sie verschämt ihr Kleid musterte.

— Sei froh, daß Du überhaupt ein Kleid anhast, lachte höhnisch Fräulein Blandina; Frau v. Osten würde nöthigenfalls im Unterrock und in der Nachtjacke hinaufgehen, und selbst wenn wir ein solches Costüm trügen, müßten wir ihr ja folgen.

Sie gingen nun in das Haus und Böhme führte sie in einen großen Empfangssaal des ersten Stockwerks, wo er sie verließ.

Er kehrte aber sogleich zurück und richtete einen Gruß vom Grafen aus.

— Se. Gnaden bitte zu entschuldigen, sagte er, daß er einige Minuten auf sich warten lasse; er sei soeben aufgestanden und noch bei seiner Toilette.

Böhme entfernte sich aufs Neue und die Verwandten nahmen um einen großen runden Tisch Platz; die drei Damen auf einem Canapé, die zwei Herren auf Stühlen.

Gleich darauf trat Bernhard Günther ein.

Er wurde von den Anwesenden sehr kalt und förmlich empfangen, zeigte sich aber ebenso kalt und förmlich gegen sie. Nachdem er mit den Damen einige nichtssagende Worte gewechselt, begann er, die an der Wand hängenden Gemälde zu betrachten.

Nun erschien auch der Wallfischfänger Nicander.

Er hatte zur Feier des Tages schon in früher Morgenstunde ein beträchtliches Quantum Grog getrunken; sein Gesicht war stark geröthet, seine Augen blickten starr und gläsern und beim Gehen schwankte er unsicher hin und her.

Er reichte dem Major die Hand, ballte sie aber, als dieser sie fassen wollte, zur Faust zusammen und lachte sehr über diesen vortrefflichen Spaß.

Seinem Neffen Bernhard wollte er ein Bein stellen, wäre aber bei dem Versuch fast selbst umgepurzelt.

Nachdem er dann noch den drei Damen das artige Compliment gemacht, daß sie, wie sie dahockten, die größte Aehnlichkeit mit drei Eistauchern auf einer Sandbank hätten, fiel er schwer in ein Fauteuil nieder und schlief sofort ein.

— Wäre es nicht möglich, dieses See-Ungeheuer zu entfernen? flüsterte Fräulein Ernestine dem Major zu.

— Warum denn, Cousine? lachte dieser. Wenn er sich gleich von vornherein recht gründlich blamirt — umso besser.

Nun ging die Thür wieder auf und der Müller Sievers und seine Enkelin Helene traten herein.

Die Verwandten wußten sich vor Verwunderung nicht zu lassen.

Der Müller Sievers, der schroffe, starrköpfige Mann, dessen Gehässigkeit gegen Alles, was auf Ronneburg und die dort Wohnenden Bezug hatte, sprichwörtlich geworden war, was wollte er hier? Und warum brachte er seine Enkelin mit?

Rechnete er diese vielleicht thörichterweise nun auch zu den Verwandten des Grafen, weil sie mit dem Stiefsohn der Frau v. Osten verlobt war?

Der Major insbesondere witterte hier eine Ungebührlichkeit, eine freche, sinnlose Zudringlichkeit, und er war schon im Begriff, sich dem Müller zu nähern, um ihm ein paar bedeutungsvolle Worte ins Ohr zu flüstern, doch auf einen Wink seiner Schwester stand er wieder davon ab.

Frau v. Osten faßte überhaupt die Sache von einer ganz anderen Seite auf.

Sie hatte nämlich vor kaum einer Stunde einen Brief von ihrem Stiefsohn empfangen, worin er ihr mittheilte, daß er an diesem Tage mit dem ersten Morgenzuge auf der nahen Station eintreffen werde. Diese Kunde hatte sie umsomehr überrascht, als er für seine plötzliche Reise keine Gründe angegeben; jetzt aber combinirte sie dieselbe mit dem Erscheinen des Müllers und Helenens, indem sie annahm, daß Alles durch den Grafen veranlaßt worden sei.

— Wer kann wissen, was der sonderbare Mann im Schilde führt, sagte sie für sich, indem sie aufsprang und Helenen mit einem unendlich huldreichen Lächeln entgegenging.

Das arme Kind fühlte sich dadurch sehr erleichtert, denn die kalten, verwunderten Blicke, denen sie bei ihrem Eintreten begegnet war, hatten sie aufs Aeußerste eingeschüchtert. Es war ihr gewesen, als ob ihr aus allen Ecken und Winkeln des gewaltig großen Zimmers — noch nie hatte sie einen solchen Saal betreten — die Frage entgegentöne: „Wie kommst denn Du hieher?“ — Und das wußte sie ja selbst kaum. Früh am Morgen hatte sich in der Mühle ein reitender Bote eingefunden und ihrem Großvater einen Brief überreicht. Gleich darauf war ihr vom Großvater gesagt worden, daß sie sich recht hübsch anziehen solle, um mit ihm aufs Schloß zu fahren. Sie hatte voll Erstaunen gefragt, was denn das zu bedeuten habe, doch die Antwort war sehr unbefriedigend ausgefallen.

Das werde sich zeigen, hatte der Großvater, der überhaupt in der letzten Zeit so eigenthümlich geheimnißvoll gethan, mit einer ganz unergründlichen Miene gesagt, jetzt solle sie sich nur beeilen und keine unnützen Fragen stellen.

Und da war sie nun.

Aber auch Bernhard Günther war da, und das verwirrte sie mehr als die Gegenwart der anderen ihr fast fremden Herren und Damen, mehr als die außerordentliche Pracht und Herrlichkeit, die ihr hier entgegenstrahlte.

Sie und Bernhard hatten sich lange nicht gesehen, überhaupt nur ein einzigesmal vor vierzehn Tagen im Walde, wo sie ganz zufällig einander begegneten. Und da war er so sonderbar erregt gewesen und hatte so wunderliche Reden geführt und mit großem Nachdruck gesagt, wie er zuversichtlich hoffe und aufrichtig wünsche, ihr Großvater werde die ihm ertheilte Warnung beherzigen.

Da sie das aber nicht verstand, so wenig wie andere mit leidenschaftlicher Gemüthsbewegung gesprochene Worte, die ebenso dunkel und räthselhaft klangen, und da sie ihn endlich bat, sich doch ihretwegen keine Sorge zu machen, sie fühle sich ja recht zufrieden und glücklich — sie wußte hinterher selbst nicht, wie sie zu der Unwahrheit gekommen — da hatte er sie plötzlich und in durchaus nicht liebenswürdiger Weise verlassen. Und dort stand er nun wieder, ebenso düster und mißmuthig wie damals, und starrte die großen glanzvollen Bilder an und hatte kaum einen flüchtigen Gruß für sie.

Woher schrieb sich wol seine Melancholie?

O gewiß nur daher, daß seine Verlobung mit der schönen Therese Fellenbach, wie man ihr versicherte, wieder rückgängig geworden war. Wie sehr mußte er sie doch lieben!

So dachte Helene.

Was Bernhard dachte, wäre schwer zu sagen. Er konnte sich so wenig wie die Anderen die Anwesenheit des Müllers und seiner Enkelin erklären, wie ihm denn überhaupt in der gegenwärtigen Situation etwas Geheimnißvolles zu liegen schien, auf dessen Enthüllung er nicht wenig gespannt war. Jenes zufälligen Begegnens im Walde erinnerte er sich in diesem Augenblick übrigens gleichfalls.

Es war ihm noch peinlicher gewesen als Helenen, denn er hatte während der wenigen Minuten die Ueberzeugung gewonnen, daß die von Blattner erhaltenen Aufschlüsse über den Herrn v. Osten, welche durch Vermittlung des räthselhaften Fremden, der seinen Onkel gespielt, dem Müller zugegangen waren, bei Letzterem keine Sinnesänderung bewirkt hatten. Und als man ihm später gesagt, daß in der Mühle mit großem Eifer die Vorbereitungen zur Hochzeit betrieben würden, hatte er darüber eine tiefe Trauer empfunden, aber es zugleich fast bereut, auch nur mittelbar den Ankläger des Kammerjunkers gemacht zu haben, dessen Handlungsweise — was ihm völlig unbegreiflich war — von Anderen eine so milde Beurtheilung erfuhr.

Minute auf Minute verstrich; das Gespräch, welches zwischen Einzelnen der Versammelten in gedämpftem, flüsterndem Tone geführt worden war, verstummte allmälig, und es trat eine drückende, beängstigende Stille ein, die nur hin und wieder durch ein lautes Schnarchen des Seemanns in widerlicher Weise unterbrochen wurde.

Eine peinliche, erwartungsvolle Stimmung hatte sich sichtbar der Gemüther bemächtigt; in den Mienen jedes Einzelnen war die Beklemmung zu

tesen, mit welcher man der endlichen Erlösung aus der eigenthümlichen, befremdlichen Lage entgegensah.

Das Hinzukommen des Kammerjunkers v. Osten trug nur dazu bei, die Spannung noch zu erhöhen. Mit Ausnahme seiner Stiefmutter hatte ihn hier Niemand erwartet.

— Wie kam es, fragte sich Jeder, daß er sich gerade zu dieser Stunde hier einfand?

Wahrlich, es gewann mehr und mehr den Anschein, als habe der Graf dies Alles so angeordnet. Aber zu welchem Zweck? Welches Interesse konnte er an dem Kammerjunker und dessen Braut nehmen? Warum hatte er den Müller Sievers hieher beschieden?

Es war durchaus unbegreiflich.

Der Kammerjunker selbst mochte sich, als er in den Saal trat und hier den Müller Sievers und Helene sah, ähnliche Fragen vorlegen. Er stutzte, blickte verwundert um sich und betrachtete, wie nach Aufklärung forschend, eines der ernsten Gesichter nach dem anderen. Dann aber gewann er augenblicklich seine Fassung wieder und begrüßte mit der ihm eigenen leichten Eleganz die Versammelten.

Er wechselte mit dem Major und dem Müller im Vorbeigehen ein paar Worte, küßte seiner Stiefmutter die Stirn und seiner Braut die Hand, ließ sich dann neben der Letzteren nieder und flüsterte ihr leise etwas ins Ohr.

Bernhard beobachtete Beide scharf; er bemerkte, wie Helene erst purpurroth, dann plötzlich auffallend blaß wurde, wie sie verwirrt die Augen zu Boden senkte und die ihr zugeflüsterten Worte unbeantwortet ließ, endlich aber verstohlen nach ihm, Bernhard, hinsah.

Nach dieser kurzen Unterbrechung trat die frühere feierliche Ruhe wieder ein.

Wieder verging Minute auf Minute in immer wachsender peinlicher Erwartung, und wieder war das gelegentlich dazwischenfahrende Schnarchen des Seemanns die einzige höchst unangenehme Störung, welche die lautlose Stille erlitt.

Da endlich wurde eine große Flügelthür, die in die inneren Gemächer führte, geräuschvoll aufgerissen und der Graf trat ein.

Sein Aeußeres an sich hatte sicherlich nichts Fürchterliches, im Gegentheil, es war höchst anziehend, denn die mit Orden geschmückte schwedische Generals-Uniform stand dem alten stattlichen Herrn vortrefflich und seine Miene war, während er einen Augenblick auf der Schwelle stehen blieb, heiter und lächelnd. Einen wahrhaft panischen Schrecken rief aber dennoch seine Erscheinung bei einem Theil der Versammelten hervor.

Wie soll ich Euch denselben beschreiben? Versetzt Euch für einen Moment im Gedanken aus dem Empfangssaal des Grafen in eine Menagerie;

denkt Euch eine Gruppe von Besuchern, die in größter Gemüthsruhe einen frommen Ichneumon oder ein stillvergnügtes Känguruh oder irgend ein anderes harmloses Thierchen betrachten; denkt Euch, daß dann plötzlich dicht hinter ihnen der Käfig des bengalischen Tigers mit einem Krach gesprengt wird und die wüthende Bestie mit einem gewaltigen Satz mitten zwischen sie hineinfährt. Malt Euch das Entsetzen, die bleiche Todesangst in ihren Mienen, während sie, auseinanderstiebend, sich stoßend und drängend und über einander hinpurzelnd, mit weit aufgerissenen Augen und zu Berge stehenden Haaren die riesige Katze anstarren, die nun gleich über sie herfallen und sie zerfleischen wird. Und nun macht den Gedankensprung zurück in den Empfangssaal des Grafen Werneberg und betrachtet Euch den Major, den Baron, Frau v. Osten und Fräulein Blandina. Gleichen sie nicht genau den Leuten in der Menagerie?

Frau v. Osten und Fräulein Blandina waren mit einem lauten „Ha!“ vom Canapé aufgesprungen, aber auch sogleich wie vernichtet wieder darauf niedergesunken.

Den Major hatte das Entsetzen, noch ehe er sich von seinem Stuhl völlig erhoben, plötzlich gelähmt; er stand wie in Stein verwandelt in halbgebückter Haltung da, während seine Hand sich krampfhaft um die Lehne des Stuhles klammerte.

Der Baron endlich war wie vor einem blendenden Blitze zurückgeprallt und hatte sich mit einem dumpfen „Uf!“ hinter seinen Vetter verkrochen.

Ganz andere, aber unter sich wieder sehr verschiedene Empfindungen hatte die Erscheinung des Grafen bei den Uebrigen hervorgerufen.

Auch Fräulein Ernestine war von ihrem Sitz in die Höhe gefahren, doch sie sank nicht wie die zwei anderen Damen fast ohnmächtig auf denselben zurück, vielmehr ging der Ausdruck der Verwunderung auf ihrem kleinen mageren Gesichte schnell in den der Verzückung über, und hätten ihre Nachbarinnen für irgend etwas Anderes als für den Grafen Aufmerksamkeit gehabt, so hätten sie den Ausruf: „Mein Held!“ hören müssen, der den dünnen Lippen des Fräuleins entfuhr.

Der Kammerjunker v. Osten war überrascht, doch nicht bestürzt; er sammelte sich schnell.

So auch Bernhard, in dessen Mienen zwar Erstaunen, aber ein freudiges, erhebendes, sich kundgab.

Und auch Helene hatte kaum ihren alten Freund wieder erkannt, als ein seliges Lächeln ihr hübsches Gesicht verklärte. Sie war nicht übermäßig erstaunt, nicht verwirrt.

Das Märchenhafte war ja so recht ihr Element; jetzt spielte ein Märchen thatsächlich vor ihren Augen, jetzt begab sich endlich eines jener Wunder, von welchen ihr phantasiereiches Köpfchen so lange geträumt: aus der Hülle

war sie in einen strahlenden Feenpalast versetzt worden, und der alte, kranke Mann, den sie gepflegt und den sie so lieb gehabt, weil er gut und freundlich mit ihr gewesen, er hatte sich in einen reichen, mächtigen Grafen verwandelt mit glänzender Tracht und blitzenden Kreuzen und Sternen.

Ach, wie wunderherrlich, wie zauberhaft schön war das Alles! Sie war ganz entzückt.

Wer allein von Allen nicht die mindeste Ueberraschung an den Tag legte, war der Müller Sievers und — fast hätte ich ihn vergessen — der Seemann Nicander, der noch immer schlief.

Der Graf war inzwischen vollends in den Saal getreten; er verbeugte sich voll Anstand und Würde vor den Versammelten und redete sie mit heiterer Miene und kaum merklichem Anfluge von Spott an.

— Ich lese Ueberraschung in Ihren Mienen, meine Freunde, sagte er, aber ich hoffe, daß diese Ueberraschung mit dem wohlthuenden Gefühle gepaart sein wird, welches in uns aufzutauchen pflegt, wenn wir da, wo wir uns auf völlig Fremdes gefaßt gemacht haben, dem schon Bekannten begegnen. Was mich betrifft, so freue ich mich unendlich, Sie Alle im besten Wohlsein wiederzusehen, denn die Zeit, welche ich unter Ihnen verlebte, ist mir noch in angenehmster Erinnerung und ...

— Heda, unterbrach ihn hier Nicander, der soeben erwacht war und, nachdem er sich die Augen gerieben und verwundert um sich geblickt, heftig emporsprang, ist das nicht der infamige Kerl, der mir mit schwarzes Wasser bespritzt und die Treppe hinuntergeschmissen hat? Oho, mit dem Lumpenkerl haben ich ein Wort zu sprechen, ich will ...

Aber nun wurde er selbst unterbrochen, indem der Kammerjunker und Bernhard ihn von beiden Seiten packten und fortziehen wollten.

— Lassen Sie mir los, rief der erzürnte Seemann, der Kerl da ist der Henker, kein Graf und kein General, ein Lump ist er, er haben meine Namen verschandelt und mir mit schwarzes Wasser bespritzt — lassen Sie mir los, sag' ich, lassen Sie mir gleich los!

Bernhard und der Kammerjunker hätten schwerlich den wüthend um sich schlagenden Seemann halten können, wenn ihnen nicht ein Dritter zu Hilfe gekommen wäre.

Der Dritte war aber kein Anderer als unser alter Bekannter Olaf Dahlbom, der nun freilich in einer reich betreßten Livrée mit Kniehosen, Gamaschen und einer schneeweißen Cravate kaum wieder zu erkennen war, so stattlich und sauber sah er aus.

Er war, von seinem Herrn gerufen, schnell herbeigeeilt, hatte mit einem einzigen Blick die Sachlage erkannt und schlug nun hinterrücks seine eisernen Arme in kunstgerechter Weise um die des Seemanns.

— Jetzt dürfen die Herren nur loslassen, sagte Dahlbom mit ausnehmender Ruhe.

Und als Bernhard und der Kammerjunker dies gethan, hob er den Seemann in die Höhe und trug ihn trotz seines Sträubens und Strampelns durch die offenstehende Thür hinaus.

— Er hat mir aber mit schwarzes Wasser — — — schwarzes Wasser bespritzt — — — Treppe hinuntergeschmissen — — — ein Lump ist er! hörte man das Brüllen des Betrunkenen in der Ferne verhallen; dann wurde es wieder still.

Nachdem dieser kleine Zwischenfall vorübergegangen war, begrüßte der Graf die Versammelten noch einmal, und zwar jeden Einzelnen besonders. Und wahrlich, Niemand hatte Ursache, mit dem alten Herrn unzufrieden zu sein, so gut wußte er die Ironie, wenn sie manchmal muthwillig sich Bahn brechen wollte, in die Schranken eines unbefangenen und harmlosen Wesens zurückzudrängen.

Ein Meisterstück der Selbstbeherrschung war es unleugbar, daß er nicht in ein helles Lachen ausbrach, als ihm auf seine freundlichen Anreden: „Wie geht es Ihnen, bester Rawald?“ und: „Wie befinden Sie sich, Vetter Odenfeld?“ von Seite des Ersteren nur mit einem heiseren Schnattern und von Seite des Letzteren mit einem dumpfen Grunzen geantwortet wurde, wie es mitunter jene Zahnärzte zu hören bekommen, die den schlechten Geschmack haben, nach vollendeter Operation ihre gemarterten Patienten im Tone reiner Unschuld zu fragen:

— Es hat doch nicht wehgethan?

Noch mehr fast ergötzten den Grafen Frau v. Osten und Fräulein Blandina, die ihn Beide, als er ihnen ein artiges Compliment über ihr vortreffliches Aussehen machte, mit einem seltsamen Gemisch von ohnmächtiger Wuth und geheuchelter Zerknirschung anblinzelten und offenbar darüber unschlüssig waren, ob sie dableiben oder die Flucht ergreifen sollten.

Seiner Cousine Ernestine reichte der Graf die Hand, und sie ergriff sie mit ihren beiden und wollte sie küssen; doch die außerordentliche Hast ihrer Bewegung gab ihr ganz das Aussehen eines Hechtes, der gierig nach einem kleineren Fisch schnappt, und der Graf zog seine Finger behutsam zurück.

Nun kam die Reihe an Bernhard Günther und den alten Müller Sievers.

Beiden bezeugte der Graf Werneberg eine wirkliche, aufrichtig gemeinte Herzlichkeit.

Gegen den Kammerjunker war er äußerst gemessen; Helene dagegen hatte sich einer überaus liebevollen Begrüßung zu erfreuen, und er behielt ihre Hand in der seinigen, während er die Versammelten folgendermaßen anredete:

— Als ich vor einigen Monaten nach Nürnberg kam, hielten Sie, meine theuren Verwandten, gerade einen Familienrath, und während meines Hierseins kamen Sie, wenn ich nicht irre, öfters zum Zweck gemeinschaftlicher Besprechung zusammen — eine ehrwürdige, patriarchalische Sitte, die in rührender Weise die unter Ihnen herrschende Eintracht bezeugt. Wir sind hier — Dank der ausnehmenden Freundlichkeit meiner lieben Cousinen, die meinem Besuche zuvorkamen — Alle beisammen; wir könnten daher, falls es Ihren Beifall findet, auch jetzt wieder einen Familienrath halten, was mir umso erwünschter wäre, da ich Ihnen einige Mittheilungen zu machen habe, die für Sie nicht ohne Interesse sein dürften. — Sie billigen meinen Vorschlag? — Sehr wohl, ich erkläre somit die Sitzung für eröffnet. Und nun gestatten Sie mir vor allen Dingen, Ihnen in der Person dieses jungen Mädchens meine Enkelin, die Gräfin Stephanie Wernberg, vorzustellen, das einzige Kind meines verstorbenen ältesten Sohnes und seiner Gattin, der Tochter meines hochgeschätzten Freundes, des Müllers Stevers.

Daß diese Mittheilung bei den Versammelten eine lebhafte Bewegung hervorrufen mußte, kann man sich denken.

Frau v. Osten machte auf dem Canapé einen Satz und klatschte in die Hände. Ihr Stiefsohn war also nicht mit einer Drechslerstochter, sondern mit einer unermeßlich reichen Gräfin verlobt — welch unerwartete, köstliche Entdeckung!

Sie sah nach ihm hin, dem lieben, herzigen Stiefsohn, und wie strahlten nicht seine Augen vor inniger Freude, als er ihren Blick erwiderte! Sie sah auch der Reihe nach die Anderen an und sie bemerkte mit einem seligen Gefühl unbeschreiblicher Genugthuung, wie sich Fräulein Blandina abquälte, ihrem Erstaunen den Ausdruck von Theilnahme und Rührung beizumischen, und wie Fräulein Ernestine mit fast übermenschlicher Anstrengung einen Krampfanfall niederkämpfte, und wie ferner der nächste Cognat seine cognatischen Hoffnungen in einen düsteren Winkel seines Herzens einzuscharren schien und sich anschickte, dem Grafen und seiner Enkelin einen aufrichtig und herzlich sein sollenden Glückwunsch abzustatten, und wie endlich der Baron sich bereit hielt, ganz das Nämliche zu thun, was sein Vetter zu thun für gut finden werde.

Der Graf achtete auf das Alles nicht; er zog das verwirrte, zitternde Mädchen an sich und hielt sie, die Lippen auf ihre Stirn gepreßt, einige Augenblicke fest umschlungen.

Dann sprach er leise zu ihr einige Worte, die nur sie hören konnte. Und sie hob das an seiner Schulter ruhende Köpfchen und sah ihm mit einem so zärtlichen und strahlenden Lächeln, wie nur je eines ein Mädchenantlitz verschönert hat, in die Augen.

— Nein, erwiderte sie ihm ebenfalls ganz leise, meine Feen haben mich nicht betrogen, keinen garstigen Kobold haben sie mir zum Großpapa gegeben.

sondern einen prächtigen stattlichen Mittersmann, den ich ja auch schon vom ganzen Herzen . . .

Die Rührung überwältigte sie und sie brach in Thränen aus.

Der Graf redete wieder flüsternd zu ihr und nöthigte sie, auf einem Sessel Platz zu nehmen.

Der alte Müller setzte sich zu ihr und seine Nähe wirkte beruhigend auf sie.

Mit einem vielsagenden Wink wehrte der Graf den Major und den Baron ab, die es Beide für angemessen hielten, ihm mit gemüthlicher Treuherzigkeit die Hand zu reichen.

Darauf hub er von Neuem an:

— Sie Alle kennen die Geschichte meines unglücklichen, tiefbetrauerten Sohnes. Sie wissen, daß, ehe er nach Amerika übersiedelte, zwischen ihm und mir ein Abkommen getroffen wurde, nach welchem er gegen Auszahlung einer gewissen Summe auf alle weiteren Erbansprüche verzichtete. Somit hat denn auch seine Tochter keine rechtlichen Ansprüche auf das Vermögen, welches ich dereinst hinterlassen werde. Sie konnten indeß annehmen, daß ich geneigt sei, das mit meinem Sohne, Stephanie's Vater, getroffene Uebereinkommen zu annulliren und Stephanie in alle Rechte wieder einzusetzen, die ihr durch dasselbe verloren gingen. Hiegegen aber sprechen gewichtige Gründe.

Frau v. Osten wurde abermals auf dem Canapé sehr unruhig und blickte abermals zu ihrem Stiefsohn hinüber; der theure Stiefsohn war so weiß geworden wie die Wand.

Sie sah auf den nächsten Cognaten hin; er war augenscheinlich im Begriff, in dem düsteren Winkel seines Herzens die cognatischen Hoffnungen wieder auszugraben.

Der Graf fuhr fort:

— Als ich nach dem Tode meines Sohnes seine Tochter aus den Augen verlor, empfand ich darüber einen lebhaften Schmerz, denn es war damals mein sehnlichster Wunsch, bei dem Kinde Vaterstelle zu vertreten. Alle meine Bemühungen, die Spur der Verschollenen wieder aufzufinden, blieben erfolglos, und später wurde ihnen durch vielfach verbürgte Nachrichten, an deren Glaubwürdigkeit ich nicht zweifeln durfte, ein Ziel gesetzt. Wäre damals mein Wunsch in Erfüllung gegangen, so hätte ich mir das Recht erworben, welches einem Vater hinsichtlich der Tochter gebührt. Nun aber ist dieses Recht durch die Fügung des Schicksals in die Hände ihres Großvaters von mütterlicher Seite, meines sehr werthen und hochgeschätzten Freundes, übergegangen. Er und seine vortreffliche Frau haben über Stephanie gewacht mit unermüdlicher Sorgfalt; sie haben sie gehalten wie ihr eigenes Kind und haben ihr eine Erziehung gegeben, die ihnen wie ihr zur

Ehre gericht. An sie ist Stephanie geknüpft mittels der geheiligten Bande der Liebe, der Dankbarkeit und der langen Gewohnheit, und nie würde ich mir anmaßen, ein so inniges gegenseitiges Verhältniß durch meine unbefugte Dazwischenkunft zu stören. Mit Einem Wort: Stephanie ist zwar meine sehr liebe Enkelin, aber meine Erbin wird sie nie. Sage, mein theures Kind, bist Du damit zufrieden?

— Ja, Großvater; es würde mich nur ängstigen und unglücklich machen, wenn es anders wäre.

Frau v. Osten aber war ganz und gar nicht damit zufrieden; sie war vielmehr vor Zorn und Entrüstung wie außer sich und konnte sich nicht enthalten, ihren aufgeregten Gefühlen in heftig hervorgezischelten Worten Ausdruck zu geben, wie:

— Das ist lächerlich — ganz abscheulich — welche Tollheit!

Der Kammerjunker biß sich auf die Lippe und rang mühsam nach Selbstbeherrschung. Der nächste Cognat dagegen strich wohlgefällig seinen Schnurrbart.

— Ich habe mein Testament bereits gemacht, fuhr der Graf fort. Es wird Jedem, der es kennen zu lernen wünscht, von meinem Notar gern zur Einsicht vorgelegt werden. Zum Universalerben habe ich meinen Neffen Bernhard Günther eingesetzt — still, Bernhard, sprich nicht, ich bitte darum; ich kenn' Dich durch und durch und weiß, auch ohne daß Du es mir in Worten auszudrücken brauchst, was in Deinem Herzen vorgeht. Du bist, ich wiederhole es, zu meinem Universalerben ernannt, und ich habe Dir, damit Du schon jetzt Deiner künftigen Stellung gemäß leben kannst, das Gut Ronneburg urkundlich als Dein Eigenthum zur völlig freien Verfügung übertragen. Von dieser Stunde an bist Du der Gutsherr.

Der Graf hätte kaum nöthig gehabt, seinem Neffen Stillschweigen aufzuerlegen, denn es gibt Gemüthsbewegungen, für die keine Sprache einen Ausdruck hat, und unser junger Freund war in diesem Augenblick von seinen Empfindungen so überwältigt, daß ihm das Reden platterdings unmöglich gewesen wäre.

— Es ist zu viel, bei Gott, es ist zu viel! stammelte er nur mühsam hervor und wendete sich ab, die Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam unter seinen Wimpern hervordrangen.

Einen kurzen Moment ließ der Graf seinen Blick — es war, wie ich leider gestehen muß, kein durchaus harmloser Blick — auf dem Major ruhen, der mit stiller Resignation seine nun vollends todtgeschlagenen cognatischen Hoffnungen zum zweitenmale einscharrte und sich recht gern selbst begraben hätte, dann nahm er aufs Neue das Wort:

— Was die sonstigen Bestimmungen meines Testaments betrifft, so hoffe ich, daß Sie Alle im vollsten Maße damit zufrieden sein werden.

Ich gebe Ihnen die beruhigende Versicherung, daß ich bei Abfassung derselben gewisser kleiner Zwischenfälle, die sich während meines Hierseins zutrugen, nicht gedacht habe.

— Hätten wir ahnen können, fiel hier der Major, sich ermannend, ein, hätten wir ahnen können, daß Sie es waren ...

— So hätten Sie mir Ehrenpforten errichtet, bester Major, und hätten mir Kränze gewunden und hätten Ihre Böller gelöst — o, ich weiß es. Aber ich bin nun einmal ein querköpfiger alter Mann und hänge mit einer abscheulichen Zähigkeit an der wunderlichen Idee, daß solchen Kundgebungen nicht recht zu trauen ist. In diesem gewiß sehr pessimistischen Glauben griff ich zu einem perfiden Mittel, über welches mir Vorwürfe zu machen Sie alle Ursache haben, denn ich brachte Sie dadurch allerdings in eine böse Lage. Vergessen Sie übrigens das Vorgefallene, wie auch ich es vergessen werde. Und nun, um noch einmal auf die Bestimmungen zurückzukommen, die ich für die Zeit meines Lebens, sowie für den Fall meines Todes in Bezug auf Sie und die übrigen Verwandten getroffen habe, so hoffe ich, wie schon gesagt, daß Sie Alle damit zufrieden sein werden, namentlich aber auch mit der einzigen Beschränkung, die ich Bernhard in der Schenkungsurkunde auferlegt habe, die nämlich, daß Schloß Ronneburg binnen acht Tagen aufhört, ein Familien-Asyl zu sein.

— O, wir werden gehen, recht gern gehen — wir wollen Keinem hier zur Last sein! rief Frau v. Osten, die ihre Wuth nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Sie erhob sich, als wolle sie augenblicklich die That den Worten folgen lassen, doch da der Graf, statt ihrem Gebahren die gehoffte Aufmerksamkeit zu schenken, sich nunmehr an ihren Stiefsohn wendete und offenbar im Begriff stand, ihn anzureden, gewann bei der kleinen Frau die Neugierde die Oberhand über den Zorn und sie sank wieder auf das Canapé zurück.

— Es trifft sich recht glücklich, Herr v. Osten, sprach der Graf, daß auch Sie hier zugegen sind, denn mehr als jeden Anderen mußte ja das, was ich in Betreff dieser jungen Dame — er zeigte auf seine Enkelin — zu sagen hatte, Sie, ihren Verlobten, interessiren. Ja, möglicherweise sind dadurch gewisse Voraussetzungen, unter welchen Sie um die Hand Stephaniens anhielten, so wesentlich alterirt worden, daß Sie sich veranlaßt fühlen dürften, Ihr Herz zu befragen, ob noch immer die Verbindung mit meiner Enkelin das Endziel Ihrer heißesten Wünsche ist.

Der Kammerjunker wollte antworten, doch eine rasche und geräuschvolle Bewegung des alten Müllers lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen hin.

Der Müller war aufgestanden und hatte sich dem Grafen genähert. Seine Züge drückten eine starke Mißbilligung aus, indem er in halblautem, aber festem Tone sagte:

— Das lag nicht in unserer Verabredung, Excellenz.

— Allerdings nicht, mein werther Freund, entgegnete der Graf, aber Sie werden mir die kleine Abweichung von unserer Uebereinkunft gern verzeihen, wenn Sie erst die Gründe kennen, durch welche sie veranlaßt wurde. Lesen Sie gefälligst dies.

Er zog aus einem Portefeuille, welches er die ganze Zeit über in der Hand gehalten, ein zusammengefaltetes Papier und reichte es dem Müller.

— Es ist, wendete er sich wieder an den Kammerjunker, ein von Ihnen unterschriebenes und dem früheren Obermüller Blattner übergebenes Docu-

ment, durch welches Sie sich eine Verpflichtung auferlegen, von deren Erfüllung Sie sich nach dem Gehörten vielleicht recht gern entbunden sehen dürften.

Der Kammerjunker, zu seinem Lobe sei es gesagt, verlor die Fassung nicht. Der Kampfpreis war zwar nicht mehr zu erringen, aber den Kampf wollte er noch fortführen, um wenigstens seinen Rückzug unbesiegt zu bewerkstelligen.

— Das Document wurde einzig und allein im Interesse der Gräfin Stephanie Werneberg ausgestellt, entgegnete er mit scharfer Betonung. Ich gehorchte, indem ich es unterschrieb, nur dem Gebote der Pflicht. Eine jede andere Auffassung wäre eine Beleidigung meiner Ehre, die ich aufs Entschiedenste zurückweisen müßte. Nachdem mir das Geheimniß von Helenens Geburt entdeckt worden war, mußte ich, als ihr künftiger Gatte, mir die Beweisstücke sichern, die unter gewissen Eventualitäten zur Wahrung ihrer Rechte benützt werden konnten. Niemand wird mir bestreiten, daß solche Eventualitäten — etwa nach einem plötzlichen Todesfalle — hätten eintreten können. Den heute wirklich eingetretenen Fall aber, der die Erwerbung jener Beweisstücke nutzlos macht, konnte ich freilich nicht voraussehen; ich konnte unmöglich ahnen, daß der Großvater meiner Braut, daß der Graf Werneberg selbst, die Rechte seiner Enkelin verleugnen würde.

— Mit anderen Worten, Herr Kammerjunker, Sie kannten nicht das mit Stephaniens Vater getroffene Abkommen.

— Ich kannte dieses sehr wohl, aber ich kannte nicht in ihrem ganzen Umfange die Härte und Ungerechtigkeit, deren Sie, Herr Graf, einem unschuldigen Kinde gegenüber fähig waren.

— Dies ist ein Punkt, Herr v. Osten, über den sich nicht streiten läßt; wir wollen ihn also fallen lassen. — Was sagen Sie, lieber Sievers, zu diesem Document?

Der Müller hatte es gelesen und zerknitterte es jetzt mit einer wüthenden Geberde zwischen den Händen.

— Ein schändlicher, verächtlicher Handel ists, rief er erbost, von dem ich früher hätte unterrichtet sein sollen. Wie lange sind Euer Excellenz schon im Besitz dieses sauberen Geheimnisses?

— Schon seit fast vier Wochen. Aber ereifern Sie sich nicht, alter Freund, ich unterließ es, Ihnen dasselbe mitzutheilen, weil — und dies möge auch Dir, Bernhard, zur Aufklärung dienen — weil es meiner Ansicht nach noch anderer Thatsachen bedurfte, um Ihre hohe Meinung von dem Charakter des Herrn v. Osten zu erschüttern.

— O, das da genügte vollkommen! rief der jähzornige Sievers, indem er das zusammengeknitterte Papier voll Entrüstung dem Kammerjunker vor die Füße warf.

— Das da, sagte der Graf, konnte aber auch in dem Sinne aufgefaßt werden, in welchem es der Herr v. Osten, wie Sie gehört haben, aufgefaßt wissen will. Ich selbst war, ich gestehe es, nicht durchaus abgeneigt, eine ziemlich verzeihliche juristische Prämeditation darin zu erblicken, nur freilich machte mich das sehr frühe Datum irre, welches denn auch, so sagt man mir, der Herr Kammerjunker später recht gern abgeändert hätte, würde nicht Blatiner so eigensinnig darauf bestanden haben, es — — doch das sind Dinge, die ich vor den Ohren meiner Enkelin nicht gern des Näheren erörtern möchte. Genug, ich durfte auf keinen vollkommen sicheren Erfolg rechnen, wenn ich Ihnen, lieber Sievers, das Document ohne weitere Belege schon damals übergab. Erst heute sah ich mich in der Lage, jedem Einwande zu begegnen, den Sie und der Herr Kammerjunker vielleicht erheben würden.

Der Graf wendete sich wieder an den Kammerjunker und reichte ihm ein anderes aus dem Portefeuille genommenes Blatt.

— Nehmen Sie dies, sagte er in strengem Tone, es ist ein Brief von hoher Hand, der seltsame Aufschlüsse gibt über gewisse ans Tageslicht gebrachte Kunstgriffe, die von gewissen Personen an einem gewissen Badeorte in Anwendung gebracht wurden, um zu wiederholtenmalen ein Zusammentreffen zu veranlassen zwischen — — soll ich die Namen nennen, oder haben Sie mich bereits verstanden?

— Ich habe nur das Eine verstanden, entgegnete der Kammerjunker hitzig und ohne das dargereichte Papier zu nehmen, ich habe nur das Eine verstanden, daß mich Euer Excellenz durch gewisse Kunstgriffe hieher gelockt haben, blos, wie es scheint, um mich zu insultiren. Ich gehe, doch seien Sie versichert, daß ich Ihnen gegenüber mein letztes Wort noch nicht gesprochen habe.

— Richten Sie es an mich, Herr v. Osten, sagte Bernhard rasch vortretend, und die Antwort wird nicht auf sich warten lassen.

— Ruhe! gebot der Graf. Der Herr v. Osten wird es ohne Zweifel vorziehen, das Wort ungesprochen zu lassen, wenn er erst Zeit gehabt haben wird, seine Lage vollkommen ruhig ins Auge zu fassen. Jetzt aber ersuche ich ihn, sich zurückzuziehen, wenn er nicht will, daß ich diesen Brief laut lese.

Knirschend vor Wuth wendete der Kammerjunker dem Grafen den Rücken und verließ den Saal.

Frau v. Osten sprang mit einem Schrei der Erbitterung vom Canapé herunter und stürmte ihm nach.

Helene aber — wir wollen sie noch immer so nennen — Helene, die dem Auftritt mit athemloser Spannung gefolgt war, erhob sich von ihrem Sitz und warf sich dem Grafen in die Arme.

— Ich danke Dir von ganzem Herzen, Großvater, flüsterte sie ihm zu, keinen größeren Liebesdienst konntest Du mir erweisen.

Der Graf machte sich sanft von ihr los und zog den alten Müller in eine Fenstervertiefung.

Was die Beiden dort mit einander sprachen, konnte von den Uebrigen Niemand hören, nur sah man, daß sie über das, was den Gegenstand ihrer Unterredung bildete, leicht einig wurden, denn der Müller nickte öfters wie beistimmend mit dem Kopf und schüttelte schließlich mit großer Wärme die ihm vom Grafen gereichte Hand.

Dann ging der Graf zu seinem Neffen Bernhard und sagte auch ihm ganz leise ein paar Worte, und der Neffe wurde über und über roth und stammelte — Gott weiß was von überschwänglichem Glück und unaussprechlicher Dankbarkeit u. s. w.

Und der Müller ging zu seiner Enkelin und redete leise, ganz leise zu ihr, und die Enkelin wurde ebenfalls feuerroth und blickte verschämt, jedoch mit einem seligen Lächeln zu Boden, sagte aber gar nichts.

Und dann begab sich das größte und schönste aller Wunder, von denen sie je geträumt, denn — sie wußte nicht, wie es geschah — ihre Hand befand sich plötzlich in der Hand Bernhard's, und er neigte nun seinerseits den Mund ihrem Ohre zu und sprach etwas, das ihr eine ganze Reihe von köstlichen Wundern verkündete, zum Beispiel wie sie bald an seiner Seite als Herrin das große prächtige Schloß bewohnen und mit ihm durch die neuen wunderschönen Parkanlagen — seine und ihre Parkanlagen! — wandern und inmitten all der Pracht und Herrlichkeit gewiß sehr, o sehr glücklich sein werde. Und dann drangen wieder andere Worte an ihr Ohr, warme, herzliche

Segenswünsche ihres Großvaters, des alten Müllers — der ihr übrigens gar nicht mehr wie ein rechter Müller, sondern wie ein als Müller verkappt gewesener Zauberer vorkam — und ebenso herzliche Segenswünsche von Seite ihres anderen Großvaters, des stattlichen, besternten alten Ritters.

Und auch die anderen Verwandten des Grafen drängten sich herbei und brachten ihre Glückwünsche dar, und —, Himmel, wie erschrak sie! — Kanonen wurden abgefeuert und die Scheiben klirrten bei dem gewaltigen Donner.

Erst konnte sie dies gar nicht fassen, doch bald klärte es sich auf: der Major hatte den günstigen Moment benützt, um vom Fenster aus mit seinem Taschentuch ein Signal zu geben, und seine Böller krachten und donnerten nun, daß Alles erbebte. Und der Graf lachte recht herzlich und meinte, die getroffenen Anstalten wären nun doch zu etwas nutz, und wenn sein Vetter Odenfeld heute Abends, um seiner Enkelin ein weiteres Wunder vorzuführen, die vierhundert Lampen und zwanzig Pechfackeln zur Feier der Verlobung anzünden wolle, er seines Dankes versichert sein dürfe. Nun aber wolle er mit seinem Freunde Sievers und Stephanie und Bernhard zur Mühle hinüberfahren, um dort das glückliche Ereigniß zu verkünden.

Der Baron nahm sich den Wink des Grafen ad notam und berieth sich mit dem Major und den zwei Fräulein Bimbach. Sie entwarfen gemeinschaftlich ein neues Festprogramm und machten sich ohne Säumniß daran, es zur Ausführung zu bringen.

Und als der Abend kam, war auch Alles aufs Herrlichste hergestellt. Die vierhundert Lampen und zwanzig Pechfackeln des Barons ergossen über das Schloß ein magisches, buntfarbiges Licht, das große „Willkommen“ über dem Hauptportal war durch ein Transparent mit den verschlungenen Namenszügen der Verlobten ersetzt worden, der Major ließ Raketen und Schwärmer steigen und verschoß mit seinen Böllern ausnehmend viel Pulver, Fräulein Blandina hatte Bernhard's Treibhäuser geplündert, um die Festgemächer in einen Feengarten zu verwandeln, und Fräulein Ernestine hatte auf ihrem Pegasus einen tollkühnen Ritt gemacht und ein paar Verse erjagt, die ihre weißgekleideten Jungfrauen zu der schon eingeübten Melodie singen mußten.

Auch war zur freudigsten Ueberraschung Aller aus der nahen Stadt ein großer Wagen mit den ausgesuchtesten Delicatessen angelangt, so daß unter der Anleitung des Barons ein Festmal bereitet werden konnte, wie man es auf Ronneburg seit Menschengedenken nicht gesehen hatte.

Daß die Verwandten einen so regen Eifer entwickelten, wird Euch nicht wundern, wenn ich Euch sage, daß der Graf im Laufe des Tages unter vier Augen mit dem Major einige Worte hatte fallen lassen, die auf eine sehr wesentliche Verbesserung seiner und der Uebrigen Lage hindeuteten. Damit war ihnen ein Stein vom Herzen genommen worden. Sie gestanden sich, doch eigentlich weit besser weggekommen zu sein, als sie es durch ihr früheres Verhalten verdient hatten und erwarten durften, und sie waren in der besten Laune.

Nur Frau v. Osten grollte noch immer; sie ließ sich gar nicht blicken, so wenig wie der Wallfischfänger, der fluchend und wetternd den Thurm verlassen und sich an Bord seines Kutters begeben hatte.

Dagegen waren von der Mühle der alte Sievers, seine Frau und Mademoiselle Tourville herübergekommen; auch sie brachten die fröhlichste Stimmung mit.

Daß den Verlobten vor lauter Glückseligkeit die Köpfe ganz wirbelig waren, und namentlich Helene sich wie bezaubert vorkam, könnt Ihr Euch denken. Aber auch der Graf war so heiter, wie man ihn noch nie gesehen hatte. Und daraus läßt sich schließen, daß er sich über die so unglücklich ausgefallene Heirat mit der Generalin Fellenbach als echter Philosoph zu trösten wußte.

— Man hat mich hier mit ausnehmender Grobheit behandelt, sagte er scherzend, als er spät Abends mit dem alten Sievers, dessen Frau, Helenen und Bernhard allein war, man hat mir jeden denkbaren Schabernak gespielt, man hat mich des Mordes angeklagt und zum politischen Verbrecher gestempelt, man hat mich aus meinem eigenen Hause hinausgeworfen und man hat mich — was beiweitem das Schlimmste ist — auch noch geheiratet; trotzdem aber verdanke ich meinem Aufenthalt auf Ronneburg mehr Glück und Segen, als ich am Schluß meines Lebens vom Schicksal noch erhoffen durfte. Ein Dichter — ich glaube Baggesen — erzählt von einem Wirthshause, auf dessen Schild Diogenes zu sehen war, wie er das Licht in seiner Laterne ausblies. Darunter stand geschrieben: „Hier endlich fand ich Menschen.“ An diesen Diogenes, der nach einer Wanderung von zweitausend zweihundert Jahren in einer deutschen Dorfschänke das Ziel seiner Wünsche erreichte, habe ich oft denken müssen, denn auch ich, obgleich wahrlich kein Diogenes, hatte seit mehr als einem halben Jahrhundert ein Licht angezündet, mit dessen Hilfe ich das, was ich suchte, nicht zu finden vermochte, und die immer wieder getäuschte Erwartung flößte mir zuletzt eine tiefe Weltverachtung ein. Bei Euch endlich darf auch ich meine Laterne beiseite stellen: ich habe Menschen gefunden. Es sind dies nur vier Worte, aber sie sagen Euch Alles, was die längste Rede ausdrücken könnte.

Das ofterwähnte schwedische Manuscript ist zu Ende, lieber Leser. Nur eine kurze, um mehrere Monate später verfaßte Nachschrift ist demselben noch beigefügt. Sie enthält aber leider wenig des Wissenswerthen.

So ersehe ich zum Beispiel daraus nicht, wohin sich die Verwandten, nachdem sie das Familien-Asyl hatten räumen müssen, begaben und wie es ihnen weiter erging.

Auch sagt uns die Nachschrift nicht, wie der Kammerjunker v. Osten die Zertrümmerung seiner Hoffnungen ertrug und ob die Gräfin Werneberg den Aufenthalt auf Arvidsjaur an der lappländischen Grenze so angenehm fand, wie ihn der Graf geschildert hatte.

Dagegen heißt es von Theresen, daß sie das Nervenfieber, welches sie dem Tode so nahe brachte, glücklich überstand und sich, nachdem sie das Verhältniß zu dem Prinzen Otto gelöst, mit einem ihr vom Grafen ausgesetzten Jahrgehalt in einen stillen Erdenwinkel zurückzog, wo sie in der Einsamkeit und völligen Abgeschiedenheit nach und nach die Gemüthsruhe wiedergewann, die sie im leidenschaftlichen Taumel des Lebens eingebüßt hatte.

Ferner besagt die Nachschrift, daß Bernhard und seine junge Gattin auf Ronneburg das glücklichste Leben führten, das nur je zwei Sterblichen beschieden wurde — nun freilich, das hätten wir auch ohne Nachschrift gewußt. Und so dürfen wir auch, obgleich hierüber die Nachschrift schweigt, überzeugt sein, daß der vielgeplagte Böhme nun endlich die Ruhe fand, nach welcher er sich so lange gesehnt, sowie auch, daß Blattner durch Bernhard's Vermittlung den ihm in Aussicht gestellten Posten eines Werkmeisters erhielt und nicht wieder in das Laster des Trunkes zurückfiel.

Was soll ich Dir noch weiter sagen, lieber Leser?

Manchmal habe ich mich während des Niederschreibens dieser wahren Geschichte nicht enthalten können, Dir mein Leid zu klagen. Du weißt, wie schwer es mir wurde, meiner feurigen Phantasie Fesseln anzulegen und Dir so Alltägliches aufzutischen. Bist Du nur im Mindesten mein Freund, so empfandest Du einiges Mitleid für mich. Soll ich Dir, während wir uns zum Abschied gerührt die Hand schütteln, noch gestehen, was mich am meisten gequält hat?

Es war das ewige Stillsitzen auf dem einen Fleck Ronneburg — denn ein halbstündiger Aufenthalt in Stockholm war ja doch für nichts zu rechnen. O, wie gern wäre ich mit Dir hinausgeschweift in weite Fernen! Und wie leicht wäre es zu bewerkstelligen gewesen!

Warum mußte Therese so spurlos verschwinden? Zog sie mit dem Prinzen nach dem Comer See? Wir wissen es nicht, aber sie hätte dorthin ziehen und wir hätten sie begleiten können. Und hätten wir nicht auch der Gräfin Werneberg an der lappländischen Grenze einen Besuch abstatten können? Und konnte nicht Bernhard Günther wirklich nach Persien geschickt werden?

Wir wären ihm dann dahin gefolgt und hätten vielleicht noch einen Abstecher nach China und Japan gemacht.

Mein Roman wäre dann um vier bis sechs Bände stärker geworden und hätte einen pikanten exotischen Beigeschmack erhalten. Und ich hätte ihn betitelt: „Durch alle Zonen“, oder: „Unter Hollundersträuchen, Zwergweiden, Oliven und Bananen.“

Wahrlich, oft habe ich die Romandichter beneidet, die ihre sämmtlichen Personen zu Nomaden machen und mit ihnen alle fünf Welttheile ins Kreuz und in die Quere durchziehen dürfen.

Nichts ist für den Leser angenehmer, keine träge Ruhe schläfert ihn ein, er glaubt sich fortwährend auf der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiff. Kaum hat ihn auf dem Ocean der Sturm umheult, so hört er in den wilden Gebirgsschluchten des Himalaya die Lawinen donnern; kaum ist er unter dem Aequator fast gebraten worden, so darf er sich hart am Nordpol wieder abkühlen.

Und überall trifft er alte Bekannte, denn der Fürst, die Fürstin, verschiedene deutsche Barone, französische Marquis und englische Lords und die schöne Balletttänzerin und der lahme Stadtschreiber und der taube Bierwirth und der blinde Bettler und der intriguante Jesuit und die gedungenen Meuchelmörder, kurz Alle, die er in seinem Roman hat kennen und lieben lernen, folgen ihm getreulich von Quedlinburg, wo die Geschichte in aller Gemüthlichkeit begann, nach Puerto Principe auf Cuba, und von Puerto Principe nach der Mündung des Kupferminenflusses, und von dort nach der Küste Coromandel und immer weiter und weiter, bis endlich nach tausendfältigen Abenteuern und glücklich überstandener Erdumschiffung die ganze Gesellschaft in Quedlinburg wieder zusammentrifft.

Und wir dagegen mußten drei ganze Bände hindurch auf Ronneburg hocken, und noch dazu in einem Familien-Asyl!

Ende.



